

JAHRBUCH FÜR SCHLESISCHE KIRCHENGESCHICHTE

JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 59/1980

Herausgegeben

von Dr. Dr. Gerhard Hultsch

VERLAG „UNSER WEG“ Lübeck

JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 20/1980

Herausgegeben

von Dr. Dr. Gerhard Hülshof

Gh 6269

Copyright 1980 by Verlag „Unser Weg“ Lübeck, Meesenring 15

Printed in Germany – Alle Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung: Offsetdruck GmbH Sonthofen-Rieden

ISBN 3-87836-341-9

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

1. H.-D. Loebner:	Jordansmühl – Dorf und Kirchspiel	7
2. L. Radler:	Beiträge zur Siedlungs- und Kirchengeschichte des Kreises Schweidnitz, Saarau Königszelt	44
3. A. Büchner:	Johann Christoph Schwedlers Nieder-Wiesauer Leichenpredigt auf Eugenio Casparini vom Jahre 1706	62
4. C. E. Schott:	Von der Aufklärung zur Erweckung – die theologische Entwicklung Gottlieb Ringeltaubes	84
5. A. Büchner:	Johann Andreas Rothes Görlitzer Parentation für Melchior Schäffer vom Jahre 1738	100
6. P. Maser:	„Der Freund Israels“ F. A. G. Tholuck und die Judenmission des frühen 19. Jahrhunderts	108
7. J. Grünewald	Beiträge zur schlesischen Presbyterologie aus den Kirchenbüchern von Nimptsch im 17. Jahrhundert	162
8. G. Hultsch:	Mitteilung des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V.	198
9.	Bücherberichte	201

Jordansmühl — Dorf und Kirchspiel

I. Zur geschichtlichen Entwicklung des Dorfes

Lage

Jordansmühl, Kr. Reichenbach, Entfernung 24,5 km (bis zum 30. 9. 1932 Kr. Nimptsch, Entfernung 17 km) war ein ansehnliches, aufstrebendes Bauerndorf im Tal der Großen Lohe, an der uralten Handels- und Heerstraße von Glatz nach Breslau gelegen und von einzelnen Bergen umgeben: im Osten vom Wacheberg, im Süden vom Kupferberg, im Südwesten vom Johnsberg, im Nordwesten von den Steinbergen — alle Ausläufer und Vorboten schon des Silingmassivs (zu Unrecht auch Zobten genannt). Jordansmühl war, was Kirche, Schule, Kultur, Vergnügungen, medizinische und Gebrauchsgüterversorgung anging, „zentraler Ort“¹⁾ für die zu seinem großen Einzugsbereich gehörenden umliegenden Dörfer.

Name

Der Name Jordansmühl — bis etwa 1850 zumeist Jordansmühle — weist auf einen Ritter Jordan hin, der im Lohetal im Besitz einer Wassermühle war, die nach ihm benannt wurde. Andere Vornehme gaben damals, zur Zeit der deutschen Einwanderung, nicht einer Mühle, sondern einem Hof und dem später daraus entstehenden Dorf ihren Namen. Hörige hingegen bzw. Handwerker taten dies nie, weswegen auch die Überlieferung von einem Müller Jordan aus Jäschwitz als Namenspatron von Jordansmühl nur eine schöne Legende ist²⁾. Nach Hans Bahlow war unter dem Einfluß der Kreuzzüge seit dem 12. Jahrhundert der Name des heiligen Flusses als christlicher Taufname in Gebrauch. Bereits 1147 wurde in Ölser Urkunden ein Graf Jordanus erwähnt³⁾. Ein vordeutscher Name für Jordansmühl ist nicht bekannt, auch die Polen nennen Jordansmühl heute Jordanów Śląski. Mundartlich hieß der Ort zur deutschen Zeit Jottsmühle.

¹⁾ Vgl. Walter Christaller: Die zentralen Orte in Süddeutschland. Darmstadt 1968. S. 25.

²⁾ Martin Illig: Das Nimptscher Land im Spiegel der Ortsnamen. Nimptsch: Wolff, 1922. S. 24.

³⁾ Hans Bahlow: Schlesisches Namenbuch. Kitzingen/Main: Holzner, 1953. S. 62.

Vorgeschichte

In dem fruchtbaren Löß- und Schwarzerdegebiet um Jordansmühl hatten bereits seit unvordenklichen Zeiten Bewohner vieler vorgeschichtlicher Epochen gesiedelt; das Vorkommen an Bodenfunden vor allem in Sand- und Kiesgruben war infolgedessen entsprechend groß. Insbesondere, als etwa um die Mitte des vierten vorchristlichen Jahrtausends das bäuerliche Element auch in der Kultur- und Geschichtsentwicklung des schlesischen Raumes maßgebend wurde und sich erste bäuerliche Siedlungen in Schlesien fast ausschließlich in den Löß- und Schwarzerdezonen etablierten ⁴⁾, war die große Stunde der mittelschlesischen Frucht- bzw. Ackerebene und mithin auch des am alten Schlesierfluß, der Lohe, gelegenen Jordansmühls als bevorzugtem Siedlungsgebiet der Menschen der Jungsteinzeit gekommen. Gerade in Jordansmühl wurden unendlich viele und wertvolle Funde entdeckt, die eine ganze „Jordansmühler Kultur“ begründeten und im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in der Graupenstraße in Breslau allein drei Räume füllten. Gefunden wurden neben jungsteinzeitlichen Wohnplätzen (5000–2000 v. Chr.) und Gefäßen auch Hockergräber mit Keramikbeigaben vom Jordansmühler Typ. Es handelte sich dabei um einen Übergang von der illyrischen Band- zur Schnurkeramik. Besondere Beachtung fand die Ausgrabung einer außergewöhnlich schönen schnurkeramischen Tonplastik, eines 33 cm hohen Widders, der offenbar Symbol einer Gottheit war und als „Jordansmühler Widder“ in die Fachliteratur einging⁵⁾. Doch auch viele bronze- und eisenzeitliche Funde wurden in Jordansmühl gemacht – vor allem Schmuck, Waffen und Werkzeuge. In den Regalen so manches Jordansmühler Bauernhauses standen uralte Urnen und Gefäße aus vorgeschichtlicher Zeit, die bei der Feldarbeit entdeckt worden waren.

Urkundliche Geschichte

Im Jahre 1282 wurde Jordansmühl zum ersten Male urkundlich erwähnt⁶⁾. Zu diesem Zeitpunkt setzte der Graf Franziskus in Alt-Tinz einen Teil seines Hofes zu Neumarkter Recht aus und beauftragte den Schulzen Rembotho, sich die Weisungen für sein Schulzenamt bei den Schulzen in Jordansmühl und Hartau zu holen; die Dienste und Rechte

⁴⁾ Herbert Schlenger: Natürliche Grundlagen. In: Geschichte Schlesiens. Hrsg. von der Historischen Kommission für Schlesien. Stuttgart: Brentano, 1961. S. 35.

⁵⁾ Vgl. Hugo Weczerka (Hrsg.): Handbuch der historischen Stätten (Schlesien). Stuttgart: Kröner, 1977. S. 212 und die dort angegebene Literatur.

⁶⁾ SR 1690

von Alt-Tinz sollten nach denen von Jordansmühl und Hartau bemessen werden. Somit waren beide Dörfer im genannten Jahre schon deutsche Bauerndörfer, die von deutschen Schulzen nach deutschem Recht verwaltet wurden. Jordansmühl ist mithin bereits vor 1282 zu deutschem Recht ausgesetzt gewesen und war in diesem Jahre schon ein beachtliches Gemeinwesen mit vorbildlicher deutschrechtlicher Schulzenverfassung.

Am 23. Juni 1290 fand Jordansmühl ein weiteres Mal urkundliche Erwähnung⁷⁾, als Herzog Heinrich IV. von Breslau in seinem Testament bestimmte, daß in Breslau ein Nonnenkloster für hundert Schwestern des Zisterzienserordens gebaut und mit eintausend Mark Einkünften in Knegenicz (Kniegnitz b. Nimptsch), Senicz, Panthenow und allen Gütern, welche des Testators Kanzler Bernhard, Probst von Meißen, auf Lebenszeit besaß, nämlich – im Nimptscher Gebiet – Jordansmol, Olesna (Langenöls), Heydenrichdorph (Heidersdorf) und Thomicz (Thomitz) dotiert werden solle. Im Jahre 1290 bestand das ehemals ungeteilte Schlesien bereits aus mehreren Fürstentümern, wobei die vorgenannten Dörfer des Nimptscher Distrikts damals noch zum Fürstentum Breslau, ab 1311 indes zum Fürstentum Brieg gehörten. Diese Testamentsbestimmung Heinrichs IV., der also nicht nur als Landesherr von Jordansmühl, sondern unter anderem auch als Grundherr der Güter und Dörfer Jordansmühl, Thomitz, Langenöls und Heidersdorf galt – die allerdings seinem Kanzler, Propst Bernhard von Meißen, auf Lebenszeit als Lehen übertragen worden waren –, wurde nicht ausgeführt. Offenbar hatten ihn, wie sich später herausstellte, im Jahre 1290 seine geistlichen Ratgeber auf dem Totenbett zu derartigen letztwilligen Verfügungen zugunsten der Kirche auf unredliche Art bewogen.

Jordansmühl blieb daher herzogliches Dorf. Mit Urkunde vom 4. Februar 1296 schenkte dann Heinrich V. von Liegnitz und Breslau das Dorf Wilschkowitz (Wolfskirch), neben seinem Dorf Jordansmühl gelegen, dem Klarenkloster zu Breslau, in welchem er sich eine Grabstätte erwählt hatte⁸⁾.

In einer Urkunde vom 2. Juli 1299 erschien als Zeuge Hermann, Schulze „de Jordani molendino“⁹⁾; aus der Mühle des Jordanus war das Dorf Jordansmühl geworden.

Seit Anfang des 14. Jahrhunderts saß auf Jordansmühl das Geschlecht derer v. Schweinichen, beginnend mit Jano (Jone) v. Schweinichen, Herr

⁷⁾ SR 2140

⁸⁾ SR 2402

⁹⁾ SR 2555; »molendinum« (lat.) heißt »Mühle«.

auf Jordansmühl und Schmitzdorf, geb. ca. 1300–1310, gest. nach 1376¹⁰⁾. Abgesehen von einer vom 30. Januar 1370 datierten Urkunde aus dieser Zeit ist vor allem die am 12. Juni 1371 zu Freiburg verfaßte von Interesse, der zufolge Jano vom Sweyn seiner zweiten Ehefrau Margarethe zwanzig Mark jährlichen Zinses auf zehn Zinshufen im Dorfe Jordansmol im Weichbilde Nimptsch als Leibgedinge verreicht. Im lateinischen Original lautet diese Urkunde:

Item dictus Jano de Swein miles resignavit Margarete, uxori sue, viginti marcarum censum annuum in et super decem mansis censualibus ...et talibus mansis, qui pridem ab eo non sunt obligati nec venditi, in villa Jordansmol districtus Nimptschensis omni eo iure, fructu et dominio etc., salvo tamen censu avene ibidem, quem extraxit, nomine dothalicii possidendum etc. Tutores sunt Bolko dux Munsterbergensis, Otto de Medego pater eius et dominus Johannes Cruczeburg. Datum anno, die, loco et presentibus quibus supra¹¹⁾.

Am gleichen Tage erhielt seine Schwiegertochter Dorothea v. Tschammer, die Frau seines Sohnes Jano (Jone, Jenchein) sein Allod (Freigut) in Smedisdorf (Schmitzdorf) im Nimptscher Weichbild als Leibgedinge. Dieser verreichte er schließlich am 12. Juli 1376 in Zobten – nach dem Tode seines Sohnes Jano (geb. ca. 1330–1350, gest. vor 1376) – auch Jordansmühl als Leibgedinge.

Am 18. Mai 1414 wird Heyncze Sweynchen (geb. ca. 1370–1380, gest. nach 1429) als Erbherr zu Jordansmühl genannt. Am 16. August 1429 urkunden der Hofrichter zu Nimptsch, Hannos Czalner, und die Landschöppen über eine Zeugenaussage für Christoph (geb. ca. 1400, gest. nach 1429), Herrn auf Jordansmühl, Siegmunds vom Sweyne (Schmitzdorf) Sohn, über eine halbe Hufe zu Jordansmol, die Nickel Sweynchen auf Jordansmühl (ca. 1370–1429) besessen. Offenbar hatten damals mehrere Brüder Schweinichen – neben anderen Rustikalbesitzern – Grundeigentum (Freigüter) in Jordansmühl.

Unter dem 9. Juni 1417 ist Jordansmühl auch als Familienname in der Gestalt eines Martin Jordansmohl bezeugt¹²⁾. Im September 1428 verschreibt Herzog Ludwig III. von Ohlau und Nimptsch, auch Herzog von Jordansmühl, seiner Gemahlin Margaretha das Haus Jeltsch zum Leibgedinge. Unter den Zeugen der Urkunde ist ein Hannos Jeser¹³⁾.

¹⁰⁾ Zur Geschichte des Geschlechts v. Schweinichen. Band 1. Breslau: Korn, 1904. Tafel 3 (Haus Jordansmühl).

¹¹⁾ Staatsarch. Bresl. Schw.-J. Landb. C, fol. 24 u. 24b.

¹²⁾ Urkunden der Stadt Brieg 779.

¹³⁾ Martin Illig: Jordansmühl unter dem Spiegel alter Briefe. In: Nimptscher Landsmannkalender 1935 (ohne Seitenzählung).

Am 20. November 1445 wird Jan Sweinchein (geb. ca. 1400, gest. nach 1462) erwähnt, am 9. November 1456 auch sein Bruder, der „wohlthüchtige“ Smeyel (Samuel) – geb. ca. 1400, gest. nach 1469 – mit Grundbesitz in Jordansmühl und Strachau. Am 1. Dezember 1462 bestätigt die Herzogin Hedwig von Brieg, daß ihr lieber, getreuer Hans Sweinchin von dem Czopten (Zobten) nach seinem Tode sein Erbe und Gut zur Jordismol und anderswo im Nimptscher Weichbild, falls er ohne Lehnserben abgehen würde, dem tüchtigen Jorge Swob, seinem Bruder, und dessen Erben aufgelassen hat. Stürbe dieser aber ohne Lehnserben, so sollten hingegen dessen Güter an seinen oben genannten Bruder Hans Sweinchen fallen¹⁴⁾.

1470 sitzt Hannos v. Schweinichen auf Jordansmühl; ein Teil des Dorfes Jordansmühl gehört allerdings Frau Anna, der Witwe des Georg Jarislaw bzw. dem Besitzer von Silbitz und Schmitzdorf, Ruprecht Tschesch¹⁵⁾.

Am 6. Juli 1473 verreicht Jans Sohn, Hannos (Hans) Sweynchen von der Jordansmöle (geb. ca. 1430–1450, gest. nach 1491) auf seinen Todfall all sein Erbe und Gut zur Jordansmöle, mit dem Hofe, der Wohnung, mit Vorwerken, Zinsen, zinshaftigen Gütern etc., sofern er Lehnserben nicht hinterließe, dem wohlthüchtigen Heinze Sweynchen von Kolbenitz, seinen Erben und ehelichen Nachkommen zu Lehnrecht, jedoch mit Vorbehalt seines freien Willens¹⁶⁾.

Am 7. Februar 1475 ist Hans Sweynchen von der Jordansmöle Zeuge, als Herzog Friedrich von Liegnitz den Verkauf des Lehngutes zu Brockott (Brockutt, Kr. Nimptsch) bestätigt¹⁷⁾. Unter dem 21. Februar 1475 wird auch Christoph Sweinchen auf Jordansmöle (ca. 1430–1450 bis nach 1506), ebenfalls Smeil genannt, erwähnt. Außerdem leben zu dieser Zeit in Jordansmühl noch der Bruder von Hans, der Georg heißt, jedoch „Schwoop“ genannt wird – von ihm war oben unter 1462 bereits die Rede – sowie ein weiterer Hans, der mit Barbara v. Hoff verheiratet ist. Zu Jordansmühl sitzt damals mithin eine ganze Sippe des Geschlechts derer v. Schweinichen.

Am 18. August 1508 sind die Gebrüder Jhan (John) und Caspar Schweinichen Zeugen, als Georg Czesch seiner Ehefrau Katharina ein

¹⁴⁾ Staatsarch. Bresl. Brieger Landb. D, fol. 127.

¹⁵⁾ Karl Eistert: Musterung des Nimptscher Landes im Jahre 1470. In: Nimptscher Landmannkalender 1941 (ohne Seitenzählung).

¹⁶⁾ Staatsarch. Breslau Brieger Landb. E, fol. 2b.

¹⁷⁾ Staatsarch. Breslau Brieger Landb. E, fol. 8.

Leibgedinge auf Jordansmühl und Dankwitz verschreibt. Dieser Georg v. Tschesch war 1508 Johanniter-Komtur zu Gr.-Tinz, ihm gehörte außer einem Teil von Jordansmühl auch Dankwitz. Offenbar fiel sein kleiner Jordansmühler Anteil später als Komturgemeinde wieder an die Maltheser-Kommende Gr.-Tinz zurück.

Am 17. April 1517 verreicht Christoph Schweinichen von der Jordansmühle, auch Schmeil genannt, erblich dem Ruprecht Tschesch von Kniegnitz sein Erbgut und Gerechtigkeit, 15,5 Mark und sechs Gulden jährlicher Zinse, die er zu Jordansmühle gehabt auf Ober- und Niedergerichten daselbst und an Kirchlehen und Fischerei.

Nachdem die Familie v. Schweinichen ungefähr 200 Jahre lang auf Jordansmühl gesessen hatte, ging das Dorf im Jahre 1518 auf die Familie v. Grögersdorf über, die es bis 1630 behielt. Am 4. November 1518 (Donnerstag nach Allerheiligen) wurde zu Brieg ein Vertrag geschlossen, demzufolge John und Caspar Schweinichen, Gebrüder zur Jordansmühle, erblich dem Hans Gregersdorf, zu Grögersdorf, Weichbild Nimptsch gesessen, all ihre Teile und Gerechtigkeit zu Jordansmühle verkauften, wie sie nach ihres Vaters Tode an sie ererbt und in der Teilung an sie gekommen sind, mit Ober- und Niedergerichten und dem halben Kirchlehen daselbst, nur die Mühle ausgenommen¹⁸⁾.

Am 3. Juni 1521 erhielt Hans Gregersdorf zu Gregersdorf auch noch das Vorwerk und die Mühle mitsamt den Bauern, dem Kirchlehn, dem Kretscham, den Ober- und Niedergerichten des Teiles von Jordansmühl, der von dem verstorbenen George Tschesch mit letztwilliger Verfügung vom 19. Januar 1520 an John Schweynchen zu Petersdorf gefallen war, von diesem verreicht¹⁹⁾. Der Dominialbesitz von Jordansmühl war damit in der Hand der Erbherren v. Grögersdorf (sie schrieben sich auch Gregersdorf bzw. Grigersdorf), die als Wappen einen weißen, nach der rechten Seite aufspringenden Widder und auf dem Helme drei Pfauenfedern im roten Schilde führten. Neben den Grögersdorf ist als größerer Jordansmühler Grundbesitzer im 16. Jahrhundert noch Georg v. Gellhorn (gest. 1578), Herr auf Schwentnig, bekannt, dem am 18. Oktober 1538 ein Anteil von Jordansmühl (6,5 Huben) von Heinrich v. Reibnicz verkauft wurde, den dieser am 26. Oktober 1518 von Nickel Tschesch erworben hatte.

Im Jahre 1630 kaufte der Landesälteste des Fürstentums Brieg, Sigismund v. Pfeil und Kleinellguth, das Gut Jordansmühl. Er war der Stifter der Pfeil-Linie Jordansmühl und starb 1635. Nach deren Erlöschen im Jahre 1682 erwarb Sebald v. Saurma Jordansmühl. Als er

¹⁸⁾ Staatsarch. Breslau. F. Brieg III. 19 H, fol. 28b.

¹⁹⁾ Staatsarch. Breslau. F. Brieg III. 19 H, fol. 37.

im Jahre 1711 starb, übernahm 1715 Balthasar Abraham v. Taubadel der Ältere (gest. 1722) seinen Jordansmühlener Besitz. 1699 hatte er auch Dankwitz gekauft. Seine Söhne teilten sich das Erbe, Balthasar Abraham der Jüngere (gest. 1747) übernahm Dankwitz und Johnsdorf, Johann Christoph Hermann hingegen (gest. 28. 3. 1752) Jordansmühl. 1773 war dann bereits Graf v. Sandreczky Besitzer des Dominiums Jordansmühl, das Selmar v. Kriegsheim 1862 von ihm erwarb und das dann bis 1945 in dieser Familie blieb. Pächter des Rittergutes in den letzten mehr als anderthalb Jahrzehnten vor 1945 waren seit dem 1. 4. 1927 Paul bzw. Herbert Rößler. Seit 1935 wurde Jordansmühl vor allem wegen seines Nephrit-Steinbruches bekannt.

II. Das Kirchspiel und seine Pastoren

Eine Kirche zu Jordansmühl findet bereits im Jahre 1335 im Dezemregister des Nuntius Galhardus de Carceribus als „ecclesia de Jordansmol“²⁰⁾, noch nicht aber im „Liber Foundationis Episcopatus Wratislaviensis“ und da speziell im für den Nimptscher Distrikt zuständigen „Registrum Wratislaviense“ Erwähnung, dessen Entstehungstermin vor 1299 anzusetzen ist. Sie dürfte mithin zu Beginn des 14. Jahrhunderts erbaut worden sein. Da ihre Entstehung in die Zeit der deutschen Einwanderung fiel, wurde sie mit zwei Huben Kirchenland ausgestattet.

Die damalige Pfarrkirche war vermutlich sehr klein – mehr Kapelle als Kirche – und ein Holz- oder Fachwerkbau. Die Herren v. Grögersdorf haben sie im 16. Jahrhundert wiederholt erweitert und ausgebaut. Unter dem 18. März 1397 und dem 18. Januar 1400 wird in den Urkunden in Jordansmol der Name eines Pfarrers Nicolaus genannt, dessen Kirche zu dem größeren Kirchenkreise Nimptsch unter der Aufsicht des Erzpriesters in Siegroth gehörte²¹⁾.

Unter den Herren von Grögersdorf, welche die Herrschaft Jordansmühl im Jahre 1518 übernahmen, wurde die Jordansmühlener Kirche im Zuge der Reformation 1534 evangelisch. Der erste evangelische Geistliche war ohne Zweifel Augustin Melhose²²⁾, der auf

²⁰⁾ SR 5409

²¹⁾ Vgl. Jürgen Schölzel: Nimptsch in Schlesien, Vorzeit, Frühzeit, Mittelalter. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 1974. S. 272.

²²⁾ Vgl. Martin Illig: Zur Geschichte der Kirche des Dorfes Jordansmühl. In: Nimptscher Landsmannkalender 1926 (ohne Seitenzählung). Diesem Aufsatz verdanken wir auch im folgenden wertvolle Hinweise. Ähnliches gilt von der Arbeit J. Rademachers: Predigergeschichte des Kirchenkreises Nimptsch. Breslau 1937. S. 8f.

Fürsprache seines Landesfürsten Friedrich II. von Liegnitz hin 1538 nach Jordansmühl kam und der zusammen mit noch dreizehn weiteren Pastoren anlässlich einer Zusammenkunft im Jahre 1557 genannt wird, deren Ergebnis eine Bittschrift an Herzog Georg II. von Brieg war. Man ersuchte darin untertänigst um die Einführung der Mecklenburgischen Kirchenordnung vom Jahre 1542 und um die Berufung eines Superintendenten, der, frei von kirchlichen Verpflichtungen, sich ganz dem Verwaltungsdienst widmen könne.

Seit 1566 wirkte an der Jordansmühler Kirche dann Jakob Praetorius, der von Haus aus zwar nur schlicht Scholz oder Schulz hieß, aber als Verfasser lateinischer Schriften seinen Namen latinisiert hatte. Aus Steinau/Oder berief Hans v. Grögersdorf den Einunddreißigjährigen als Pfarrer nach Jordansmühl, das er unter anderem Ostern 1574 bei der Synode in Heidersdorf vertrat, auf der die berühmte „Heidersdorfer Konkordienformel“ gegen den Flacianismus verabschiedet wurde²³⁾.. Am 9. Februar 1593 brach Praetorius, vom Schlag getroffen, auf der Jordansmühler Kanzel während der Predigt zusammen. Man trug ihn ins Pfarrhaus, wo er noch drei Tage, der Sprache beraubt, gelebt hat. Am 16. Februar wurde er beigesetzt. Die Grabrede hielt sein Schwager und Freund, der bekannte Senior des Nimptscher Kirchenkreises, Samuel Horn aus Rudelsdorf²⁴⁾, über Psalm 84, 5–7. Die Leichenrede liegt gedruckt vor²⁵⁾ und ist ein beredtes Zeugnis der evangelischen Predigtweise des 16. Jahrhunderts. Von Jakob Praetorius befand sich später – ebenso wie für zwei früh verstorbene Kinder von ihm – in der Jordansmühler Kirche links der Kanzeltreppe ein Epitaphium, ein Grabmal mit Inschrift und lebensgroßem Steinbild. 1589 tat der gebürtige Strehleener Gregor Hilscher in Jordansmühl als Substitut Dienst.

Auf Praetorius folgte als Pfarrer Balthasar Felsmann, der bis 1615 amtierte. Als Substitut war 1610 Abraham Schönbrunner tätig. Von 1615–1634 versah Melchior Eichhorn der Ältere das Pfarramt zu Jordansmühl. 1620 erhielt die Kirche den schweren hölzernen Altar. Sodann begannen die Leiden und Drangsale des 30jährigen Krieges, die ihren vorläufigen Höhepunkt in der Besetzung der Heidersdorf/Jordansmühler Gegend durch Wallenstein bzw. dessen Antipoden, den

²³⁾ Vgl. Siegismund Justus Ehrhardt: Presbyterologie des Evangelischen Schlesiens. Teil 2. Liegnitz 1782. S. 21ff.

²⁴⁾ Vgl. dazu Johannes Grünewald: Die Pfarrerrfamilie Horn. In: Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte. Düsseldorf 49 (1970). S. 13–30.

²⁵⁾ Frankfurt/Oder 1593; vgl. auch Joh. Grünewald, a. a. O., S. 22.

sächsischen General Arnim, im Jahre 1633 erreichten²⁶⁾. Eine Filialkirche von Jordansmühl in Kaltenhäuser (Kaltenhaus) ging im 30jährigen Kriege unter²⁷⁾. Am 20. November 1634 erlitt Pfarrer Eichhorn einen Schlaganfall bei einer Probepredigt auf der Kanzel der berühmten Elisabethkirche zu Breslau, wo er sich um das Diakonats bemühte. Der Jordansmühler Geistliche verschied noch in den Abendstunden desselbigen Tages. Sein Sohn, Melchior Eichhorn der Jüngere, wurde Pastor in Rudelsdorf, Panthenau und Schlaupitz und ist von dort als Seelsorger nach Nimptsch gegangen. Von 1664–1677 war er Senior des Kirchenkreises²⁸⁾.

Eichhorns Nachfolger in Jordansmühl waren Friedrich Tilesius aus Brieg von 1634–1644 und dessen Sohn Gottfried Tilesius von 1644–1674. In der Amtsperiode des letzteren unterzog der Brieger Superintendent Biermann 1651 das Nimptscher Seniorat einer Visitation²⁹⁾. Nur von acht Parochien aus diesem Bereich sind Biermanns Berichte erhalten geblieben, nämlich von Rudelsdorf, Grünhartau, Jordansmühl, Klein-Kniegnitz, Groß-Kniegnitz, Groß-Wilkau, Langenöls mit Heidersdorf (letzteres bis 1654 mit Langenöls verbunden) und Steinberge (Naselwitz). Alle Kirchen der genannten Orte hatten den mörderischen Krieg zwar überdauert, waren jedoch in einem bemitleidenswerten Zustand. Biermanns Berichte geben auch über das kirchliche Leben in Jordansmühl kurz nach dem 30jährigen Kriege interessante Aufschlüsse:

Mehrere der zum Jordansmühler Kirchspiel gehörenden Dörfer lagen noch wüst. Dessen ganze Bevölkerung – mit Ausschluß der Kinder bis zu zwölf Jahren – betrug nicht mehr als 300 Seelen; in Heidersdorf waren es nur noch 40–50, in Langenöls 60–70. Die Einkünfte des Jordansmühler Pastors waren wegen der allgemeinen Not von bisher 24 Malter auf 4 Malter 4 Scheffel geschrumpft. Unter allen Kirchen wurde allein noch in Jordansmühl das Wochengebet mittwochs und freitags abgehalten. Hier fanden auch Katechismuspredigten statt, an denen die Erwachsenen teilnahmen. Kinder und Erwachsene wurden

²⁶⁾ Vgl. Horst-Dieter Loebner: Wallensteins Friedensverhandlungen im Jahre 1633. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. 19 (1978). S. 45–78.

²⁷⁾ G. Eduard Anders: Tabellarisch-chartographische Übersicht sämtlicher Kirchensysteme in Schlesien. Breslau: Korn, 1861. S. 8.

²⁸⁾ J. Rademacher, a. a. O., S. 3.

²⁹⁾ Vgl. Carl Adolf Schimmelpfennig: Die evangelische Kirche im Fürstentum Brieg, unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege. In: ZVGS 8 (1867). S. 109–150.

nach der Predigt über das Gehörte befragt. Auch der Schulbesuch ließ überall sehr zu wünschen übrig. Am fleißigsten, und zwar vor- und nachmittags je drei Stunden, wurde noch in Jordansmühl Schule gehalten, wo sich manchmal bis zu achtzehn Kinder einfanden. In Steinberge (Naselwitz) kamen hingegen nur zwei. In den meisten Gemeinden waren indessen die Katechismuspredigten und der Schulunterricht aufgrund der Sitten- und Zügellosigkeit der Zeit fast ganz aus der Übung gekommen, in anderen hatte man erst wieder einen zaghaften Anfang gemacht. Kirchenstrafen bezogen sich oft auf die Übertretung des sechsten Gebotes; sie waren drakonisch und unpopulär und wurden von vielen Geistlichen nur widerwillig angewendet. In Rankau beispielsweise, dem nördlichsten Dorf des Kreises Nimptsch, mußten die zur Kirchenbuße Verurteilten drei Sonntage hintereinander vor der Predigt außen an der Kirche im Handstock stehen, danach die eine Stunde dauernde Predigt vor dem Altar knien und nachher wieder in den Handstock, bis das Amt vollendet war. Alle Kirchenlieder wurden ausgesungen, und der Gottesdienst währte oft zwei bis drei Stunden.

Über Hausbesuche befragt, vor denen aus Furcht vor Beschimpfungen und Gewalttätigkeiten die Geistlichen damals besonders zurückschreckten, erklärte der Jordansmühler Pastor Gottfried Tilesius dem Superintendenten: „Ich bin zwar nicht in die Häuser gegangen und gesehen, wie sich ein jedes verhalte; habe gemeint, wenn ich mein Amt in der Kirche verrichte, mit dem könnten die Zuhörer zufrieden sein, dieweil auch dessen zuvor kein Befehl gewesen ist“³⁰).

Die Folge der Kirchenvisitation war eine Kirchenordnung, die den Geistlichen unter anderen Pflichten vor allem auch die Seelsorge einschärfte. Das Brautexamen wurde auch in Jordansmühl wieder eingeführt.

Von 1675–1682 amtierte Gottfried Pilarik und von 1682–1684 Johann Hilscher in Jordansmühl. 31 Jahre lang von 1684–1715 war dann Georg Schneider aus Breslau als Pfarrer in Jordansmühl tätig. Diese ganze Zeit war eine Periode schwerer kirchlicher Unruhen. Im Zuge der Gegenreformation wurden auch den Evangelischen des Nimptscher Landes viele Kirchen vorübergehend weggenommen und dem katholischen Kultus zugeführt, so die Kirchen in Gr.-Kniegnitz, Gr.-Wilkau, Heidersdorf, Karschau, Karzen, Langenöls, Nimptsch, Prauß, Rudelsdorf, Senitz, Siegroth und Steinberge/Wolfskirch. Nur wenige Kirchen entgingen diesem Schicksal, nämlich die Gotteshäuser in Grünhartau, Kl.-Kniegnitz, Ober-Dirsdorf, Ober-Panthenau, Rankau, Reichau, Zülzendorf und – Jordansmühl. Zumeist fungierten sie dann als

³⁰) Martin Illig: Zur Geschichte der Kirche des Dorfes Jordansmühl, a. a. O.

sogenannte „Zufluchtskirchen“, die von den Evangelischen der reduzierten Gotteshäuser mitaufgesucht wurden.

Auch Jordansmühl wurde für weit mehr als ein halbes Jahrhundert Zufluchtsort für die ihrer Kirchen beraubten Nachbargemeinden, vor allem – wie die Kirchenbücher ausweisen, die von 1621–1945 unversehrt vorlagen – für Steinberge und Wolfskirch. Die erstmals am 19. 3. 1678 reduzierten evangelischen Gotteshäuser in Steinberge und Wolfskirch waren im Rahmen der Altranstädter Konvention zwar zunächst Ende 1707 zurückgegeben worden, wurden jedoch bereits 1711 von ihrem Patron, dem katholischen Breslauer Klarenkloster, erneut eingezogen, als der nur drei Jahre lang amtierende neue evangelische Pastor Karl Friedrich Freytag am 28. Oktober 1711 im Alter von nur 46 Jahren plötzlich verstarb. Die Kirchen blieben dann bis 1742, als Schlesien an Preußen kam, geschlossen. Da einer Maxime Friedrichs des Großen zufolge in Preußen jedermann nach seiner Façon selig werden sollte, machten sich in diesem Jahre sogleich die drei angesehensten Männer Wolfskirchs, die Gutsbesitzer Brehmer, Schädel und Ueberschär, zum Alten Fritz nach Berlin auf und erreichten dort tatsächlich die Rückgabe ihrer Kirchen. Bis zu diesem Zeitpunkt freilich mußten sich die evangelischen Einwohner Steinberges und Wolfskirchs jahrzehntelang sonntags auf Kirchfahrt begeben – die ersteren auch zur benachbarten Zufluchtskirche in Kl.-Kniegnitz, die letzteren vornehmlich nach dem nahen Jordansmühl.

Dort bot der weite Freiplatz um die Kirche, der freilich schon viel früher im Zuge der durch den Loheverlauf bedingten atypischen Siedlungsweise und der damit zusammenhängenden charakteristischen Ausformung Jordansmühls als einseitiges Bachranddorf mit zusätzlichem Platzangerdorf entstanden war³¹⁾, den vielen Lagernden willkommenen Raum³²⁾. Es versteht sich, daß die ursprünglich relativ kleine Jordansmühler Kirche den gewaltigen Zustrom von auswärts auf die Dauer nicht bewältigen konnte. Da in den 30er Jahren die überraschende Übernahme Schlesiens durch Preußen noch nicht abzusehen war und mit der weiteren Schließung der Kirchen zu Steinberge und Wolfskirch gerechnet werden mußte, entschloß man sich in Jordansmühl – ebenso wie in Kl.-Kniegnitz³³⁾ – dazu, die dortigen Kirchen auf den alten Fundamenten zu erweitern und zeitgemäß auszugestalten. Vor allem die

³¹⁾ Vgl. Werner Nellner: Das Eulengebirgsvorland. Breslau: Priebatsch, 1941. S. 72f.

³²⁾ Gerhard Hultsch: Schlesische Dorf- und Stadtkirchen. Lübeck: »Unser Weg«, 1977. S. 171.

³³⁾ Walter Gerhard: Erlebnisse der Kirchgemeinde Klein-Kniegnitz. Breslau: Gutsmann, 1925. S. 25ff.

zahlreichen neuen Doppelporen, die überdies dem klassischen evangelischen Gottesdienstverständnis entsprachen, sollten dazu beitragen, die Menge der aus den Nachbargemeinden herbeiströmenden Gläubigen aufzunehmen. So bauten die Jordansmühler in den 30er Jahren fleißig an ihrem Gotteshaus – auch die Bauern des Kirchspiels wurden zu Hand- und Spanndiensten herangezogen –, und 1738 endlich konnte der eindrucksvolle neue Bau seiner Bestimmung übergeben werden.

Lange bevor es soweit war, drückten die Jordansmühler Gemeinde freilich noch andere, innerkirchliche Sorgen. Ebenso wie später sein Amtsbruder Johann Heinrich Sommer in Ober-Dirsdorf³⁴⁾ war der Jordansmühler Pastor Schneider nämlich fanatischer Pietist und sah streng auf ein ernstes, christliches Leben seiner Gemeinde. So verbot er den Tanz und verweigerte Trauungen, wenn die Jordansmühler Brautpaare nicht vom Hochzeitstanz lassen wollten. Schnell zog er sich die Feindschaft der Jordansmühler Bevölkerung und insbesondere der beiden Patrone, v. Taubadel auf Dankwitz und v. Saurma auf Jordansmühl, zu. Beide Parteien wurden vor dem Brieger Konsistorium gehört, wobei Sebald v. Saurma nachdrücklich auf der Absetzung des Pfarrers bestand.

Das Konsistorium jedoch nahm diesen lediglich zweimal in Arrest und ließ im übrigen, da es Schneiders Gesinnung nicht wandeln konnte, die größte Milde walten. Die durch Schneider vom Abendmahl Zurückgewiesenen sollten sich eben nach Kl.-Kniegnitz und nach Karzen halten. Pastor Sommer in Ober-Dirsdorf hingegen wurde 1730 abgesetzt.

Am 4. Dezember 1709 waren auf Antrag des Kollators Hans Sebald v. Saurma auf Jordansmühl und Kammerswaldau die Kirchenrechnungen von 1695–1709 geprüft worden. Dies geschah in Jordansmühl, und zwar durch den Bevollmächtigten der Regierung, Ernst Leonhard v. Tschirschky, den Patron Hans Sebald v. Saurma, den Superintendenten Martin Beer aus Brieg und den Ortspfarrer Georg Schneider. Es fanden sich an barem Gelde in verschiedenen Münzsorten rund 1000 Taler und in ausgeliehenen Kapitalien 430 Taler, in Summa 1430 Taler³⁵⁾.

Da der Streit mit Pastor Schneider anhielt, berief Hans Sebald v. Saurma im gleichen Jahr 1709 einen Pfarrgehilfen, den Substituten Johann Christian Schreyer, nach Jordansmühl, der Pastor Schneider weitgehend neutralisieren sollte. Am 7. Dezember 1709 bat Schreyer das Konsistorium in Brieg, ihm einen Examens- und Ordinationstermin

³⁴⁾ Vgl. Wolfgang Sachs: Magister Johann Heinrich Sommers Vertreibung und Heimkehr. In: Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte. 40 (1961). S. 55–203.

³⁵⁾ Martin Illig: Jordansmühl unter dem Spiegel alter Briefe, a. a. O.

gnädig und hochgeneigtest anzuberaumen³⁶⁾. Nach Schneiders Tode wirkte Schreyer dann von 1715–1738 als Pfarrer in Jordansmühl. Zu Beginn dieser Zeit war Johann Heinrich Bandtke dort Organist und Kirchschreiber.

Aus diesen Jahren liegt ebenfalls eine Reihe von Kirchenrechnungen vor, die zwischen 1711 und 1722 datieren. Ihnen zufolge verfügte die Jordansmühler Kirche damals über das stolze Vermögen von 1500 Reichstalern. Damit half die Kirche in Not geratenen Gemeindegliedern durch Gewährung von Darlehen zu 6%. Im Schuldbuch der Kirche stand 1713 eine Anzahl von Bauern und armen Leuten mit Summen von 100 Talern bis hinab zu 2 Talern. Selbst die „gnädige Herrschaft“ debitierte der Kirche mit 464 Talern³⁷⁾. Als aber 1715 der Bau des Kirchturms notwendig wurde, schmolz das ganze Vermögen der Kirche rasch dahin, und es kam sogar zu Schulden in Höhe von 300 Talern, auf deren Tilgung das Kirchenamt in Brieg wiederholt energisch drängte.

Gerade zum Ende der Amtszeit Schreyers war dann die Jordansmühler Kirche bezugsfertig, in barockem Stil um- und ausgebaut. Dem Graphiker Friedrich Bernhard Werner ist es zu verdanken, daß er diese Kirche in einer Zeichnung festgehalten und in seiner „Topographia Silesiae“ um 1760 veröffentlicht und somit der Nachwelt überliefert hat. Werner erwähnt in seiner kurzen Beschreibung, daß die Kirche von einer festen steinernen Mauer umgeben sei und viel besser und schöner aussehe als die Kirchen in vielen Städten. Das Geschlecht v. Taubadel besitze den Ort schon seit langer Zeit³⁸⁾.

Nach einer gewissen Vakanz zog der Magister Christian Kuchmann im Herbst 1738 als Pfarrer in Jordansmühl ein. Von ihm war ein Ölbild, auf Holz gemalt, in der Sakristei vorhanden. 1732 hatte ihn der Abt Dominicus aus Leubus ins Heidersdorfer Pfarramt berufen, und sechs Jahre später folgte er einem Angebot des Herrn Hans Christoph Hermann v. Taubadel nach Jordansmühl.

Am 4. Februar 1739 wurde Kuchmann feierlich ins Jordansmühler Pfarramt eingeführt. Im weißen Chorrock schritt er, wie zeitgenössische Berichte überliefern, geleitet von Hermann v. Taubadel und seinem

³⁶⁾ ebenda.

³⁷⁾ ebenda. So quittierte auch am 13. April 1733 der Jordansmühler Pastor Johann Christoph Schreyer dem Erbherrn von Jordansmühl, Johann Christoph Hermann v. Taubadel, über eine zurückgezahlte Schuld von 1200 Talern schlesisch. Das Kapital hatte einst die verstorbene Frau des Pfarrers dem Balthasar Abraham v. Taubadel vorgestreckt. Die Summe war bereits 1726 zurückgezahlt worden.

³⁸⁾ Friedrich Bernhard Werner: *Topographia Silesiae* (entstanden zwischen 1747 und 1761). Fürstenstein, um 1760. S. 178.

Dankwitzer Bruder Balthasar und gefolgt von dem 44jährigen Superintendenten Lessel aus Brieg und den Herren v. Rothkirch und v. Baudiß einem kleinen Festzug vom Pfarrhaus zur Kirche voran. Ihnen folgten die Pastoren Sinapius aus Rudelsdorf und Magister Adam Bernhard Pantke aus Kl.-Kniegnitz sowie der Erbschulze, die Gerichtsgeschworenen und die Kirchenväter. In dem übervollen neuen Jordansmühler Gotteshaus hielt der hochgelehrte Magister Adam Bernhard Pantke die Installationsrede über 1. Korinther 2,2, und am Altar vollzog Superintendent Lessel nach einer Predigt über Jakobus 1,21 die Einführung Kuchmanns in sein Amt³⁹⁾.

Adam Bernhard Pantke, damals ein Mann von 30 Jahren, war in Kl.-Kniegnitz seinem Vater im Hirtenamt gefolgt. Dieser hatte ihn zu Forschungen über die schlesische Geschichte und die Genealogie adliger Häuser angeregt, worin es der Sohn dann zu beachtlichem Können brachte und als eifriger Forscher Mitglied gelehrter Gesellschaften wurde⁴⁰⁾.

35 Jahre lang bis 1773 hat Kuchmann in Jordansmühl gewirkt. Dem Brauch der Zeit gemäß war er nicht allein Pfarrherr, sondern bewirtschaftete auch den Jordansmühler Pfarracker von 132 Morgen mit sechs Pferden. Er hielt auch sechs Kühe, und seine Einkünfte aus Jordansmühl beliefen sich nach dem Steuerkataster des Kreises Nimptsch von 1742/43 auf beachtliche 278 Taler. Diese Summe erhöhte sich indessen noch durch die Naturalleistungen aus den eingepfarrten Dörfern auf etwa 500 Taler. So entrichtete allein Gr.-Jeseritz Naturalien im Werte von 60 Talern. Gegen Ende von Kuchmanns Amtszeit wurde die Jordansmühler Kirche 1771 noch einmal renoviert.

Kuchmanns Nachfolger wurde Ernst Friedrich Gottlob Mauersberger, der von 1774–1792 in Jordansmühl amtierte und am 27. 9. 1725 in Panthenau geboren war. Dort hatte schon sein Großvater im Pfarramt gestanden; dort war auch sein Vater, nachdem er der Gemeinde 25 Jahre lang gedient, gestorben und hatte seinen Sohn als zehnjährige Halbwaise zurückgelassen. Die Mutter, eine geborene Hermann, die Tochter eines Breslauer Handelsherrn, zog mit dem Jungen nach Brieg, wo er das damals wohlbekannte Gymnasium des Rektors Bernhard v. Sternheim besuchte. Doch der Erste Schlesische Krieg und die Belagerung Briegs machten dem Studium ein Ende. Der junge Mauersberger wandte sich nach Breslau. Eigener Fleiß und die Unterstützung von Gönnern ermöglichten ihm dort ein längeres Studium. Unter seinen Lehrern war auch der Oberkonsistorialrat Burg. Als Student in Halle fungierte

³⁹⁾ Martin Illig: Zur Geschichte der Kirche des Dorfes Jordansmühl, a. a. O.

⁴⁰⁾ Vgl. Walter Gerhard, a. a. O., S. 52.

Mauersberger dann die letzten eineinhalb Jahre als Hofmeister im Hause der Gräfin v. Truchs. Nach Breslau zurückgekehrt, übte er sich schließlich im Predigen, gab Privatstunden und lebte zuletzt sieben Jahre als Hauslehrer bei dem bekannten Kauf- und Handelsherrn Christian Grebin, wo er unvergeßliche Wohltaten genoß⁴¹⁾).

Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges berief ihn der Graf Sandreczky nach Panthenau, wo er von 1757 bis 1773 im Pfarramt stand und die schweren Leiden des Krieges erlebte. Nur auf wiederholtes Drängen des Grafen Sandreczky, dem damals sowohl Panthenau als auch Jordansmühl gehörten, verließ Mauersberger widerstrebend sein Heimatdorf Panthenau. In Jordansmühl amtierte er knapp zwanzig Jahre, von seinen dreizehn Kindern überlebten ihn nur ein Sohn und drei Töchter. Verdienstvollerweise legte Mauersberger in Jordansmühl eine Kirchenchronik an und schilderte beispielsweise 1789 in den „Schlesischen Provinzialblättern“ das 50jährige Jubiläum des Lehrers und Organisten Gottlieb Menzel liebevoll und ausführlich⁴²⁾. Von Mauersberger war ebenfalls ein Bild in der Sakristei vorhanden.

⁴¹⁾ Martin Illig: Zur Geschichte der Kirche des Dorfes Jordansmühl, a. a. O.; vgl. auch Karl Wilhelm Wiontzek: Aus der Vergangenheit des Kirchspiels Oberpanthenau und der zugehörigen Dörfer. Nimptsch: Wolff, 1931. S. 33ff.

⁴²⁾ Schlesische Provinzialblätter 9 (1789). S. 189–192: Jordansmühle, d. 18. Febr. 1789. Wir haben heute allhier eine seltene Feyerlichkeit gehabt. Es war am 15. Februar 50 Jahre, daß unser Organist und Schullehrer, Hr. Gottlieb Menzel, sein Schulamt in dem Charitee-Amte Priborn 1738 angetreten. Im Jahre 1746 ward er zur hiesigen Gemeinde berufen. ... Der Hochgräfl. Lehnsherr, mit dem sich Pastor Mauersberger unterhielt, der Graf v. Sandreczky, der sich sehr um Kirche und Schule verdient machte, ermunterte zur Jubelfeier dieses wackern Schulmannes, den er schon lange vieler Gnade gewürdigt hatte. Am 18. Febr. vollendete er sein 70. Lebensjahr. Dieser Tag war allgemein zu seiner Jubelfeier bestimmt.

An demselben früh nach 9 Uhr wurde der Herr Graf nebst den bei ihm versammelten Herrschaften von mir (Mauersberger) abgeholt und in die Schule begleitet. Dort waren schon über einhundert Kinder beiderlei Geschlechts versammelt. Diese gingen, von mir angeführt, Paar und Paar voraus, hinter ihnen kam der Jubellehrer, von dem Herrn Grafen und den eingepfarrten Herrschaften geführt, und so wurde die Prozession unter Glockengeläute bis in die Kirche gehalten, unterwegs aber die Verse: Herr, segne meinen Tritt, mit Posaunen begleitet, angestimmt. Sobald der Zug die Kirche erreichte, ließen sich Pauken und Trompeten hören. Der Jubellehrer setzte sich vor den Altar und ward von seinen hohen Führern eingefäßt. Die Versammlung in der Kirche war sehr groß. Sie stimmte das Lied: Halleluja, Lob, Preis und Ehr an, und darauf wurde von einem stark besetzten Chore die zu dieser Feyerlichkeit von einem Freunde des Jubilierenden verfertigte und von dem Jubilierenden komponierte Cantate abgesungen. Nach ihrer Beendigung trat ich ans Altar, hielt eine auf den Zweck der ganzen Feyerlichkeit abzielende Rede über Prov. 16,31 und wünschte dem Jubellehrer Glück. Nachdem ich die Rede geendigt, kniete der Jubilierende an des Altars Stufe, ich sprach über ihn ein bewegliches Gebet und segnete ihn darauf zur gesegneten Fortsetzung seines Dienstes durch noch viele Jahre ein. Nun ward der noch übrige Teil der Cantate aufgeführt ... etc., etc.

Damals wurde Jordansmühl drei Jahre hintereinander von Feuer heimgesucht, am schlimmsten 1784. Während eines Gottesdienstes gab es plötzlich Feueralarm. Pastor und Gemeinde stürzten ins Freie und sahen das Buchwald-Haus in hellen Flammen stehen. Zwei Bauernhöfe brannten bis auf die Sohle nieder. Das Pfarrhaus, das mit Schoben gedeckt war, wurde ebenfalls leicht beschädigt. Man besserte es zunächst aus und begann 1790 mit dem Bau eines neuen. Im auf den Brand folgenden Gottesdienst hielt Mauersberger eine Brandpredigt über Amos 4,11–12 mit dem Thema: Der Jordansmühler Feuerspiegel ein Gottesgericht und ein Bußruf – „Jordansmühl, begegne deinem Gott!“.

Auf Mauersberger folgte der Pfarrer Daniel Gottlob Müller (1792–1806), der vorher in Grünhartau gewirkt hatte. In seiner Amtszeit fand 1798 die Fertigstellung und Einweihung des neuen, mit Schindeldach versehenen Pfarrhauses statt. Pastor Müller starb 1806 an Typhus, damals Nervenfieber genannt, das in jenem Jahr, zu Beginn des preußisch-französischen Krieges, die ganze Gemeinde Jordansmühl heimsuchte und das sich der Geistliche bei einem Krankenbesuch zugezogen hatte.

Nach Müller kam Johann Christian Mühlpfort (1807–1840). Kurz vor seinem Amtsantritt war die schreckliche Plünderung Jordansmühls durch 8000 dem französischen Kaiser Napoleon verbündete Württemberger und Bayern am Silvestertag des Jahres 1806 erfolgt. Dabei wurden in der Kirche unter anderem die silbernen Abendmahlsgeräte geraubt. Ein übermütiger Bayer beschädigte zudem den Knopf des Kirchturms durch Flintenschüsse⁴³⁾.

Pastor Mühlpfort wurde am Anfang der Freiheitskriege im März 1813 die Genugtuung zuteil, in seiner Jordansmühler Kirche die jungen Freiwilligen des ganzen Nimptscher Niederkreises einzusegnen, die in den Krieg zogen. Dicht gefüllt war damals die Kirche, selbst in den Gängen blieb kein Platz frei. Väter und Mütter segneten nach beendetem Gottesdienst ihre Söhne, und Frauen und Mädchen nahmen unter Tränen Abschied von den jungen Kriegern⁴⁴⁾.

Im Jahre 1813 starb in Jordansmühl der Schullehrer und Vater des späteren Majors August Wilhelm Fils⁴⁵⁾. Mühlpfort war über dreißig Jahre lang Pfarrer von Jordansmühl. Zwei Tage nach seinem Begräbnis

⁴³⁾ Martin Illig: Der Kreis Nimptsch im Laufe der Geschichte. Nimptsch: Wolff, 1922. S. 28.

⁴⁴⁾ ebenda. Die Feier mag ähnlich der in der historischen Kirche im nahen Rogau am 27. März 1813 von Pastor Peters gehaltenen verlaufen sein. Vgl. dazu Walter Gerhard: Das historische Rogau. Selbstverlag Breslau, 1937. Dort insbesondere S. 39ff.

⁴⁵⁾ Schlesische Provinzialblätter 4 (1865). S. 622f.

im April 1840 brannte die Pfarrscheune ab. Ein Schuljunge hatte das Feuer gelegt, weil er sich dafür rächen wollte, daß er beim Begräbnis des Pfarrers kein Geschenk erhalten hatte. Das Pfarrhaus selbst ging nicht in Flammen auf, wohl aber die Stallung des Pfarrhofes. Auch drei angrenzende Bauernhöfe brannten ab. Noch im gleichen Jahr wurden zwei weitere Bauernhöfe durch Feuer zerstört⁴⁶⁾.

Nachfolger Mühlports als Pfarrer in Jordansmühl war Dr. Heinrich Julius Gotttreu Schwartz (1840–1859), der einzige Superintendent (1850–1859), den das Kirchspiel Jordansmühl hervorgebracht hat. Sein Ölbild in der Sakristei mutete besonders ansprechend an. Als Student hörte Schwartz bei Fichte und Schleiermacher in Berlin, und Fichte versuchte ihn sogar – wenn auch vergeblich – für die akademische Laufbahn zu gewinnen. Ein Lungenleiden hielt Schwartz zunächst lange vom Predigtamt fern; ein Blutsturz brachte ihn einmal dem Tode nahe. Mit 31 Jahren endlich übernahm Dr. Schwartz das Pfarramt in Markt Bohrau und führte dort junge Leute dem Lehrberuf zu. Vier Präparanden brachte er nach Jordansmühl mit. Unter seiner Anleitung reinigten sie dort die gesunkenen Grabsteine und stellten den Text wieder leserlich her⁴⁷⁾. Bei den in und an der Jordansmühler Kirche befindlichen Grabsteinen handelte es sich nach Lutsch im einzelnen um folgende⁴⁸⁾:

1. Grabstein mit ziemlich abgetretener Majuskelschrift zwischen den Trittsteinen um das Pfarrhaus.
2. Grabsteine mit den Figuren der Verstorbenen in Lebensgröße, zum Teil bemalt (die Bemalung wurde in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts auf Veranlassung von Dr. Schwartz aufgefrischt), für
 - a) den Ritter Hans Grigersdorf auf Jordansmühl, † 1533,
 - b) Frau Anna, geb. Seidlitz, Hausfrau des Herrn Hanoz Grigerßdorf † 1555,
 - c) Frau Eva, geb. Senitz, Hausfrau des Herrn Hans Grigersdorf zu Rudelsdorf, † 1569,
 - d) den Ritter Hans Gregersdorf den Älteren zu Jordansmühl, † 1584, 1607 renoviert,
 - e) ein Söhnlein Caspar des Herrn Caspar Gregersdorf, † 1588,
 - f) den Pfarrer Jakob Praetorius, † 1593,
 - g) dessen zwei im Kindesalter verstorbene Söhne,
 - h) den Pastor Friedrich v. Gregersdorf zu Danchwitz, † 1605,

⁴⁶⁾ Martin Illig: Zur Geschichte der Kirche des Dorfes Jordansmühl, a. a. O.

⁴⁷⁾ Dr. Schwartz hat darüber in den »Schlesischen Provinzialblättern« 113 (1841), S. 67, berichtet.

⁴⁸⁾ Hans Lutsch: Die Kunstdenkmäler der Landkreise des Reg.-Bezirks Breslau. Band II. Breslau 1889. S. 409f.

- i) Frau Sara geb. Schmoltzin, Herrn Friedrich v. Gregersdorfs Hausfrau, † 16...,
 - j) Frau Barbara, geb. Gregersdorf, Hausfrau des Herrn Otto von Litwitz und Großelling, † 1612,
 - k) den Ritter Hans v. Gregersdorf auf Jordansmühl, † 1624.
3. Grabstein für Herrn Niclas Gregersdorf † 1584, mit dem Flachbilde des Verstorbenen in Lebensgröße, welches in einen reicheren Architekturaufbau eingefügt ist; dieser ist oben mit einer Inschrifttafel gefüllt, während zu Füßen des Grabsteins die Familienwappen aufgereiht sind. Der Rahmen selbst bewegt sich in den den Epitaphien eigenen Formen.
 4. Epitaph für Herrn Bastian v. Grigersdorf, † 1595, und seine 1596 verstorbene Hausfrau; geschickter Aufbau nach der Grundform aus Sandstein in Hochrenaissanceformen, während die Fülltafeln mit Flachbildern nach Vorwürfen der h. Geschichte ganz unbedeutend sind.
 5. Epitaph für Herrn Grantz v. Axleben, Magnus genannt, † 16... und seine 1612 verstorbene Hausfrau, in freier Behandlung, welche die Grundform nur durchschimmern läßt, aus Sandstein und Marmor; zerstört.
 6. Steinplatte mit eingeritztem Kreuz, am Friedhofe.

Außerdem wird noch eine Glocke wie folgt erwähnt: 98 cm von steifer Form, mit der Majuskelschrift: O Rex Glorie Veni Nobis Cum Pace. Dicor Cantatrix Tempestaten Fugatrix. Gesprungen.

Der hochgelehrte Pastor Dr. Schwartz, dessen Vater als geachteter Kreis-Senior in Stroppen gewirkt hatte, war nebenbei ein begabter Pädagoge und fruchtbarer Schriftsteller, wie unter anderem die „Schlesischen Provinzialblätter“ ausweisen⁴⁹⁾. Für die Methodik des Katechismusunterrichts hat er bahnbrechend gewirkt, und auch die Förderung des Kirchengesanges hat er eifrig betrieben. Vor allem lag ihm die Verbreitung von Bibeln in seinem Kirchenkreis am Herzen, und seine Bibelstiftung für Konfirmanden hat ihren Ursprung in einer Schenkung, welche die Synodalen 1855 ihrem 1850 zum Superintendenten ernannten Pfarrer machten. In Jordansmühl waren zu seiner Zeit der Organist Schöbel und die Adjuvanten Mörsch und Jänisch tätig⁵⁰⁾.

In einer Februarnacht des Jahres 1850 warf ein furchtbarer Orkan den schönen hohen Jordansmühler Kirchturm um. Dr. Schwartz erlebte in Jordansmühl überhaupt schwere Feuersbrünste und harte Zeiten großer

⁴⁹⁾ Vgl. etwa seinen Aufsatz »Methodisches Verfahren, das Auswendiglernen in der Volksschule betreffend«, der sich grundlegend auf seinen Lehrer Fichte bezieht. In: Schlesische Provinzialblätter 104 (1836). S. 249–255, 355–362, 438–445.

⁵⁰⁾ Martin Illig: Zur Geschichte der Kirche des Dorfes Jordansmühl, a. a. O.

Teuerung. Die Dürre des Jahres 1842 war so groß, daß die Lohe austrocknete und eine vollständige Mißernte eintrat. Allein der Pfarrbrunnen gab immer Wasser. In der Kirche fanden viele Bittgottesdienste statt, in denen inständig um Regen gefleht wurde.

Dr. Schwartz ließ sich 1859 emeritieren, zog nach Heidersdorf und von da nach Ober-Dirsdorf, wo er am 1. Juni 1867 starb. Begraben wurde er in Jordansmühl.

Sein Nachfolger dort war H. Adolf Sander (1860–1882). Vorher hatte dieser, Sohn eines Superintendenten aus Urschkau, Kr. Steinau a. d. Oder, 27 Jahre lang als Pastor in Gr.-Wilkau, Kr. Nimptsch, amtiert. Im Jahre 1867, also zu Beginn von Sanders Amtszeit, stellten sich F. G. Eduard Anders zufolge Kirche und Kirchspiel Jordansmühl folgendermaßen dar:

Die 1738 massiv erbaute und 1771 noch einmal renovierte Kirche war mit schwarz-weißen Marmorplatten gepflastert, der Altar rötlich staffiert und wegen der darüber angebrachten Kanzel ohne Gemälde. Taufstein aus Marmor (Frömsdorfsch. Geschenk). Sakristei geräumig, sie enthielt besonderen Altar und Predigtstuhl. Der Kirchturm war 1715 von dem Baumeister Frantz aus Reval erbaut (dieser hatte auch die herrlichen Gnadenkirchen zu Hirschberg und Landeshut geschaffen) und 1771 renoviert worden. Im Jahre 1850 beraubte ihn ein Orkan seiner 80 Fuß hohen Spitze, die 1867 noch nicht wiederhergestellt war. Der Turm barg drei Glocken, von denen die große gesprungen war.

Nach Jordansmühl eingepfarrt waren Jordansmühl selbst (über 800 Ev.), Dankwitz (über 200 Ev.), Bischkowitz (Loheichen, ca 140 Ev.), Dürrhartau (ca. 230 Ev.), Kaltenhaus (ca. 146 Ev.), Gr.-Jeseritz (ca. 300 Ev.), Mlietsch (Lohetal, ca. 115 Ev.), Poppelwitz (Dreihöfen, ca. 80 Ev.). Gäste: Gleinitz (ca. 200 Ev.), Ober-Johnsdorf (ca. 120 Ev.), Kanigen (ca. 50 Ev.); insgesamt ca. 2381 ev. Seelen.

Patr. Dom. Jordansmühl (Kriegsheim; damals noch nicht geadelt); Gemeindekirchenrat seit 1851 (2 Vorst. und 6 andere Gem.-Glieder). Pastor Sander wird bezahlt durch Widmut (132 Morgen, 142 Q.-R.), Decem (250 Schffl. Roggen und ebensoviel Hafer, 19 Schffl. v. jed. Sorte ruhen), Legatzinsen und Accidenz.

Nur an den hohen Festen auch nachm. Pred.; Katechismuslehre auch v. d. Konfirmierten besucht; Konfirmation an Palmarum (Katechism. von Wendel); Gesangbuch: das alte Breslauer, Choralbuch von Karow. R.-kath. Kirche in Gleinitz. Gottesacker bei der Jordansmühler Kirche überfüllt. Jordansmühler Schule mit 272 Schülern und drei Lehrern, von denen der 2. Adjuvant alle Tage vorm. in Gr.-Jeseritz 43 Kinder unterrichtet; die ev. Kinder in Gleinitz besuchen die dortige kath. Schule. Hauptlehrer in Jordansmühl: E. Th. Stephan (seit 1860), Organist und Küster, besoldet durch Ackernutzung, Fixum, Decem, Deputat, Schul-

geld und Accid. Der 1. Adjuvant O. Schaller bezieht Fixum und Deputat von der Gemeinde; der 2. Adjuvant ist E. Hoffmann. Außerdem zwei Kirchväter, der Calcant (zugleich Totengräber), ein Glöckner, eine Kirchkehrerin.

Abendmahlsgäste durchschnittlich 1377; unehel. Geburten zu den ehelichen 1 : 10; Kollekten ca. 30–40 Taler; Selbstmorde in 6 Jahren zwei; Mischehen in 6 Jahren 10, worunter zwei kath. Bräute; Übertritte in 6 Jahren vier.

Die Kirche besitzt ein Dispos.-Kapital von 250 Talern und ein Fundat.-Kapital von 204 Talern. Verschiedene Foundationen und Legate⁵¹⁾.

Auch von H. A. Sander hing ein Bild in der Sakristei, ebenso von seinem Nachfolger Hermann Schultze (1883–1913). Dieser Pfarrer wurde weit über Jordansmühls Grenzen hinaus bekannt: einmal durch seine beiden sehr lesenswerten kleinen Bände Lebenserinnerungen »Vom Mulus zum Pastor« und »Ein Joachimsthaler«, zum anderen durch biblische Schauspiele wie »Joseph«, »Ruth« oder das Trauerspiel »Absalom«, die um die Jahrhundertwende über die meisten Bühnen der ev. Männer- und Jünglingsvereine Deutschlands gingen. In Jordansmühl zogen die Aufführungen dieser Stücke, von Pastor Schultze eingeübt, ein gebildetes Publikum bis aus Breslau herbei. Hochangesehene Dorfbewohner wie der Rittergutspächter Paul Rößler (»Joseph«) oder der Vorsitzende des Presbyteriums, der Gutsbesitzer Oskar Niedenfürh, ließen es sich nicht nehmen, in diesen Religionsspielen mitzuwirken, die überall begeisterten Anklang fanden. »Das war mehr als schön«, schwärmte eine Jordansmühlerin noch in den dreißiger Jahren⁵²⁾.

Die Einnahmen aus den Festspielen bildeten den Grundstock zum Bau der anmutig gelegenen und freundlichen Krankenstation, des Diakonissenhauses, dessen Geschichte mit dem Namen des Pastors Hermann Schultze immerdar verbunden bleiben wird.

Als Nachruf auf diesen vortrefflichen Mann mögen die Worte dienen, die ihm Dr. Eugen v. Wagenhoff, Presbyter der Jordansmühler Kirche und Rittergutsbesitzer auf Dankwitz, in seinem unveröffentlichten »Dankwitzer Tagebuch 1945/46« unter dem 8. August 1945 gewidmet hat: »Heute Geburtstag meines unvergeßlichen väterlichen Freundes Pastor Schultze, der am 16. November 1913 starb. Er war Geist und Leben, eine überragende Persönlichkeit, dabei ein demütig frommer Christ«.

⁵¹⁾ F. G. Eduard Anders: Historische Statistik der Evangelischen Kirche in Schlesien. Breslau: Korn, 1867. S. 268f.

⁵²⁾ Martin Illig: Zur Geschichte der Kirche des Dorfes Jordansmühl, a. a. O.

Auf Hermann Schultze folgte am 1. 10. 1914 der in Jordansmühl außerordentlich beliebte Pastor Friedrich Wilhelm Otto Iwand aus Schreibendorf, Kr. Strehlen. Er hatte sechs Kinder und verlor seine Gattin recht früh. Das kirchliche Leben in Jordansmühl prägte er nachhaltig bis zu seiner Pensionierung am 1. Dezember 1937. Seine im Anhang erscheinende Abschiedspredigt ist vielen Jordansmühlern über Vertreibung und Neubeginn hinaus in dankbarer Erinnerung geblieben. Pastor Iwand lebte im Ruhestand in Breslau und starb am 25. Januar 1946 in Wurzen/Sachsen. Sein Sohn Hans-Joachim war Theologieprofessor in Göttingen und Bonn.

In Pastor Iwands Amtszeit stellte sich das Jordansmühler Kirchspiel folgendermaßen dar:

2887 Einwohner, davon 2403 Evangelische. Jordansmühl selbst: 982 Ev., 107 Kath., 1 ev. Kirche, 1 ev. Schule, 5 Lehrer, 1 ev. Friedhof. – Dankwitz: 256 Ev., 39 Kath. – Gr.-Jeseritz: 289 Ev., 26 Kath., 1 ev. Schule, 1 Lehrer, 1 ev. Friedhof. – Mlietsch (Lohetal): 138 Ev., 28 Kath. – Kanigen: 39 Ev., 18 Kath. – Gleinitz: 132 Ev., 135 Kath., 1 kath. Kirche, 1 kath. Schule, 1 Lehrer. – Ober-Johnsdorf: 119 Ev., 64 Kath. – Poppelwitz (Dreihöfen): 95 Ev., 13 Kath. – Biskowitz (Loheichen): 61 Ev., 22 Kath. – Kaltenhaus: 71 Ev., 5 Kath., 2 Freireligiöse. – Dürrhartau: 221 Ev., 27 Kath.

Kirchenland: Acker 29 ha, Wiese 3 ha, davon Kl. II 6 ha, Kl. III 18 ha, Kl. IV 8 ha. Pfarrhaus und Wirtschaftsgebäude: Bauzustand mittelmäßig, erbaut 1790. 1 Pfarrstelle, 7 Gemeindeälteste, 24 Gemeindeverordnete. Patronat: Rittergut Jordansmühl; unbeschränkt $\frac{2}{3}$ Baulasten. Elternbund, Jungfrauenverein, Männer- und Jünglingsverein. Im Jahre 1924 fanden 75 Taufen, 52 Konfirmationen, 22 Trauungen, 39 Bestattungen statt, und 928 Abendmahlsgäste wurden gezählt. Der Geistliche war zu dieser Zeit Pastor Otto Iwand, geb. 4. 9. 1870 in Leschwitz bei Görlitz, wo sein Vater Fabrikbesitzer war. Pastor Iwand hatte an den Universitäten Breslau und Halle studiert und wurde am 2. 10. 1897 in Breslau ordiniert. Er heiratete kurz darauf am 3. 11. 1897. Seine Pfarrstellen waren Schreibendorf und – ab 1914 – Jordansmühl.

Die Kirche wurde erstmalig 1335 erwähnt, das Grundstück des Kirchengebäudes ist vorreformatorisch, Reformation 1534, ev. geblieben, Kirchenbücher von 1621 an. Der Stil der Kirche ist nicht einheitlich, der Bauzustand gut; Mosesfigur als Träger der Kanzeltreppe. Altar holzgeschnitzt von 1620. Kriegschronik: 95 gefallen; Prospekt-pfeifen der Orgel beschlagnahmt und ersetzt, 2 Glocken desgleichen (im ganzen 3 Glocken); 2 Ehrentafeln in der Kirche. 1914 etwa 33000 Mark vorhanden, 32300 Mark Kriegsanleihe gezeichnet⁵³).

⁵³) Ev. Pfarrerverein der Provinz Schlesien (Hrsg.): Silesia Sacra. Görlitz 1927. S. 164f.

Iwands Nachfolger wurde 1938 der geschätzte Otto Baudach, der in den ersten Kriegsjahren vor seiner Einberufung zur Wehrmacht auch Steinberge/Wolfskirch betreute. Am 14. 7. 1943 ist er als Unteroffizier im Osten gefallen. Sowohl von P. Iwand als auch P. Baudach hingen Ölbilder in der Sakristei. Erst zum 1. 9. 1944 wurde die Pfarrstelle wieder neu besetzt, und zwar mit Pastor Wolf-Dietrich Berndt, geb. am 9. 8. 1910, der sie wegen der Kriegsereignisse jedoch nicht mehr angetreten und nur ein einziges Mal in Jordansmühl Gottesdienst gehalten hat. Als Soldat in Rußland wurde er im Oktober 1944 hirnverletzt und kam dann nach Göttingen ins Lazarett, wo er den Zusammenbruch erlebte. Eine Wiederverwendung in Schlesien nach 1945 war nicht mehr möglich⁵⁴). Während der letzten Kriegsjahre amtierte seit 1. 3. 1942 Pastor Arno Büchner außer an St. Salvator/Breslau auch in Jordansmühl und Steinberge/Wolfskirch, das er damals nur mit dem Fahrrad erreichen konnte. Für seinen aufopferungsvollen Vertretungsdienst fand er in diesen verwaisten Gemeinden viel Anerkennung. Im kirchlichen Unterricht und in der Seelsorge wurde er in Jordansmühl durch die Pfarrfrau Marie-Luise Baudach und die Schwester Thea Steiniger, in Steinberge und Wolfskirch durch die Pfarrfrau Eva-Maria Merkel tatkräftig unterstützt.

Die Jordansmühler Kantoren der letzten Jahrzehnte waren: bis 1932 Rektor Hermann Schröter, bis 1938 Lehrer Herbert Kornetzky, 1939 Fritz Gärtner, bis 1943 Kantor Rudolf Maywald, ab 1943/44 Kantor Mücke.

Die Lehrer der letzten Jahrzehnte an der 8-klassigen Jordansmühler Volksschule waren: Georg Blaschke, Frl. Cziupka, Fritz Gärtner, Karl Gottwald, Herr Heyn, Elisabeth Hoffman, Viktor Kittlas, Erna Kuschbert, Willi Lindner, Kantor Rudolf Maywald, Kantor Mücke, Rektor Gerhard Nier, Erich Obst, Walter Ochmann, Erich Olowson, Dr. Walter Otte, Otmar Oetzbrugger, Herr Pradel, Willi Raschdorf, Rektor Hermann Schröter, Maria Schubert, Adolf Silber, Frl. Stolper, Ernst Watzlawik, Anna Wieprecht.

Über die Geschehnisse der Jordansmühler Kirche und des Kirchspiels nach dem Zusammenbruch 1945 berichtet Dr. Eugen v. Wagenhoff in seinem Tagebuch:

22. 7. 1945: Die Kirchenfenster sind ohne Glas, das Dach weist einige Einschüsse auf, ansonsten hat die Kirche den Krieg unversehrt überstanden. Herr Grelich predigt im Sommer und Herbst vertretungsweise in Jordansmühl, zuweilen auch in Heidersdorf.

⁵⁴) Pastor Wolf-Dietrich Berndt stand noch bis 1971 in 3371 Düderode über Seesen/Hannover im Pfarramt und wurde dann seiner schweren Kriegsverletzung wegen auf ärztlichen Rat hin vorzeitig pensioniert. Heute lebt er in der Heimat seiner Frau – in 3418 Uslar, Sohnreysr. 55 – im verdienten Ruhestand.

16. 9. 1945: Heute sagte Müller Scholich auf dem Heimweg von der Kirche zum alten Niedenführ: »Der Pastor predigt aber gut«. Er redet gemeinverständlich. Als Schlußlied wird auf meinen Rat hin immer »Unseren Ausgang segne Gott« gesungen.

21. 10. 1945: Nachmittags predigt Pastor lic. Bunzel von der Magdalenenkirche in Breslau, der Beauftragte der schlesischen Kirchenleitung.

2. 12. 1945: Lesegottesdienst. Sehr kalt in der Kirche.

5. 12. 1945: Polnische Miliz letzte Nacht im Pfarrhaus, doch Herr Grelich dort nicht mehr auffindbar ^{54a}).

8. 12. 1945: Schnee, 7 Grad Kälte. Ins Pfarrhaus ist mittlerweile ein polnischer Pfarrer eingezogen.

20. 12. 1945: In der Kirche wird der Altar für polnisch-katholische Gottesdienste umgebaut, auch sonstige entsprechende Veränderungen werden getroffen. Tischler Kaschel soll alsbald ein Sakramentschränkchen beschaffen, ggf. anfertigen.

24. 12. 1945: Die Jordansmühler Kirche ist – erstmals seit 1534 – katholisch; heute um Mitternacht findet eine Messe statt. Wir sind ohne Gottesdienst und ohne Gotteshaus.

31. 12. 1945: Der polnische Pfarrer lehnt eine evangelische Mitbenutzung der Kirche ab, weil diese schon geweiht sei! Die Jordansmühler Evangelischen müssen sich nach Steinberge orientieren, wo Frau Pastor Merkel bzw. Frau Pastor Seeliger sonntäglich Gottesdienst hält. Der Zustand vor der Konvention von Altranstädt ist wieder erreicht – nur daß damals die Steinberger nach Jordansmühl kamen.

6. 1. 1946: Heute nachmittag Schwester Else an Typhus gestorben⁵⁵). Sie war der Engel des Jordansmühler Kirchspiels und führte hier in der letzten Zeit sogar die Beerdigungen durch. Ein unbeschreiblicher Verlust für Jordansmühl und seine Nachbardörfer! Was wird jetzt nur aus dem von Pastor Schultze mit heißem Bemühen begründeten und durch Artilleriebeschuß schwer beschädigten Diakonissenhaus?

9. 1. 1946: Schwester Else um 14 Uhr von dem stellvertretenden Superintendenten Friedrich beerdigt. Ein endlos langer Trauerzug gibt ihr das letzte Geleit, Hunderte von Menschen aller Altersstufen folgen ihrem Sarg zum Dorffriedhof hinaus – neben unzähligen schluchzenden Frauen der alte, an zwei Stöcken humpelnde Bauer, umgeben von einer

^{54a}) Wie Herr Pfarrer Arno Büchner dem Verf. mitteilt, war Herr Grelich gar nicht Pastor, sondern gab sich in den Wirren der ersten Nachkriegszeit nur als solcher aus. Er sei am 4. 12. 1945 aus gutem Grund aus Jordansmühl spurlos verschwunden.

⁵⁵) Offenbar hatte sie sich bei ihren Nachtwachen in der Jordansmühler Typhusstation angesteckt.

großen Schar von Kindern mit Fichtensträuben in den Händen. Am offenen Grabe hält der über siebzigjährige Pastor Friedrich, der im offenen Kastenwagen auf einer Schütte Stroh in dieser eisigen Januar-kälte aus dem 17 km entfernten Nimpsch nach Jordansmühl herüber-gekommen ist, eine ganz ausgezeichnete Trauerrede. Er gestaltet die Abschiedsstunde zu einem ergreifenden Gottesdienst für die verwaiste Gemeinde. Dies ist der letzte große Liebesdienst, den Schwester Else noch im Tode den ihr Anvertrauten erweist. Aufgrund der chaotischen Verkehrsverbindungen treffen die sofort benachrichtigte Oberin des Mutterhauses, Frau v. Heydebrandt, und Pastor Büchner erst am Abend aus Breslau in Jordansmühl ein. Nach der Beerdigung Gemeinde-kirchenratsbesprechung mit Pastor Friedrich bei Herrn Niedenführ. Die Kirchengemeinde Jordansmühl bleibt vorerst verwaist. Der polnische Pfarrer will eine katholische polnische Gemeindegewister einsetzen, obwohl es angesichts unserer hirtlosen Herde für uns gerade erstrebenswert wäre, wenigstens eine evangelische deutsche Diakonisse nach hier zu bekommen.

16. 1. 1946: Stellmachermeister Gebauer aus Jordansmühl heute bei Niedenführ und mir. Er sucht verzweifelt einen Prediger für eine liturgische Trauerfeier für seinen Onkel, den alten Chauseewärter Klose, früher in Dankwitz bei Müller, jetzt in Gleinitz wohnhaft. Ich sage zu.

23. 1. 1946: Man hofft, daß in Heidersdorf ein Pastor auch für Jordansmühl stationiert werden kann. (Dieser erhielt dann jedoch keinen Passierschein für Jordansmühl).

3. 2. 1946: Heute Frau (Schaffer) Peile aus Gleinitz (Rößler) beerdigt.

14. 2. 1946: Scheußlich kalter Wind, heute nachmittag minus drei Grad. Meine Finger waren so steif, daß ich kaum die Agenda halten konnte, als ich um 13.30 Uhr den Gutsbesitzer Richard Seeliger, 65 Jahre alt, in Gr.-Jeseritz bestatten mußte. Über zwanzig Jahre lang war er asthmakrank gewesen, täglich hatte er – solange es welche gab – lindernde Spritzen erhalten, nun war der hilflose alte Mann von der polnischen Miliz bei einem Überfall so furchtbar geschlagen und gequält worden, daß er binnen weniger Wochen seinen schweren Verletzungen und seiner Atemnot erlag. Ein Pole sitzt nun auf dem Seeligergut, dem größten Hof in Gr.-Jeseritz (452 Morgen). Richard Seeliger war ein frommer Mann, täglich hielt er mit den Seinen Bibellesung. Wie mir Herr Müssig erzählte, hat er oft gesagt: Geld verlieren ist wenig, Ehre verlieren ist viel, Glauben verlieren ist alles. Immer wieder tröstete er seine Familie und vor allem seine herzkrankte Frau mit den Bibelsprüchen »Fürchte dich nicht, glaube nur!« (Markus 5,36) und »Denn ich bin bei dir, spricht der Herr, daß ich dir helfe« (Jeremia 30,11) sowie den Worten: »Er ist bei dir, das ist genug, der bis zum heutigen Tag dich trug. Er führt, er sorgt, er läßt dich nicht, bis du einst schaust sein Angesicht«. All dies habe

ich bei meiner Grabrede verwandt. Die Angehörigen äußerten mir gegenüber herzlichste Dankbarkeit. Ich wurde in einem kleinen, im Inneren stark demolierten Wagen, den zwei Pferdchen zogen, in Dankwitz abgeholt und nach dem Kaffee wieder zurückgebracht.

28. 2. 1946: Heute Frl. Margarete Teichmann, Tochter des früheren Jordansmühler Bahnhofsvorstehers, Schwester von Frau Semmler, beerdigt.

2. 3. 1946: Für meine Grabreden wird mir viel Anerkennung zuteil. Es liegt nur an meinem Vortrage. Daß allein der Vortrag des Redners Glück macht, trifft – natürlich CUM GRANO SALIS – auch hier zu.

31. 3. 1946: Der Jordansmühler Kriegspfarrer Pastor Büchner kommt aus Breslau zu Fuß zu Besuch, er war bei Frau Pastor Merkel in Steinberge abgestiegen.

2. 6. 1946: Nachmittags Gottesdienst auf dem Friedhof mit Superintendent Bunzel aus Reichenbach. Nachher Abendmahl bei Regen. Dennoch stärkste Beteiligung, auch aus den Nachbardörfern.

7. 7. 1946: Lesegottesdienst von Frau Pastor Seeliger aus Kl.-Kniegnitz auf dem Friedhof gehalten. Fast ist es wie zur Zeit der »Buschprediger« im 17. Jahrhundert.

21. 7. 1946: Lesegottesdienst durch Frau Pastor Seeliger auf dem Friedhof.

4. 8. 1946: Dekan Bunzel ist aus Breslau gekommen und hält Gottesdienst auf dem Friedhof; vorher hatte er 22 Kinder in Kl.-Kniegnitz konfirmiert.

18. 8. 1946: Gottesdienst auf dem Friedhof durch Frau Pastor Seeliger.

19. 8. 1946: Meine 21. Beerdigung: Frau Kinnert, Mutter von Frau Gärtner Mohr. Lustige Kochfrau, 90 Jahre alt.

22. 8. 1946: Vertreibung.

Noch 1950 konnte von Lektor Kraus mit den letzten verbliebenen Deutschen in Jordansmühl ein Gottesdienst gehalten werden⁵⁶). Dreißig Jahre später, im Jahre 1976, stellt sich die Jordansmühler Kirche dem Betrachter wie folgt dar:

Von außen macht sie einen guten und gepflegten Eindruck. Allerdings droht sie, die ja unmittelbar an der Lohe steht, sich wegen der häufigen Überschwemmungen dieses Flusses etwas zu senken. Sie mußte und muß daher gestützt werden, um größere Schäden zu vermeiden.

Das Innere des Gotteshauses ist renoviert worden, die Wände sind hell getüncht. Der alte Altar von 1620 ist zwar noch vorhanden, doch wurde die sich früher über diesem befindliche Kanzel an der vom Altar aus gesehen rechten Seite neu errichtet. Die Holzeinfassung um den Altar ist

⁵⁶) Vgl. Gerhard Hultsch: Schlesische Dorf- und Stadtkirchen a. a. O., S. 171.

entfernt, das Schnitzwerk am Altar geblieben. Die beidseitigen doppelten Emporen sind verschwunden, der Mittelgang ist verbreitert, die Zahl der (neuen) Bänke reduziert. Die Orgel befindet sich noch an ihrem alten Platz und wird benutzt. Die ganze Kirche wurde reichlich mit Marienstatuen, Heiligenbildern und kleinen Seitenaltären ausgestattet. Die Sakristei ist leer, Ölbilder und Predigtstuhl sowie kleiner Altar sind verschwunden. Der alte Friedhof an der Kirche ist eingeebnet und mit Gras bewachsen; er wird nicht mehr belegt. Dort befindet sich heute lediglich die Grabstätte des Vorgängers des nun schon seit 1953 amtierenden jetzigen polnischen Geistlichen, des an der Geschichte des Nimptscher Landes stark interessierten Dr. jur. Ginter Ćwięczek (geb. 1910, geweiht 1934 in Kattowitz)⁵⁷⁾. Der ehemalige Konfirmandensaal in einem Gebäude im Pfarrhof wird auch heute noch für kirchliche Zwecke genutzt.

Die sich neben der Kirche befindliche Schule ist in baulich sehr gutem Zustand, sie erhielt sogar Heizung und Wasserleitung. Der »Bogen« an der Straße existiert auch noch, doch sind die Tafeln mit den deutschen Inschriften unkenntlich gemacht worden. Das davor befindliche Kriegerdenkmal mit Adler stand bis Herbst 1976; zu diesem Zeitpunkt wurde es gemeinsam mit den Kriegerdenkmälern in Peterswaldau und Langenbielau – offensichtlich auf höhere Weisung hin – von den Polen abgerissen. Die um die Kirche herumführende Steinmauer ist an der Seite zur Schule hin entfernt, der restliche Teil ziemlich baufällig. Das Pfarrhaus ist Ende der 40er Jahre einmal abgebrannt und dann wieder so, wie es einmal war, hergerichtet worden. Ihm – wie den meisten Jordansmühler Gebäuden – täte heute vor allem ein neuer Farbanstrich not. Auch die Pfarrscheune steht noch.

Der Friedhof außerhalb des Dorfes ist sehr verwildert, fast alle deutschen Gräber sind eingeebnet. Ebenso erging es dem daneben befindlichen Soldatenfriedhof, der heute mit Feldfrüchten bebaut wird. Einige alte deutsche Grabsteine (von Rößler und Zirpel beispielsweise) wurden in die Begrenzungsmauer zur Straße hin eingefügt. Inzwischen ist in unmittelbarer Nähe des alten deutschen ein neuer polnischer Friedhof angelegt worden.

III. Zur baulichen Entwicklung der Jordansmühler Kirche

Der typisch mittelalterliche Grundriß der offenbar zu Beginn des 14. Jahrhunderts errichteten kleinen Holz- bzw. Fachwerkkapelle zu Jordansmühl wies eine klare Scheidung zwischen Gemeinde- und Chor-

⁵⁷⁾ Bistumsschematismen 1964, S. 123 und 1971, S. 117.

raum auf. Da das Jordansmühler Gotteshaus damals katholisch und mithin im wesentlichen Sakraments- und Priesterkirche war, befanden sich Taufstein und Kanzel im Gemeinderaum, wobei letztere etwa in der Mitte einer Langseite desselben angebracht war. Den Chorraum dominierte allein der Altar⁵⁸⁾.

Diese Aufteilung fand die Reformation vor und veränderte sie erst allmählich im Sinne eines evangelischen Gottesdienstverständnisses. So hat in Jordansmühl die Familie v. Grögersdorf die Kirche im Laufe des 16. Jahrhunderts mehrfach erweitern und umbauen lassen und ihr Schritt für Schritt ein evangelisches Gepräge gegeben. Dieses sah dann so aus, daß der Taufstein aufgrund der höheren Einschätzung, welche die Evangelischen dem Sakrament der Taufe beimaßen, in den Chorraum in die Nachbarschaft des Altars wanderte und – wegen der Höhererschätzung der Predigt – auch der Predigtstuhl, die Kanzel, in die nächste Nähe des Altars, nämlich an eine der vorspringenden Ecken zwischen Gemeinde- und Chorraum, emporrückte. Die Alleinherrschaft des Altars war beendet, er mußte sich nun mit Kanzel und Taufstein den das Kirchenschiff beherrschenden Chorraum teilen. Durch den Dreiklang von Altar, Kanzel und Taufstein im Angesicht der Gemeinde erhielt der ganze Kirchenraum ein neues, evangelisches Gesicht, das Jordansmühler Gotteshaus wurde zur evangelischen Predigt- und Gemeindekirche.

Der evangelische Gottesdienst, der im wesentlichen Predigtgottesdienst ist, zog im Laufe der Zeit auch das feste Gestühl und die Emporen nach sich. Eine Orgelbühne war schon da, aber bald umzogen Emporen auf drei Seiten den Gemeinderaum als Tribüne für Zuhörer. Aus ihnen wurden in Jordansmühl sogar übereinanderliegende Doppelemporen. Besonders reizvoll waren die in Jordansmühl auf beiden Seiten des Kirchenschiffes aus der ersten Empore hervorspringenden, mit der Kanzel auf gleicher Höhe befindlichen barocken Herrschafts- oder Patronatslogen. Die Doppelemporen schlossen also den Ring der protestantischen Gemeinde- und Predigtkirche Jordansmühl um ihren Widerpart, die Kanzel, die Stätte der evangelischen Verkündigung. Die obere Empore war in Jordansmühl sogar auf vier Seiten, also auch im Rücken des Altars, durchgezogen.

Diese zuletzt gekennzeichnete Entwicklung, die dem protestantischen Gottesdienstgedanken in seiner reinsten und geschlossensten Form Ausdruck verlieh und nebenbei noch viele zusätzliche Plätze für die Gläubigen schuf, führte direkt zum Kanzelaltar hin. Sie begann etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts und dürfte mit dem durch die Wegnahme der Kirchen in Steinberge und Wolfskirch bedingten Neubau

⁵⁸⁾ Vgl. zu den folgenden Ausführungen: Alfred Wiesenhütter: Der evangelische Kirchbau Schlesiens. Düsseldorf 1954. S. 13ff.

der Jordansmühler Zufluchtskirche im Jahre 1738 und vor allem mit deren Umgestaltung im Jahre 1771 ihren Anfang genommen haben. Die Kanzel wurde nun auch in Jordansmühl direkt über dem Altar angebracht, Kanzel und Altar waren eine Einheit geworden – genau im zentralen Blickpunkt an der Stirnseite des saalförmig angelegten und durch den Ring der Doppelemporen zusammengezwungenen, einschiffigen Kirchenraumes. Diese reizvolle künstlerische Lösung, die in vielen Kirchen des Nimptscher Landes zu beobachten war, unterstrich die Einheit der Gemeinde und deren konzentrierte Ausrichtung auf die zentrale Stätte der Verkündigung, auf Kanzel und Altar. Für etwa ein Jahrhundert beherrschte der Kanzelaltar als prägnanter Ausdruck der protestantischen Gottesdienstauffassung den evangelischen Kirchbau. In Jordansmühl existierte der Kanzelaltar bis zum Ende der deutschen Zeit.

Nachdem die polnischen Katholiken die Jordansmühler Kirche Weihnachten 1945 übernommen und neu geweiht hatten, begannen sie interessanterweise sogleich mit deren innerem Umbau im Sinne eines katholischen Gottesdienstverständnisses. Vor allem die »typisch« evangelischen Merkmale im Inneren der Kirche mußten weichen: das umfangreiche feste Gestühl, das stark reduziert wurde, der Kanzelaltar und die Emporen. Der heutige Besucher findet die Kanzel an der vom Altar aus gesehen rechten Eckseite neu errichtet und die Holzeinfassung um den Altar sowie die Doppelemporen entfernt. Ähnliches ist von vielen ehemals evangelischen Kirchen des Nimptscher Landes zu berichten. Unter den – bis auf die Orgelbühne – abgebrochenen Emporen wurden zumeist kleine Seitenaltäre aufgestellt, Symbole der katholischen Sakraments- und Priesterkirche.

Seit der Neuerrichtung im Jahre 1738 war die Jordansmühler Kirche äußerlich – allerdings nicht immer einheitlich – in den Formen einfachen Landbarocks gehalten, wie schon die unprofilierten Rundbögen der Fenster des Kirchenschiffs verraten. Auf der Zeichnung F. B. Werners (veröffentlicht um 1760) ist die sehr schöne Form der zweimal durchbrochenen alten Haube gut zu erkennen. Die oberen großen Fenster unterhalb der Spitze des heutigen Turms, denen später freilich eine Mittelsäule eingezogen wurde, sind mit denen der Zeichnung Werners identisch, die unteren hingegen scheinen den baulichen Veränderungen des späten 18. Jahrhunderts zum Opfer gefallen zu sein. Den Jordansmühler Kirchturm hatte der bekannte Barockbaumeister Martin Frantz⁵⁹⁾ im Jahre 1715 errichtet. 1850 beraubte ein Orkan den Kirchturm seiner 80 Fuß hohen Spitze. Die neue, nach 1867 geschaffene

⁵⁹⁾ Vgl. Günther Grundmann: Die Baumeisterfamilie Frantz. Ein Beitrag zur Architekturgeschichte des 18. Jahrhunderts in Schlesien, Schweden und Polen. Breslau 1937.

Turmspitze zeigte die elegante Form einer achtseitigen Pyramide. In diesen Turm wurde damals die einzige nach der Zerstörung intakt gebliebene Orgelpfeife so eingebaut, daß besonders nachts – je nach Windrichtung – bis in die Neuzeit ein Pfeifton deutlich zu hören war.

IV. Die innere Ausstattung der Kirche und die »musica sacra«

Die Jordansmühler Kirche wies insgesamt vier Patronatslogen auf, je zwei an der südlichen und nördlichen Längsseite, die sich halbkreisförmig in den Kirchenraum hineinwölbten. Die vom Altar aus gesehen beiden linken Logen waren mit Schiebefenstern verglast, die man zum Hören der Predigt hochschieben konnte. Die beiden rechten Logen hingegen waren offen. Zwischen je zwei Logen befand sich, zurückgesetzt, je eine größere, offene Loge, unter anderem bestimmt für die Bediensteten der beiden Patronatsherrschaften. Die vordere linke, mit schönem Deckenstück verzierte Loge war die der Jordansmühler Patronatsfamilie v. Kriegsheim, die hintere linke die der Dankwitzer Patonatsfamilie v. Wagenhoff. In ihr hat fast jeden Sonntag der alte General v. Wagenhoff mit seiner »Generalin« gegessen. Wegen ihrer Schwerhörigkeit unterhielten sich beide zur »Freude« des in unmittelbarer Nähe sitzenden Organisten oft laut und vernehmlich miteinander. Die beiden rechten Logen hatten keine adligen Stammesbesucher. In der v. Kriegsheim-Loge nahm in den dreißiger Jahren oft der Rittergutspächter Paul Rößler – er war seines freundlichen, leutseligen Wesens und seines stattlichen Schnauzbartes wegen im Dorfe wohlbekannt – als Jordansmühler Kirchenpatron an den Gottesdiensten teil, ebenso sein Sohn Herbert ⁶⁰⁾.

Die kastenförmige Loge von Molkereidirektor Heiling befand sich ganz hinten neben dem Haupteingang unter der Orgelempore. In einer kleinen, unscheinbaren Querbauk vorn rechts beim Altar in der Nähe des Taufsteins hatte seit Jahrzehnten der altehrwürdige, bärtige Apotheker Spiering seinen Stamplatz. Mit seiner gewaltigen Stentorstimme war er gelegentlich imstande, den Organisten beim Kirchengesang empfindlich aus dem Takt zu bringen. War er jedoch einmal nicht im Gotteshaus, so fehlte der Gemeinde etwas.

Im allgemeinen saßen die Jordansmühler Kirchgänger paar- oder familienweise in den Bänken zusammen. Eine Ausnahme davon machten lediglich einige Gutsbesitzer, die ohne ihre Angehörigen entweder auf

⁶⁰⁾ Freundliche Mitteilungen v. 18. 1. 1978 und 7. 4. 1978 durch Herrn Alfred Weigmann, denen die folgenden Ausführungen viel verdanken.

der Empore (dem »Chor«, wie der Schlesier sagte) oder in den beiden linken Querbänkreihen an der Südseite Platz nahmen und dort ihre Hüte gravitatisch an die Haken über ihrem Platz hängten.

Das barocke Innere der Kirche war insgesamt sehr eindrucksvoll. Allein schon der majestätische Kanzelaltar präsentierte sich als ein Schmuckstück besonderer Art. Die Predella – der Raum zwischen Kanzel und Altar – wurde durch ein »Das Heilige Abendmahl« genanntes Relief ausgefüllt. Den äußeren Kanzelkorb schmückten farbige Reliefs der vier Evangelisten mit ihren Attributen. Unmittelbar links und rechts neben der Kanzel befanden sich vier weitere Reliefs, die ebenfalls die vier Evangelisten – allerdings ohne Attribute – darstellten. In zwei neben der Kanzel nach links und rechts ausladenden offenen Erkern waren drastische holzgeschnitzte Darstellungen aus der Passionsgeschichte zu betrachten, und zwar rechts die Dornenkrönung und links die Geißelung Christi. Zwei schlanke Säulen verliehen der Konstruktion Festigkeit und bildeten die Grundlage für zwei weitere höhere Aufbauten. Auf dem Schalldeckel der Kanzel befand sich eine emporragende, sehr schöne Schnitzarbeit, eine eindrucksvolle Darstellung der Passion auf Golgatha: Jesus am Kreuz, darunter seine Mutter Maria sowie Maria-Magdalena und Johannes. Über dem Gekreuzigten die Inschrift I. N. R. I. (Jesus Nazareus Rex Judaeorum) und am Fuß des Kreuzes die Worte »Es ist vollbracht«. Hinter dieser Gruppe eine Auferstehungsszene. Seitlich weit außen waren zwei kindliche Engelsfiguren zu sehen: links ein Engel mit Rohr und Essigschwamm, rechts ein Engel mit dem Speiß, durch den die Seitenwunde Christi verursacht wurde. In den dazwischen liegenden beiden hohen Rundbogennischen befanden sich zwei weitere Figuren. Auf diesen Nischen waren zwei Vogeldarstellungen erkennbar, allegorische Figuren, Sinnbilder christlichen Opfertodes: rechts ein seine Brust schützender, sich den offenen Flammen opfernder Vogel und rechts ein Pelikan, welcher der Sage zufolge sich selbst opfernd seine Brust aufreißt und seinen Jungen das hervorquellende Blut zu trinken gibt. In der dritten Etage des Altaraufbaus fanden sich schließlich ein Relief, das die Himmelfahrt Christi und die am Berge zurückgebliebenen Jünger darstellte, sowie daneben und darüber die Figuren von drei den Triumph verkündenden Posaunenengeln, der oberste mit dem Zweig der Friedenspalme in der Hand.

Hinter dem Altar gab es eine von Kirchgängern nur selten wahrgenommene interessante Holzskulptur: Moses, die Gesetzestafeln in der Hand und mit seinem Kopf den Treppenaufgang zur Kanzel stützend. Die Ausstattung des Altars entspricht rustikalen Barockformen, für die der Barockbaumeister Martin Frantz aus Liegnitz, der 1715 bereits den Kirchturm errichtet hatte, verantwortlich gewesen sein

dürfte. Interessanterweise gibt es nämlich in der Grenzkirche zu Harpersdorf, für deren Gestaltung ebenfalls Martin Frantz in Frage kommt, eine ebensolche originelle Mosesfigur, die den Kanzelkorb trägt⁶¹⁾.

Der sich seitlich des Kanzelaltars befindliche Taufstein war ein oben weit ausgeschwungener, trichterförmiger Marmorstein, auf dem immer eine große, runde Decke lag.

Ihre prächtigen Kristall-Lüster erhielt die Kirche noch vor dem ersten Weltkrieg.

Im Jahre 1887 bereits war die stattliche Jordansmühler Kirchenorgel von der bekannten schlesischen Orgelbaufirma Schlag & Söhne aus Schweidnitz installiert worden. Diese in Schlesien damals führende Firma übernahm im Abonnement auch die jährliche Überprüfung der Orgel und hat im übrigen um die Jahrhundertwende fast alle größeren Orgeln der Provinz Schlesien modernisiert bzw. ausgebaut. Anlässlich der Jahrtausendausstellung 1913 errichtete sie auch die damals größte Orgel der Welt, die Riesenorgel in der Jahrhunderthalle zu Breslau. Kurz nach dem Ersten Weltkrieg mußte die Firma Schlag & Söhne ihren Betrieb einstellen, da sie der Konkurrenz, vor allem der mit dem neuesten Rüstzeug der Elektrotechnik und einschneidenden Erfindungen arbeitenden Orgelbaufirma W. Sauer in Frankfurt/Oder, nicht länger gewachsen war⁶²⁾.

Die Orgel in der Jordansmühler Kirche hatte zwei Manuale, Pedal und 23 Register. Sie bot mithin dem geübten Organisten eine Fülle von Klangfarben. Die Vorderansicht, der sogenannte Orgelprospekt, wirkte mit seinen schönen hellglänzenden Zinnpfeifen im Kirchenraum beherrschend. Das Orgelgehäuse vermittelte einen sachlich-ruhigen Eindruck, mit aufwendigem Zierat ging man damals nach guter alter preußischer Manier ja bekanntlich recht sparsam um.

Der obere Konsolenrand war senkrecht gerippt, ein muschelförmiger Aufsatz, links und rechts davon befanden sich zwei Mini-Pylonen, an den äußersten Seiten oben ebenfalls rechts und links zwei Aufsätze mit vergoldeten Kugeln. Hauptzierde aber waren neben den vier kleinen äußeren die beiden großen Holzsäulen mit schön vergoldeten Kapitellen zur Seite des Hauptwerkes und des Oberwerkes.

Einen recht traurigen Anblick bot die Orgel gegen Ende des Ersten Weltkrieges und einige Jahre danach, als anlässlich der Metallbeschlag-

⁶¹⁾ Günther Grundmann: Der evangelische Kirchenbau in Schlesien. Frankfurt/Main: Weidlich, 1970. S. 23.

⁶²⁾ Vgl. Ludwig Burgemeister: Der Orgelbau in Schlesien. Straßburg: Heitz, 1925. S. CXX und S. 48ff.

nahme 1917 die schönen Zinnpfeifen im Orgelprospekt für Kriegszwecke abgeliefert werden mußten und die nunmehr leere Prospektfläche mit blauem Papier ausgekleidet wurde. Kantor Schröter konnte damals zwar noch spielen, aber eben nur mit den restlichen Zink- und Holzpfeifen. Schlesien opferte 1917 übrigens den Orgelzinn von nicht weniger als 2150 Orgelwerken, unter denen sich vor allem aus der Zeit des Barock zahlreiche orgeltechnisch und künstlerisch hervorragende Orgelbauten befanden⁶³⁾.

Gelegentlich – wenn auch nicht allzu häufig – ergaben sich früher in Jordansmühl während des Spielens Stockungen durch mangelhafte Luft- oder Windzufuhr, wie der Fachmann sagt. Beim Spielen aber ist ohne Wind selbst ein Orgelvirtuose hilflos. Der besagte Wind wurde in der Gebläsekammer – auch Balkenkammer genannt – erzeugt, die im Turm untergebracht war. Das Gebläse war ein riesiger Blasebalg, aus dem drei Balken hervorragten. Zum »Balkentreten« wurden vorwiegend Konfirmanden herangezogen. Mit den Händen drückten sie in Kopfhöhe gegen eine Stange, mit dem Fuß traten sie auf einen Balken, preßten diesen tief hinunter und ließen ihn dann los. Je nach Spielstärke hob sich der Balken langsam oder schneller nach oben und mußte nach etwa einer knappen Minute wieder nach unten gedrückt werden. Zwei Jungen betätigten drei Balken. Verpaßten sie aber aus Unaufmerksamkeit, weil sie sich gerade wieder einmal etwas außerordentlich Wichtiges mitzuteilen hatten, das rechtzeitige Niederdrücken der Balken, dann gab die Orgel nur noch ein paar klägliche Töne von sich und verstummte schließlich ganz in ihrer Qual. Erst ein energisches Klingelzeichen von der Orgelbank her erinnerte in solchen Fällen die Säumigen an ihre Tretpflicht. Nach dem Gottesdienst gab es dann ein heiliges Donnerwetter durch den weißbärtigen, sonst so sanftmütigen Kantor Schröter, der den pflichtvergessenen Bälgetretern ab und zu sogar die Ohren langzog.

Um das Jahr 1930 wurde für das Gebläse ein Elektromotor angeschafft, und die »Balkentreter« brauchten von Stund an um ihre Ohren nicht mehr zu fürchten. Allerdings war für ihre Weiterbeschäftigung an anderen Arbeitsplätzen durchaus gesorgt. Einige hatten die Liednummern der im sonntäglichen Gottesdienst zu singenden Kirchenlieder in die dafür vorgesehenen Liedertafeln zu stecken, die an der ersten Empore hingen. Um nicht sechs oder acht Logen oder Logennebentüren öffnen und schließen zu müssen, schwangen sich die Jungen behende außerhalb der Logen, im offenen Kirchenraum über den Parterrebänken also, akrobatisch von Loge zu Säule und von Säule zu Loge. Der Leichtsinn kannte keine Grenzen.

⁶³⁾ ebenda. S. V.

Drei Knaben hinwiederum gingen der begehrten Tätigkeit der Läutejungen nach, solange ein elektrisches Läutewerk noch unbekannt war. Eine Etage über dem Uhrwerk, dessen Zeitangabe für das ganze Dorf verbindlich war, hingen in der »Glockenstube« hoch oben im Turm drei wohlabgestimmte Glocken. Die ganz große und behäbige, schwere Glocke brauchte naturgemäß einen längeren, aber stummen Anlauf, bis sie in Schwung kam. Sie wurde zumeist vom »Pastor-Fritzel«, dem Sohn von Pastor Iwand, geläutet. Nach einem Kommando von ihm mußten alle drei Glocken unbedingt gleichzeitig einsetzen und ebenso schlagartig wieder enden. Beim Ausschwingen der großen Glocke wurde der »Pastor-Fritzel« immer mehrfach mindestens einen Meter hochgehoben. Dabei mußte er noch mit der rechten Hand den schweren Klöppel abbremsen, der beim Ausschwingen nicht mehr anschlagen sollte. Wichtig war ferner nach dem Sieben-Uhr-Abendläuten das dreimal dreimalige Einzelanschlagen des Klöppels an die große Glocke. Nach Anschaffung des elektrischen Läutewerks gab es kein schlagartiges Einsetzen und Aufhören des Geläutes mehr.

Bestimmte Geläute wurden bezahlt. Wenn ein Bürger verstorben war, ließen dessen Angehörige bis zum Beerdigungstage jeden Morgen um sieben Uhr ein »Puls« läuten. Sogleich ging im Dorf die betroffene Frage um: »Wer ist wohl gestorben?« Abends erst las man dann die Todesanzeige im Nimptscher »Landsmann«.

An der Brüstung der Orgelempore hingen zwei große, ovale Gedenktafeln für die im Kriege von 1870/71 aus der Gemeinde Gefallenen. Zwischen den beiden Patronatslogen hatten sich früher zwei noch größere Gedenktafeln mit den Namen der im Ersten Weltkrieg 1914/1918 gefallenen 95 Jordansmühler befunden. Diese großen Tafeln wurden später, nach der Errichtung des Kriegerdenkmals an der Straße, aus der Kirche entfernt. Das Kriegerdenkmal ist – wie bereits erwähnt – im Herbst 1976 von den Polen abgerissen worden. Hinter diesem gab es einen halbkreisförmigen »Bogen«, auf dem die Ehrentafeln für die Gefallenen 1914/18 ihren Platz gefunden hatten, wohingegen die Tafeln auf dem Kriegerdenkmal der Gefallenen von 1866 und 1870/71 gedachten. Auch die sich in der Sakristei befindliche Gedichtstafel mit vielen Kriegsdenkmünzen soll in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden. Vor der Orgelbühne gab es sodann noch ein sehr großes, mit einem gemalten Portrait versehenes Wappen. Auf der gegenüberliegenden Ostseite hingen hinter dem Altar an der ersten Empore drei große Wappen früherer Patrone, darunter das der Familie v. Pfeil.

Die Jordansmühler Organisten waren immer zugleich Lehrer und Kantor. In der Zeit des Dritten Reiches wurde es den staatsabhängigen jüngeren Lehrern aber schwer gemacht, neben ihrer schulischen Tätigkeit

Kirchendienst zu verrichten. Aus diesem Grunde mußte dieser zuweilen von nichtbeamteten Kräften übernommen werden. So versah in den Jahren 1936 bis 1941 den Organistendienst in Jordansmühl zweimal für längere Zeit aushilfsweise der Kaufmann Alfred Weigmann, der als guter Klavierspieler bekannt war, seine Organistenprüfung aber erst nach dem Kriege ablegte.

Es wurde damals in Jordansmühl überhaupt viel musiziert. So ist manchen Einwohnern aus der Vorkriegszeit noch ein öffentlicher Quartett-Abend im Saal der »Preußischen Krone« in angenehmster Erinnerung, an dem unter der Leitung von Kantor Kornetzky neben vielen kleineren klassischen Stücken auch die »Kleine Nachtmusik« von Mozart zu Gehör gebracht wurde. Auch Kantor Gärtner führte 1939 einmal einen kulturell sehr anspruchsvollen Abend mit Chor- und Gedichtvorträgen durch, an dem Alfred Weigmann unter anderem eine Klavier-Konzertphantasie über die Oper »Der Freischütz« vortrug.

Zu erwähnen wäre noch der hervorragende Jordansmühler Kirchenchor, der recht anspruchsvolle Chorwerke zu Gehör brachte, die zahllose Proben in den Abendstunden erforderlich machten. Unter den Kantoren Kornetzky, Gärtner und Maywald fanden überdies hörenswerte Instrumentalkonzerte in der Jordansmühler Kirche statt. Die letzte kirchenmusikalisch große Darbietung dürfte die am Ostersonntag, dem 24. März 1940, gewesen sein, als eine bekannte Ostermotette aufgeführt wurde – mit Kantor Maywald als Dirigenten, großem Chor, Alfred Weigmann an der Orgel, mit Streichorchester, Kesselpauken und Trompeten. Die Klangfülle war so gewaltig, daß die hingerissen lauschenden Zuhörer vor freudiger Ergriffenheit förmlich erschauerten.

Dr. Horst-Dieter Loebner

ANHANG

Abschiedspredigt des Pfarrers Otto Iwand an seine Gemeinde Jordansmühl im November 1937, über Offenbarung St. Johannis, Kapitel 14, 6 und 7:

Und ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium, zu verkündigen denen, die auf Erden wohnen, und allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern,

Und sprach mit großer Stimme: Fürchtet Gott und gebet IHM die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichts ist gekommen; und betet an den, der gemacht hat Himmel und Erde und Meer und die Wasserbrunnen.

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt!

„Zum letzten Mal“ – in dem Worte liegt eine tiefe Wehmut, wie in dem Worte „Zum ersten Mal“ eine Welt von Freudigkeit und Hoffnung liegen kann. Als ich zum ersten Mal auf Deiner Kanzel stand, liebe Gemeinde, um Dir das Evangelium zu verkündigen, da geschah es in großer Freudigkeit. Es war damals eine bewegte Zeit. Der Krieg war eben ausgebrochen. Die ersten Siegesnachrichten waren gekommen, aber auch die ersten Todesbotschaften. In dieser Zeit habt Ihr mich aufgenommen als den Boten Gottes, der die Herzen trösten, den Mut aufrichten, Begeisterung und Ewigkeitshoffnung predigen durfte. Wenn ich heute zum letzten Mal als Dein Pastor als Seelsorger zu Dir rede, so geschieht es freilich in ernster Wehmut um des Abschieds willen, aber um des Evangeliums willen in noch größerer Freudigkeit, weil sie verklärt ist vom Morgenglanz der Ewigkeit. Es geht von jenem ersten Mal zu diesem letzten Mal eine Brücke, auf der die Füße der Boten gehen, die da Friede verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen. Diese Brücke ist das Evangelium. Und wenn ich an jenem ersten Mal das Bekenntnis zugrunde legte: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben!“ – so darf ich heute predigen über das ewige Evangelium.

1. Wenn man Abschied nimmt von einem Amt, das einem sehr teuer war, und von einer Gemeinde, die man sehr geliebt hat, dann denkt man an alles zurück, was diese Zeit licht gemacht hat. Du hast mir unendlich viel gegeben, liebe Gemeinde, in diesen dreiundzwanzig Jahren, in denen ich Dir mit dem Worte Gottes dienen durfte. Du hast mir das Höchste gegeben, was eine Gemeinde ihrem Pastor geben kann: Liebe und Vertrauen. Du hast mir Deine Herzen aufgetan und Deine Häuser. Es ist kaum ein Haus in der ganzen weitverzweigten Gemeinde, in das ich nicht Eingang gefunden hätte, es seien die Wohnungen der Armen oder der Reichen, die Stuben der Alten oder der Jungen. Deine Kinder hast Du mir anvertraut, und ich bekenne es frei, daß mir der Konfirmandenunterricht mit das Liebste in meinem Amt gewesen ist. An den Sterbebetten in Deinen Häusern habe ich gestanden und an wie vielen Gräbern; und eines ist darunter gewesen, das mir Teures birgt, und zu dem Ihr mich bringen wollt, wenn meine Zeit auf Erden erfüllt ist.

Aber so groß und herzbeweglich das ist, es ist doch nicht das Höchste. Das Höchste ist Gott und das Höchste gibt Gott. Darum wollen wir zu IHM unsere Herzen erheben und IHM die Ehre geben in dieser Abschiedsstunde. Das Höchste, was ER uns gibt, das größer ist als

Himmel und Erde, das ist das ewige Evangelium. Darum ist es so groß und darum ist es ewig, weil es von Gott kommt. Darum enthält es die ganze Gnade und die ganze Seligkeit, aber auch das ganze Gericht. Denn verschmähte Gnade ist das Gericht. Und Beugung unter das Gericht ist Gnade. Das ist es, was dieses unser Amt so herrlich und schön macht trotz aller Unscheinbarkeit, daß wir als Boten des Evangeliums den Menschen etwas bringen dürfen, was sonst keiner, auch nicht der Mächtigste und Gewaltigste, ihnen geben kann. Das ist es aber auch, was dieses Amt so schwer macht; denn bei aller Liebe zur Gemeinde und zu unserem Volk dürfen wir als die unbestechlichen Zeugen Gottes nicht aufhören, das Gericht zu predigen über alle Menschen und Völker, die Gott die Ehre verweigern und das Evangelium verachten. Was für einen Berg von Schuld auf den Tag des Gerichts häufen die an, die heute das Evangelium in unserem Volke verfolgen und die Gemeinden verwüsten. Denn es ist das Evangelium Gottes, das sie verfolgen.

2. Und es ist das einzige Evangelium. Nur einem hat Gott das Evangelium anvertraut, nur einer ist würdig, zu nehmen das Buch und aufzutun seine Siegel, das Lamm Gottes, das erwürget ist, und uns Gott erkaufte hat mit Seinem Blut. O du großes, heiliges Evangelium von Jesus, dem Sünderheiland! Wie kannst Du mit Deinem Trost die Herzen aufrichten, mit Deiner Wahrheit die Menschen frei und mutig machen, mit Deinem Lichte uns auf dem Wege zur Ewigkeit leuchten! Wie soll ich Dich heute preisen, Du starkes Evangelium! Wie hast Du mich gerufen in meiner Jugend, als ich hindurchging durch die Jahre der Entscheidung, wie hast Du mich zurechtgeführt von verirrtten Wegen, wie hast Du mein Leben so reich gemacht und mein Herz so froh, wie bist Du mein Trost in meinem Alter und in meiner Krankheit!

Das sollte mein Dienst an Dir, liebe Gemeinde, sein, daß ich von diesem Evangelium Zeugnis gab. Laß Dir dieses Evangelium nicht nehmen, es gibt kein anderes, so gewiß es kein anderes Heil gibt, als in dem, der für uns gestorben und auferstanden ist. Durch nichts anderes kann dieses Evangelium ersetzt oder verdrängt werden, durch keine Weltanschauung und keinen Mythos, durch keine klugen und großen Menschengedanken und durch keine weltliche Macht. Es ist das einzige Evangelium.

3. Und es ist das ewige Evangelium. Es ist alles vergänglich. Hienieden ist alles dem Wechsel unterworfen. Menschen kommen und Menschen gehen, Völker steigen auf und Staaten zerbrechen. Eine Weltanschauung wird von der anderen abgelöst und eine Philosophie verdrängt die andere. Aber das Evangelium bleibt, denn es ist ewig. Auch die Diener des Evangeliums gehen, der eine früher, der andere später, jeder hat seine Zeit, die ihm der Herr bestimmt hat. Die Diener gehen, aber der Herr bleibt, der gesagt hat: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt

Ende.“ Und Sein Evangelium bleibt, denn ER hat gesagt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.“

Wie viele Prediger des Evangeliums haben vor mir an dieser Stelle gestanden und wie viele werden folgen! Das aber ist mein Gebet für Dich, liebe Gemeinde, daß hier allezeit solche Männer stehen mögen, die das Wort Gottes lauter und rein, tapfer und unerschrocken, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit predigen. Und das ist mein Gebet, daß Du, liebe Gemeinde, fest bleibst in dem klaren Bekenntnis zu Jesus Christus, dem der allmächtige Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, das Gericht in die Hände gegeben hat. Seine Gemeinde auf Erden ist bekennende Gemeinde oder sie ist Seine Gemeinde nicht. Diese Gemeinde steht heute im Brennpunkt des Kampfes um die Seele und um die Zukunft unseres Volkes. Die Augen Gottes sehen auf die Treuen im Lande. Die Diener der Gemeinde gehen, wenn ihre Zeit gekommen ist oder wenn sie der Gemeinde vorzeitig genommen werden, aber die Gemeinde bleibt; doch sie bleibt nur, so weit sie festhält am Bekenntnis zum ewigen Evangelium. Denn der Herr spricht: „Auf diesem Grunde will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“

Darum, lieben Brüder und Schwestern, laßt Euch nicht irre machen, wenn Stürme und Nöte über die Gemeinde kommen. Der Herr der Gemeinde weiß das alles, Er weiß, warum es geschieht und wie lange es geschehen darf. ER kennt unsere Treue, ER kennt aber auch unsere Untreue und ER wird helfen, wenn Seine Stunde gekommen ist. „Darum seid fest und unbeweglich in dem Herrn. Nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn. Siehe, ich komme bald, spricht der Herr, halte was du hast, daß niemand deine Krone nehme.“

Amen.

Beiträge zur Siedlungs- und Kirchengeschichte des Kreises Schweidnitz Saarau, Königszelt

Saarau als Landgemeinde im Mittelalter

Die Niederung am Striegauer Wasser war seit jeher dicht besiedelt ¹⁾. Auch als nach der germanischen Völkerwanderung seit dem 7./8. Jahrhundert langsam die Slawen einwanderten, besiedelten sie in erster Linie das Tal des Striegauer Wassers ²⁾ und seiner näheren Umgebung. Schon um 1150 werden Rauske, Puschkau, Järischau, Lüssen, (Alt) Striegau genannt ³⁾, deren Ortsnamen somit die ältesten schriftlich überlieferten sind. Später kamen noch hinzu: Ossig, Pitschen, Sasterhausen, Raaben, Laasan, Peterwitz, Haidau (Medireche, Merica), Gräben, Stanowitz, die von etwa 1200 bis 1250 genannt sind. An den beiden Ufern des Striegauer Wassers zog sich ein Waldstreifen entlang, der vom Gebirge herkam und bis in die Kreise Breslau und Neumarkt reichte. Die Slawen, die sich hier niederließen, gewannen das nötige Land durch Aushauen

¹⁾ Karten: Kreis Schweidnitz 1:100 000, Meßtischblätter: 5064 (Striegau), 5065 (Ingramsdorf).

²⁾ Damals wohl Czislá, Zislá genannt, im 20. Jh. noch Zerla (s. Kreiskarte bei Halbendorf: „Zerla oder Striegauer Wasser“). Zislá, Zerla, Wechsel von s zu r = Rhotazismus.

³⁾ SR 34, Sub I, Nr. 23, S. 17.

von Lichtungen und Niederbrennen einzelner Waldstücke, etwa Ossig (osiek = Aushau), Hohenposeritz (pozar = Brandstätte, Feuerstätte), Laasan (laz = Gereut, Rodung). Dazu kam auch unser Saarau (zarn = Hitze, Brand), das 1290 als Sarow genannt ist ⁴⁾.

Das alte Saarau lag auf einer abseits gelegenen, durch Brand geschaffenen Waldlichtung und war nach allen Seiten geschützt, im Norden durch die Sumpfniederung des Striegauer Wassers, im Südosten durch die Auen des Tarnebaches, wo sich sumpfiges Gelände bis nach dem späteren Kallendorf hinzog, in dem ein Pfahldorf gestanden haben dürfte ⁵⁾. Die übrigen Seiten waren durch Wald geschützt.

1290 ist der Hofnotar Hermann de Sarow erwähnt ⁶⁾. Im 13. Jahrhundert wurde Saarau zu deutschem Recht umgesetzt ⁷⁾, die kleine

⁴⁾ S. auch Anm. 5. SR 3019 vom 27. Nov. 1308. Um 1200 wird ein Scharino SUB I 70 (1198–1201), S. 46 erwähnt, das man bisher immer als Saarau deutete, so noch das Register des SUB I S. 362 („Scharino, wohl Saarau (Zarow) Kr. Schweidnitz“). Doch dürfte dieses Scharino nicht als Saarau am Striegauer Wasser zu deuten sein (A. Moepert, Die Ortsnamen des Kreises Neumarkt, S. 108, ihm folgend L. Radler, Beiträge zur Geschichte von Peterwitz Kr. Schweidnitz, in: Archiv für schles. Kirchengeschichte Bd. 17 S. 267 ff.). Um 1200 zinsten der Kirche zu Hohenposeritz die weit entfernten Dörfer Ossig Kr. Striegau (Luftlinie 7 km), Pläswitz Kr. Neumarkt (Luftlinie 11 km), Laubnitz und Grunau Kr. Frankenstein und das bisher strittige Scharino. Diese weit entfernten und für den Poseritzer Pfarrer sehr ungünstig gelegenen Orte tauschte um 1200 der Bischof Jaroslaus gegen die größeren und bequemer liegenden Dörfer Alt Jauernick und Peterwitz. Da Konradswaldau noch nicht bestand, hatte Scharino (= Saarau) unmittelbar neben Hohenposeritz (4 km Luftlinie) gelegen. Warum hätte der Bischof ein Dorf in unmittelbarster Nachbarschaft gegen zwei weiter gelegene Dörfer (Peterwitz, Alt Jauernick) tauschen sollen? Näher liegt da die Annahme von A. Moepert, der eine Verbindung zu „mons Gernow“ sieht, den Berg „Serner“ 1316 (SR 3617). Das ist der im Gipfel 239 hohe Serner, heute Sanderwald, unmittelbar an der Kreisgrenze bei Kohlhöhe und Lüssen, 16 km von Hohenposeritz entfernt. Der Sanderwald war früher wesentlich größer; von ihm wurde z. B. im 17. Jahrhundert Kohlhöhe mit einer Gemarkung von 680 ha abgezweigt. Darin lag Sanderwald (nach Zimmermann im 18. Jh. ein Ort mit zwei Häusern), heute der Sanderhof an der Straße Striegau–Kohlhöhe–Damsdorf. Das westlich davon nahe Bersdorf unmittelbar an der Kreisgrenze liegende Waldstück des ehemaligen Serners heißt heute noch die Saare, hat also denselben Namen wie unser Saarau. Wenn also um 1200 das winzige, nur aus einigen Hütten bestehende Sanderwald = Scharino gegen das wesentlich näher gelegene größere Peterwitz ausgetauscht wurde, so ergibt das eher einen Sinn, als wenn man Scharino mit Saarau identifiziert. SUB I Register S. 362 drückt sich daher auch sehr vorsichtig aus („Scharino, wohl Saarau“). Vgl. auch A. Hoffmann. Die Besiedlung des Kreises Striegau (Schles. Geschichtsblätter 1926, S. 64). Dieser erklärt den Ortsnamen Saarau aus altslawisch zarn = Brand, Hitze, während A. Moepert an poln. zarna = Handmühle denkt.

⁵⁾ L. Radler, Beiträge zur Geschichte der Grüssauer Klosterdörfer Kallendorf und Eckersdorf, (Archiv f. schles. Kirchengeschichte Bd. 36 (1978), S. 79).

⁶⁾ SR 4142 b und H. Weczerka, Saarau, in: Handbuch der historischen Stätten, Schlesien (1977), S. 461.

⁷⁾ SR 3832 (31. Aug. 1318) sind Hufen genannt, also die deutsche Flureinteilung.

Gemeinde der Pfarrei Würben zugeteilt und die Zehnten mit denen der Nachbardörfer Würben, Eckersdorf, Gohlitsch, Roth-Kirschdorf, Zülzendorf, Teichenau, Säbischdorf und einigen Zehnten in Wilkau dem Breslauer Domherrn Bogusch von Michelau. Das waren zugleich die Dörfer der Pfarrei Würben, und deshalb erhob auch der Würbener Pfarrer Anspruch auf diese Abgaben. Den Zehntenstreit brachte man vor den Bischof, dessen Offizial und Domherr Konrad ihn am 27. November 1308 schlichtete, was der Bischof Heinrich von Würben am 27. November 1308 bestätigte ⁸⁾. Demzufolge verzichtete Bogusch von Michelau zugunsten des Pfarrers Johann von Würben auf die Zehnten der Pfarrdörfer, so daß von nun an Saarau seine Zehnten von 16 Hufen an die Pfarrei Würben entrichtete.

1318 ⁹⁾ schenkte Bischof Heinrich von Würben das Patronat und alle Einkünfte der Pfarrei Würben dem Kloster Kamenz, „wegen der durch Fehden und räuberische Einfälle erlittenen Schäden, durch die es in seiner Gastfreundlichkeit arg beschränkt worden war“, so daß von nun an Saarau seinen Zehnten an das Kloster Kamenz abführte. Etwa zur gleichen Zeit erwarb das 1292 gegründete Kloster Grüssau die Grundherrschaft über Saarau und richtete dort eine Grangie (Klosterhof) ein, die genaue Zeit und Art dieser Einrichtung sind jedoch nicht bekannt ¹⁰⁾. Auch den bisher nach Kamenz bezahlten Zins erwarb das Kloster Grüssau, scheint jedoch an dem abgelegenen Besitze nicht viel Freude gehabt zu haben, denn der nur kurze Zeit regierende Abt Heinrich III. (1352–1357) verkaufte das Dorf dem Schweidnitzer Bürger und Patrizier Jeschko von Skalowicz, was Herzog Bolko II. in einer zu Altwasser ausgestellten Urkunde vom 23 Mai. (oder 10 Juli) 1357 bestätigte ¹¹⁾. Der Abt von Grüssau behielt sich den Zins von Saarau in Höhe von sieben Mark, der bis 1670 bezahlt wurde.

Nach 1357 ging die bisher dem Schweidnitzer Patrizier gehörende Grundherrschaft an den Besitzer des Nachbardorfes Laasan über, der

⁸⁾ SR 3019.

⁹⁾ 31. Aug. 1318. SR 3832.

¹⁰⁾ Franz Mahner, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des Cistercienserklosters Grüssau in Schlesien (1913), S. 13.

¹¹⁾ Fr. Mahner a. a. O. S. 13; P. Ambrosius Rose, Kloster Grüssau (1974), S. 33. Fr. A. Zimmermann erklärt den Namen des Schweidnitzer Patriziers Skalowitz: „einer der Edlen von Skal, die mehrmals im Jauerschen vorkamen und ihre Herkunft vom Fürsten Scaliger aus Verona in Italien ableiteten“, während Franz Mahner anstatt Skalowitz Jeschko von Schalwitz schreibt. Näheres über die Herkunft dieses Schweidnitzer Patriziers ist nicht bekannt.

wahrscheinlich auch Saarau aus dem Kirchspiel Würben löste und es seiner Pfarrei Laasan zuteilte ¹²⁾. Bei der Umsetzung Saaraus zu deutschem Recht, die wohl das Kloster Grüssau durchführte, maß man die Gemarkung mit 16 kleinen Hufen aus, – reichlich 256 ha – über 1025 Morgen ¹³⁾. Bauern wurden nicht angesiedelt, sondern Grüssau errichtete eine Grangie, die von Laienbrüdern (Konversen) und Gutsgegnern (Frei- und Dreschgärtner) bewirtschaftet wurde. Diese erwarben im Laufe der Zeit etwa 50 ha Land; 1785 gab es 14 Gärtner im Ort, die im 20. Jahrhundert fast alle verschwanden, da infolge des schnellen Wachstums der Saaraauer Industrie ihre Äcker zu Häusern gebraucht wurden. Das Rittergut behielt seine 161 ha, die es 1885 schon hatte ¹⁴⁾.

Saarau gehörte zwar zum Weichbild Schweidnitz, grenzte aber an das Weichbild Striegau und hielt sich, nachdem die Gutsherrschaften Laasan und Saarau verschmolzen waren, ebenso an Striegau wie an Schweidnitz. Ein Saaraauer, wohl ein Schulzensohn, zog nach Striegau, arbeitete sich dort hoch und bekleidete bald höchste Ämter, Kirchvater (vitrex) und Leiter des Baues der mächtigen Pfarrkirche, Ratsherr ¹⁵⁾ und Geschworener. Es war Petir Sarow, der am 26. September 1393 als „Ratmann ¹⁶⁾ und Geschworne“ der Bäckerinnung 32 Rechte und Satzungen erneuerte und bestätigte, „die sie vormals, ehe ihnen ihr Brief (Zunftsatzung) verdarb und verbrannte, gehabt haben“. Als Kirchvater hatten die Ratsherren den Konrad von Preußen (Conradus de Prussia) eingesetzt, der wohl im Auftrage des Kirchenpatrons, der Johanniterkommende, den Bau der noch unvollendeten Pfarrkirche leitete. Baumeister war der aus der Schweidnitz stammende Maurer und Steinmetz Jakob. Als am 27. Oktober 1390 der „sehr tüchtige, vorsorgliche und sehr getreue Kirchvater“ Konrad von Preußen starb, folgte ihm als Bauleiter Peter Saarau. Auch dieser war kein Baumeister,

¹²⁾ J. Berg, Die Geschichte der gewaltsamen Wegnahme der evang. Kirchen und Kirchengüter in den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer während des 17. Jahrhunderts (1854). Reduktionsprotokoll unter Laasan (Lahsen): „Sohre ist anhero eingepfarrt“.

¹³⁾ 1885 dagegen besaß das Dominium 161 ha, die Gemeinde 48 ha, = 209 ha. Das Dorf hat also im Laufe der Zeit etwa 45 ha an Nachbarorte abgegeben, wahrscheinlich an Laasan.

¹⁴⁾ Gemeindelexikon für die Provinz Schlesien (1885). Schles. Güteradreßbuch (15. Ausgabe Breslau 1937), S. 257.

¹⁵⁾ J. Filla, Chronik der Stadt Striegau (1889), S. 50 und 67.

¹⁶⁾ Zusammen mit vier anderen Ratsherren, darunter Hensil Pycherwicz aus dem nicht weit entfernten Peicherwitz Kr. Striegau (ab 1932 Kr. Neumarkt).

sondern Kirchvater (vitrex) und als solcher offenbar der aufsichtsführende Vertreter der Johanniterkommende, des Kirchenpatrons. Peter Saarau verwaltete das Geld und die eingehenden Spenden und bezahlte größere Summen, z. B. 1391 dem Baumeister Jakob 14 Mark ¹⁷⁾. Er gab den Ratsherren darüber Rechenschaft, was bedeutet, daß auch die Stadt Striegau am Bau beteiligt war, handelte es sich doch um ihre Pfarrkirche. 1400 starb Peter Saarau. Unter seiner Verwaltung und der seines Vorgängers Konrad von Preußen war der Steinbau der Striegauer Kirche rasch emporgewachsen ¹⁸⁾.

Saarau in der Neuzeit bis zur Industrialisierung im 19. Jahrhundert

Für das 15. und 16. Jahrhundert sind als Besitzer von Saarau die Mühlheims nachzuweisen, die aus dem benachbarten Puschkau stammten und sich daher auch zum Unterschied der damals in Schlesien reich begüterten Mühlheim auch Mühlheim-Puschke nannten. Zwischen 1440 und 1445 erwarben sie die Herrschaft Laasan, zu der auch Saarau gehörte. 1455 Heinze von Mohlheim, sein Nachfolger Hans von Mühlheim (1491 und 1494 erwähnt). Von ihm erbte die Herrschaft Christoph Buschke (1513, 1530, 1538, 1540 erwähnt) ¹⁹⁾. Auf ihn folgte Jorge Mulhein, Broschge genannt, der 1549 starb. Sein Nachfolger wiederum war Sigmund von Buschke, verheiratet mit Formosa, geb. Gräfin von Nimptsch, gestorben vor 1569. Unter den Rittern von Mühlheim fand die Lehre Luthers in Laasan und Saarau Eingang; Gutsherrschaft und Gemeinden traten über, damit wurde auch die zuständige Laasaner Kirche evangelisch.

Frau Formosa von Mühlheim ließ 1569 das Langhaus der Laasaner Kirche erweitern und die Familiengruft anlegen. „Im 1569. Jar hat die edle tugentsame Fraw Formosa geborne Nimtzin (Nimptsch), des edlen ehrenvesten Herrn Sigmund Mulhems auf Laasen und Großelgut (Groß-Ellguth) selige nachgelassene Witfraw diese Kirche erweitern und ihres hertzlichen Mans Begrebniß erbawen lassen. Der Allmechtige Got wolle ihr auch neben ihm ein seliges Ruhe heuslein und eine fröliche Auferstehung verleihen. Amen“. Die Inschrift zeigt die Wappen der Mühlheim und Nimptsch ²⁰⁾. Vier Grabsteine an der Laasaner Kirche

¹⁷⁾ Um diese Zeit kostete ein gutes Ritterpferd 7 Mark, ein Ochse eine Mark.

¹⁸⁾ Darauf lassen auch mehrfache Berichte und Vermerke im Striegauer Stadtbuch sowie eine Reihe von Stiftungen schließen.

¹⁹⁾ L. Radler, Laasan, Tägliche Rundschau, Heimatblatt für den Stadt- und Landkreis Schweidnitz, Jg. 1956, Nr. 21/22.

²⁰⁾ H. Hoffmann. Die katholischen Kirchen in Saarau und Laasan (1939).

weisen auf die Mühlheim auch als Besitzer von Saarau: Tod des Sigmund von Mulheimb am 9. Dezember 1584 (der gleichnamige Sohn des vor 1569 verstorbenen Sigmund); Tod der „Frau Anna Piterwaldin (Peterswaldau Kr. Reichenbach), Gemahlin des Christof von Mulheim (Malhem) auf Lasen, † 15...“ Zwei weitere Grabsteine der Familie „Mulheim, genannt Broschge“ (Puschkau) aus den Jahren 1495 (für Rosa Muelhaym, mit dem Bildnis der Verstorbenen in ganz flachem Relief) und 1549 (für Jorge Mulhem, Broschge genannt). Beide Grabsteine lagen im Fußboden der Kirche und waren schon abgetreten und verkommen. 1626 ist als Besitzer der Herrschaft George von Mühlheim genannt.

Saarau war das ganze Mittelalter hindurch nur ein mittlerer Gutshof mit Gutsarbeitern und hatte nie Bauern. 1614 wurde es durch einen Brand fast völlig vernichtet. 1622 kaufte Sigismund von Nostitz, verheiratet mit Eva von Bibran, Besitzer von Protschkenhain (ab 1933 Dreisteine) und Peterwitz Rittergut und Dorf Laasan und verlegte seinen Wohnsitz dahin; Saarau blieb noch im Besitz des George von Mühlheim, wurde aber kurz nach 1626 auch vom Herrn von Nostitz gekauft. Dieser starb 1641. Unter ihm machte Saarau den Dreißigjährigen Krieg mit, in dem es restlos zerstört wurde ²¹⁾. Das Vorwerk hatte früher 20 Malter gesät und 100 bis 170 Schock Wintergetreide, 90 bis 100 Schock Sommergetreide geerntet. Seit der Belagerung von Schweidnitz 1633 lag es gänzlich brach, der Ort war völlig abgebrannt. Erst 1646 säte man wieder zwei Malter Getreide aus, das man gegen die Hälfte der Ernte geborgt hatte ²²⁾. Der Wiederaufbau ging nur langsam vonstatten, der Gutshof wurde neu errichtet, ebenso die Gebäude der Stellenbesitzer. 1785 gab es ein Vorwerk, 14 Gärtner, 1 Häusler, 95 Einwohner. Damit zählte Saarau zu den kleinsten Dörfern des Kreises. Bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts gab es dort kein Geschäft. Der Schulze kaufte die Bedürfnisse der Einwohner ein und verteilte sie.

²¹⁾ „Gänzlich verwüste und abgebrandte dörffer, welche von anno 33 bis dato (1641) allso verblieben aus dem einzigen Schweidnitzischen weichbild“. Martin Treblin, Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz (Darst. u. Quellen Band 6 (1908), Beilage II., S. 118/120). „Sahrau abgebrannt.“ Nachbardörfer: „Nieder-Puschkau, forwerg abgebrannt, wüste“; Peterwitz: „6 pauernhöffe abgebrannt“; „Neudorff bis aufs forberg uns zwei pauern abgebrannt“; „Tarnau gantz weggebrant“; „Raben, forwerg vndt dorff bis auf etliche häublein weggebrannt“; „Freudenthal gantz wüste“.

²²⁾ Alfred Berner, Streifzug durch die Saaraue Geschichte, in: Der Schlesier, Jg. 1965 Nr. 32. 1 Malter = 12 Scheffel = 660 Liter.

Besitzer von Saarau waren die Familie von Nostitz (1626–1770)²³), die Grafen von Burghauß (1775–1885), dann ab 1889 bis 1945 die Grafen von Pfeil-Burghauß. Graf Niklas August Wilhelm von Burghauß, der auch die erste eiserne Brücke in Schlesien über das Striegauer Wasser zwischen Saarau und Laasan erbauen ließ, erhob die Güter Laasan, Peterwitz und Saarau zum Majorat²⁴).

Die Industrialisierung

1785 zählte Saarau 1 Vorwerk, 14 Gärtner (Steller), 1 Häusler, 95 Einwohner, 1825 waren es 133, 1845 ein Vorwerk, 27 Häuser, 172 Einwohner, davon 8 Katholiken, 7 Handwerker, die sämtlich für die Landwirtschaft arbeiteten. Das Vorwerk hielt 500 Merinoschafe. 1885 war der Ort schon in einen Gemeindebezirk eingeteilt mit 48 ha (29 ha Acker), 51 Häuser, 1407 Einwohner (944 Evangelische, 446 Katholische) sowie in den Gutsbezirk mit 161 ha (146 ha Acker, 3 ha Wiese, 7 ha Wald), 4 Häuser, 94 Einwohner (83 Evgl., 11 Kath.), i. g. also 1501 Bewohner²⁵). 1905 waren es 3380, 1929 waren es 3352 Einwohner (Evgl. 2129, Kath. 1183, Konfessionslose 40)²⁶), 1939: 3573 auf 3,19 qkm²⁷). 1939 wurde Ida – und Marienhütte von Laasan losgetrennt und nach Saarau eingemeindet, das damit eine Gesamtgröße von 3,62 qkm hatte; 1961 hatte der Ort 6048, 1970: 6098 Einwohner. Dieses

²³) H. Hoffmann, Die kath. Kirchen in Saarau und Laasan (1939). S. 22 f. „Otto Siegmund von Nostitz auf Laßen, Peterwitz, Sara, Pleswitz, Zuckelnick, Johnsdorf und Holzkirchen, geb. 11. Dez. 1662“. Seine Grabinschrift: „Als der weiland hochedeligeborene Ritter...den 22. November 1684 sich verhehliget, und in solchem vergnügten Stande liebste Kinder gezeuget, deren 6 vorhergegangen, nach ausgestandener schwerer Krankheit seines Alters 41 Jahre sieben Wochen zu Schweidnitz den 28. Januar 1703 Todes verblieben, sollte dessen werthes Andenken seine hinterlassene Frau Wittib nach diesem letzten Schuldigten verehren“.

²⁴) Näheres über die Besitzer von Laasan und Saarau bei: L. Radler, Beiträge zur Geschichte von Peterwitz Kr. Schweidnitz, in: Archiv f. schles. Kirchengeschichte Bd. 16 (1958), S. 290f.

²⁵) Gemeindelexikon für die Provinz Schlesien (1885).

²⁶) Realhandbuch des Bistums Breslau (1929) S. 350.

²⁷) H. Weczerka, Saarau, in: Handbuch der historischen Stätten, Schlesien (1977) S. 461.

sprunghafte Anwachsen des Dorfes innerhalb von etwa 130 Jahren von 170 auf 6100 Einwohner war die Folge des Aufbaus und Wachsens der Saarauer Industrie ²⁸⁾).

Als 1843 die Eisenbahnlinie Breslau – Freiburg gebaut wurde, übernahm der ehemalige Artillerieoffizier Carl Kulmiz ²⁹⁾ (1809–1874) die Kieslieferung. Beim Ausschachten des Kiesel entdeckte man Ton- und Braunkohlelager, worauf Carl Kulmiz, der später geadelt wurde, eine umfangreiche Industrie gründete. Der Abbau der Braunkohle ab 1847 erwies sich als unergiebig, wurde nach 1860 eingestellt und 1902 wieder aufgenommen, da man reichere Lager fand und die Technik verbessert werden konnte. 1850 begann man die Fabrikation von Schamottewaren in der Ida- und Marienhütte ³⁰⁾, die damals noch zu Laasan gehörte, aber 1939 nach Saarau eingemeindet wurde. 1932 übernahmen die Didierwerke die Schamottefabriken, die zu den größten und am besten eingerichteten Werken Deutschlands zählten und Weltgeltung hatten. Den Rohstoff lieferten ergiebige Gruben in Saarau und dem etwas weiter entfernten Rauske. 1858 richtete man eine chemische Fabrik ein, die seit 1872 den Kern der „Silesia A. G.“ bildete. Es war die bedeutendste chemische Industrie des Ostens und produzierte als einziges Werk in Deutschland den ölbeständigen Kunstkautschuk Thiokol. Ein weiterer Saaraauer Industriezweig waren die Saaraauer Mühlenwerke, die 1932 von der Rosenthaler Mühle übernommen wurden. Den Betrieb verlegte man nach Breslau-Rosenthal. Die von C. Kulmiz gegründete Maschinenfabrik mußte um 1926 wegen der damaligen Wirtschaftskrise stillgelegt werden, die ehemalige Kesselschmiede diente zuletzt als Flachslager.

²⁸⁾ Darüber gibt es eine umfangreiche Literatur. Es genügt daher an dieser Stelle eine kurze Übersicht. Gotthard Kuppe, Saarau und seine Nachbargemeinden (Der Schlesier Jg. 1961, Nr. 40). Alfred Berner, Streifzug durch Saaraauer Geschichte (Der Schlesier Jg. 1965 Nr. 33). Saarau und seine chemische Industrie (Der Schlesier Jg. 1970 Nr. 42). Franz Stiller, Zur Geschichte der „Silesia“, Verein chemischer Fabriken in Saarau (Tägliche Rundschau Jg. 1971 Nr. 8/9). Gotthard Kuppe, Orchestervereinigung Saarau (Der Schlesier Jg. 1973 Nr. 18). Wiedersehen mit Saarau und Striegau im Sommer 1974 (Der Schlesier Jg. 1975 Nr. 19). Franz Stiller, Zur Geschichte der Fa. Vereinigte Chamottfabriken, vorm. C. Kulmiz, später Didier-Werke A. G. Saarau (Tägl. Rundschau, Jg. 1976 Nr. 2). Alle diese Aufsätze sind reich bebildert, vor allem mit den Ansichten der evgl. und kath. Kirche. Weitere Literatur bei H. Weczerka, Saarau in: Handbuch der historischen Stätten, Schlesien (1977) S. 461. Hier auch polnische Literatur von 1965/68 („Die polnischen Städte in einem Jahrtausend“).

²⁹⁾ P. H. v. Kulmiz, Carl Friedrich von Kulmiz: Schlesische Lebensbilder Bd. 1 (Breslau 1972) S. 126–130.

³⁰⁾ Die Idahütte war zunächst eine Glashütte, die mit Braunkohle geheizt wurde, die Marienhütte eine Schmiede mit Dampfhammer, um Schmiedeeisen zu verwerten. In der angegliederten Gießerei wurde altes Gußeisen in neue Formen gebracht. Neben dieser „pietätvoll bis in unsere Tage konservierten bescheidenen Schmiede“ entstand später eine stattliche moderne Maschinenfabrik.

Herr von Kulmiz erwarb neben anderen die Rittergüter Konradswaldau (1868), Ingramsdorf (1868), Raaben und Sasterhausen (1907–1928) und baute das Schloß in Ida- und Marienhütte in einer etwa 30 Morgen großen Parkanlage, die auch der Bevölkerung zur Verfügung stand. Das Schloß mit Ida- und Marienhütte, das 1885 schon 14 Häuser mit 343 Einwohnern, zählte, wurde 1939 mit 800 Morgen in Saarau eingemeindet.

Kirchliche Verhältnisse

Die Industrialisierung und das rasche Ansteigen der Einwohnerzahl änderte das äußere Bild Saaraus erheblich. Sämtliche Stellen verschwanden ³¹⁾, auf ihrem Areal wurden Wohnhäuser gebaut, neue Straßen entstanden. Es war keine bewußte Planung und Dorfanlage, die außerdem durch zwei Bahnlinien durchschnitten wurde. Der Grund und Boden, den noch die Landwirtschaft nützte, gehörte zum Dominum der Grafen von Pfeil-Burghauß, die im Schloß zu Laasan wohnten ³²⁾.

Die ständig ansteigende Zahl der Bewohner forderte den Bau von Schulen. Zunächst gingen die Kinder in die Schulen des benachbarten Laasan, dann richtete man in einigen Büroräumen der Silesia zwei Klassen ein, die von zwei Lehrern betreut wurden. 1870 gründete man die Saarauer evangelische Schule, 1882 eine höhere Privatschule als Zubringer für die höheren Schulen in Schweidnitz und Freiburg. Um 1885 schulte man die Katholiken nach Saarau um, bis man 1893 die katholische Schule baute. Auch die kirchlichen Verhältnisse erforderten dringend eine Neuerung. Die Evangelischen hatten sich an die seit der Reformation evangelische Kirche in Laasan gehalten; als diese 1654 im Zuge der Gegenreformation wieder katholisch wurde, teilte man die Saarauer Protestanten der Friedenskirche in Schweidnitz zu. Als Schlesien 1742 preußisch geworden war, wandte sich die Besitzerin von Laasan, Peterwitz und Saarau, die Baronin Beate Abigail von Nostitz, in zweiter Ehe mit dem preußischen Generalfeldmarschall D. W. von Buddenbrock verheiratet („Die Frau Generalin von Buddenbrock“), an den König Friedrich II. mit der Bitte, die Erbauung eines Bethauses für die evangelische Gemeinde zu erlauben, zu dem sich auch die Nachbardörfer halten könnten ³³⁾.

³¹⁾ Von den 14 Stellen des Jahres 1785 waren 1890 noch 9 Stellen vorhanden.

³²⁾ Wie meist in unseren schlesischen Dörfern wurden die Häuser zunächst nicht nach den Haus- und Straßennummern benannt, sondern nach den Erbauern, Besitzern und anderen Kriterien. (L. Radler, Orts-, Häuser- und Straßennamen von Saarau. Tägliche Rundschau Jg. 1957 Nr. 6–8).

³³⁾ s. Anm. 24, S. 292/93, 296.

Der König genehmigte den Bau, der 1746 in fünf Monaten begonnen und fertiggestellt wurde. Peterwitz, Laasan, Saarau und neun weitere Dörfer wurden eingepfarrt, das Bethaus dem Kirchenkreis Striegau zugeteilt. Um die schwierige wirtschaftliche Lage der zahlreichen neuen Pfarreien zu erleichtern, ordnete der König an, daß die Prediger an den neuen Bethäusern zwei Jahre lang unverheiratet blieben, damit sie besser durchkämen und die Gemeinden nicht zu sehr belasten würden^{33 a)}. Der Pastor für die Großpfarre wohnte in Peterwitz, das Pfarrhaus erbaute man 1747. Seit dem 19. Juni 1764 wurde der Name Bethaus durch „Kirche“ ersetzt. Bei der raschen Zunahme der Bevölkerung im 19. Jahrhundert wurde das alte Bethaus von 1746 bald viel zu klein, und so entschloß sich 1882 der Graf Friedrich von Burghauß, eine neue große Kirche zu bauen, deren Kosten er zum größten Teil übernahm³⁴⁾. 1886 erfolgte eine General-Kirchen- und Schulen-Visitation der Diözese Striegau. Zur Visitationskommission gehörte der „Fabrikherr und Rittergutsbesitzer von Kulmiz auf Ida- und Marienhütte“ (später zu Saarau eingemeindet). Die Kommission visitierte am 18. Oktober 1886 die Pfarochie Peterwitz, zu der Saarau gehörte.

Um 1910 entschlossen sich Eugen von Kulmiz und seine Gemahlin Maria, geb. von Moltke³⁵⁾ zum Neubau eines Hauses, das der Jugendpflege, als Kultur- und Vortragsraum sowie später dem evangelischen Gottesdienst dienen sollte. Der Platz dafür gehörte als Bauhof und Materiallager einer Saaraauer Baufirma und ging nach dem Tode des Baumeisters in den Besitz von Kulmiz über. Den Bauentwurf arbeitete der Architekt für Kirchenbau Henry³⁶⁾ aus Breslau aus, der auch den Gesamtbau leitete. 1912 wurde der Grundstein gelegt, das Haus

^{33 a)} G. Hultsch, Friedrich d. Gr. u. die schles. Protestanten, Jahrbuch SKG 1979, S. 93 ff.

³⁴⁾ Die neue evangelische Kirche ist wiedergegeben in: Tögl. Rundschau Jg. 1959 Nr. 9. Sie wurde von den Polen sinnlos zerstört (Abb. ebenda Nr. 10) und abgerissen, die Ziegeln zum Wiederaufbau Warschau dorthin transportiert.

³⁵⁾ Nichte des Generalfeldmarschalls Grafen Hellmuth von Moltke auf Kreisau. Dieser († 1891) besuchte öfters seine Verwandten in Saarau. Nach Marie von Kulmiz wurden neben dem „Marienhaus“ auch die „Marienhütte“ und das „Mariental“ im Saaraauer Schloßpark genannt. Dort befand sich ein Pumpwerk, das den künstlich hergestellten Schloßteich speiste. Als während des Krieges von 1866 die Fabriken wegen Arbeitsmangel vorübergehend schließen mußten, beschäftigte Kulmiz die Männer, die nicht eingezogen waren, mit Schachtarbeiten in seinem Schloßpark. Sie hoben auch den Schloßteich aus. Die Polen haben den Park mit den Anlagen des Marientales, des Schloßteiches usw. beseitigt.

³⁶⁾ Henry erbaute auch die evangelischen Kirchen zu Orzesche O/S und Wickendorf Kr. Schweidnitz sowie die Kapelle in Muhrau Kr. Striegau und machte sich dadurch einen Namen. G. Hultsch, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen (1977) S. 132.

„Marienhaus“ nach Maria von Kulmiz genannt, am 16. Dezember 1913 durch den Generalsuperintendenten Nottebohm eingeweiht. Der Erbauer Architekt Henry überreichte den Schlüssel des Hauses dem Stifter Herrn von Kulmiz, der ihn dem Generalsuperintendenten weitergab. Dieser hielt die Weiherede und übergab das Haus seiner Bestimmung. Am Abend des Weihetages fand der erste Gottesdienst im Marienhaus statt ³⁷⁾.

Der größte der Innenräume, äußerlich kenntlich an den großen Fenstern, diente dem Gottesdienst. Bunte Fenster ließen viel Licht herein, zwei Gaskronleuchter ermöglichten die Beleuchtung am Abend. Der Raum besaß Parkettfußboden, die Nord- und Ostseite hatten Emporen. Zwei Breslauer Kunstmaler hatten die Wand- und Deckenmalereien übernommen. In der großen Nische der Südseite stand der Altar, gegenüber auf der Nordseite ein Harmonium. Alle Räume wurden durch eine Zentralheizung beheizt. Die Nebenräume dienten für die Jugendpflege, Frauenvereine usw. Auf dem Dach befand sich ein kleiner Turm, dessen Uhr mit Schlagwerk die Zeit anzeigte.

Der Vikar, der zunächst in Peterwitz den dortigen Pastor unterstützte ³⁸⁾, siedelte am 8. 1. 1921 nach Saarau über und übernahm das Haus, das Herr von Kulmiz „zur Verfügung“ gestellt hatte, zum Gottesdienst. Es wurde 1926/27 von der „opferwilligen Gemeinde“ erworben. Am 1. 7. 1927 wurde Saarau zweite Pfarrstelle von Peterwitz. Die beiden Geistlichen hielten abwechselnd in Peterwitz und Saarau Gottesdienst ab.

Pfarrvikare mit besonderer Verwendung in Saarau: 1. 10. 1918 – 30. 9. 1919 Dr. Kuhl; 1. 10. 1919 bzw. 15. 10. 1920 – 7. 1. 1921 Paul Hechler.

Pastoren:

1925–1933 Hechler Paul. Geb. 5. 10. 1892 in Bitterfeld. Ordiniert in Breslau am 6. 10. 1920, vom 15. 10. 1920 bis 7. 1. 1921 Pfarrvikar in Peterwitz, vom 8. 1. 1921 bis 30. 9. 1925 Pfarrvikar in Saarau. Vom 1. 10. 1925 bis 31. 7. 1933 zweite Pfarrstelle von Peterwitz mit dem Sitz in Saarau, ab 1. 8. 1933 in Oels.

1. 2. 1934 – 1940. Lic. Wilhelm Kunze. Geb. 2. 9. 1898 in Tsingtau (Nordchina), damals deutsche Kolonie. Vater Missionar, ordiniert in Berlin am 25. 10. 1927. Von 1927 bis 1933 im Dienst der Berliner Missionsgesellschaft in Südchina. 1940 Vorsteher des Diakonissenhauses Salem in Klein Biesnitz bei Görlitz.

³⁷⁾ Das Haus ist abgebildet in: Der Schlesier Jg. 1965 Nr. 33 und 1975 Nr. 19.

³⁸⁾ Otto Schultze, Predigergeschichte des Kirchenkreises Striegau (1938) S. 20.

Sein Nachfolger in Saarau vom 1. 9. 1941 bis 1945 Arthur Boettcher, geb. 14. 2. 1912 in Grenzdorf/Kurland, ordiniert am 14. 10. 1939, 1940 kommissarisch in Saarau, dann Pastor, nach 1945 in Bamberg, seit 1950 in Groß Felda Kr. Alsfeld in Oberhessen, seit 1. 5. 1959 in Wolfsburg (Hannover).

Die Polen verwehrten zunächst den Zutritt zum Marienhaus, dann ließen sie es verkommen³⁹⁾. Der „alte Friedhof“ (ohne Grabkapelle) liegt schon auf Peterwitzer Gebiet und ist von den Polen so vernachlässigt, daß dort heute keine Gräber mehr aufzufinden sind. 1890 beschloß die Gemeinde, einen neuen Friedhof mit Grabkapelle⁴⁰⁾ anzulegen, auf Saaraauer Gebiet an der Staße nach Eckersdorf. Dort begraben auch die Polen ihre Toten.

Der Johanniterorden baute in Saarau ein Krankenhaus, das nach seiner Auflösung Altersheim wurde. Zum Bau trugen bei Friedrich Graf von Burghauß, der auch in Peterwitz die evangelische Kirche und das Siechenhaus bauen ließ, und der Herr von Kulmiz auf Saarau. Auch der Generalfeldmarschall Graf Hellmuth von Moltke, Ritter des Johanniterordens, zeigte für das Saaraauer Johanniterkrankenhaus reges Interesse und besichtigte es⁴¹⁾.

Die Katholiken Saaraus hielten sich zunächst an die Kirche in Würben. Als dann Saarau aus dem Besitz des Klosters Grüssau in weltliche Hand übergang, teilte man sie der Kirche in Laasan zu, zu der sie auch gehörten, als beide, Bewohner von Saarau und Kirche in Laasan, evangelisch geworden waren. 1653 wurde die Laasaner Kirche den Katholiken übergeben („Kirchenreduktion“), aber nicht mehr als Pfarrkirche wiederhergestellt, sondern als Mater adjuncta (= ehemals selbständige Pfarr- und Mutterkirche) der 1653 wieder katholisch gewordenen Pfarrei Puschkau zugeteilt.

Im 19. Jahrhundert stieg auch die Zahl der Saaraauer Katholiken sprunghaft an, 1845: 8, 1885: 457, 1929: 1183, dazu in Ida- und Marienhütte 450. So mußte die Gemeinde schon 1893 eine katholische

³⁹⁾ Der Schlesier Jg. 1975 Nr. 19 S. 6. „Das Marienhaus sieht furchtbar aus. Der Glockenturm ist abgerissen. Im Vorraum steht das Gerümpel vom Wochenmarkt, denn den halten sie vor dem Marienhaus ab“. „Aber es gibt keinen „alten Friedhof“ mehr, keinen Zaun, kein Grab. So sieht man nur noch hinten am Rand einige kaputte Gräfte, die Steine waren verschoben, man sah leere Särge. Ich mußte mich durch Nessel und Gestrüpp kämpfen und fand kein Grab, bis ich an den leeren Gräften merkte, daß ich schon am Ende des Friedhofs sein mußte“.

⁴⁰⁾ Abb. in: Der Schlesier Jg. 1975 Nr. 19.

⁴¹⁾ In der Nähe baute der Chefarzt des Krankenhauses Dr. Benary seine Villa. Er galt als besonders eifriger Chirurg und es hieß, er operiere auch dann, wenn es nicht unbedingt nötig sei. Seine Villa hieß darum die „Blinddarm-Villa“.

Schule bauen, in der ein Raum als Kapelle hergerichtet wurde⁴²⁾). Am 24. Oktober 1894 wurde die erste hl. Messe gefeiert, dann kam jeden Dienstag der Pfarrer und Geistliche Rat Bogedain aus Puschkau, um den Gottesdienst abzuhalten. Ab 1903 vertrat ihn der Kaplan Hermann Klimke, 1907 wurde Saarau zur Seelsorgestelle mit einem eigenen Geistlichen erhoben. Daher siedelte H. Klimke als Lokalkaplan nach Saarau über, so daß in der Notkapelle regelmäßiger Gottesdienst stattfinden konnte. Zugleich wurde für den Bau einer Kirche gesammelt, der am 10. Mai 1909 begann. Am 29. 9. 1910 fand die Kirchweihe statt. Zur Kuratie erhoben wurde die Seelsorgestelle am 1. 9. 1915.

Neben der Kirche, einer Herz-Jesu-Kirche, errichtete man das Pfarrhaus. Die Kosten des Kirchbaus betrugen 85000 Mark, die des Pfarrhauses 28000 Mark. Die Kirche ist ein schöner unverputzter Backsteinbau⁴³⁾ in der Form einer dreischiffigen Hallenkirche, an den Seiten Strebepfeiler. Den Hochaltar beschaffte man 1921. Die Fenster des Presbyteriums zeigen Glasgemälde, die ewige Lampe ist eine Handschmiedearbeit nach dem Entwurf des Pfarrers Klimke. Auf der Epistelseite steht der Marienaltar von Cirillo dell' Antonio, dem weithin bekannten Direktor der Holzschnitzerschule in Warmbrunn. Von ihm stammt auch der Josephsaltar gegenüber. Unter der Orgel befinden sich der Taufstein und ein Bild der hl. Barbara. Dieses wurde im 18. Jahrhundert für den Barbaraaltar der Puschkauer Pfarrkirche gemalt und kam 1894 auf den Altar der Notkapelle im Saarauer Schulhaus. Die drei Glocken wurden 1917 abgegeben und 1927 durch drei neue ersetzt.

Am 1. 4. 1920 wurde die Kuratie zur Pfarrei erhoben und die bisher nach Puschkau gehörende Mater adjuncta Laasan mit ihr vereinigt. Die Saarauer Pfarrei war freie fürstbischöfliche Kollatur. Ihr wurde eingepfarrt das Nachbardorf Konradswaldau mit 252 Katholiken. Die dortigen Evangelischen hatten seit 1743 eine eigene Pfarrei.

1929 starb der erste Pfarrer Hermann Klimke und wurde in Saarau beerdigt. Sein Nachfolger war Bernhard Sauer, Geistlicher Rat und Ehrenerzpriester. Er wurde am 4. Oktober 1885 in Bielitz Kreis Neiße geboren, sein Bruder Paul war Pfarrer in Bunzlau (†1946), ein anderer Bruder Domorganist in Salzburg. Bernhard Sauer besuchte das katholische Gymnasium in Neiße, studierte an der Universität Breslau und wurde am 20. Juni 1910 zum Priester geweiht. Als Kaplan war er tätig

⁴²⁾ H. Hoffmann, Die katholischen Kirchen in Saarau und Laasan (1939). Realhandbuch des Bistums Breslau (1929) S. 350.

⁴³⁾ Abb. des Äußeren: Der Schlesier Jg. 1970 Nr. 42, 1973 Nr. 18, 1975 Nr. 19. (Es handelt sich um dieselbe Aufnahme). des Innern: Der Schlesier Jg. 1965 Nr. 33.

in Schömberg Kr. Landeshut und Breslau St. Nikolai, 1911 Religionslehrer bei den Schulschwestern in Oppeln, 1913 Kaplan in Frankenstein und Administrator in Peterwitz, Kreis Frankenstein, dann Kaplan in Patschkau. Von 1921 bis 1929 amtierte er als Pfarrer in Schmellwitz bei Kanth, 1929 bis 1946 in Saarau. Nach der Vertreibung war er von 1946 bis 1956 Lokalkaplan in Wechselburg/Sachsen ⁴⁴⁾, seit 1956 lebte er im Ruhestand in Engelsdorf bei Leipzig. Nach längerer Krankheit verstarb er am 13. Januar 1961 im 76. Lebensjahr, im 51. Jahre seines Priestertums.

So hatte sich Saarau von einem der kleinsten Dörfer des Kreises bis zum zweitgrößten (3573 Einwohner) hinter Königszelt (3866 Einwohner 1939) entwickelt. Die Erhebung zur Stadt wurde in Aussicht genommen, konnte aber wegen des Krieges nicht durchgeführt werden. Saarau erhielt 1954 von den Polen Stadtrecht und zählte 1970 über 6000 Einwohner. Damit überholte es Königszelt, das 1954 ebenfalls Stadtrecht bekam und 1970 5379 Einwohner zählte.

Königszelt

1835 wurde die erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth in Betrieb genommen, bald darauf 1842 in Schlesien die von Breslau nach Ohlau. Um dieselbe Zeit erwog man eine Strecke Breslau–Freiburg, die später ins Gebirge verlängert werden und über Schweidnitz führen sollte. Diese Stadt war aber damals noch Festung (ab 1867 geschleift), für die bauliche Beschränkungen vorgeschrieben waren und die eine große Bahnhofsanlage nicht zuließen. Man wollte aber auch Schweidnitz und Striegau dem Eisenbahnverkehr anschließen, und da die Lage beider Städte den Anschluß an die Linie Breslau–Freiburg unmöglich machte, entschied man sich, die Trasse zwischen Schweidnitz und Striegau zu führen und beide Städte durch eine Querverbindung an die Hauptstrecke anzuhängen. Als Schnittpunkt beider Strecken, die ja möglichst gerade geführt werden mußten, ergab sich ein freies Feld 10 Kilometer nordwestlich Schweidnitz, das zur Gemarkung Bunzelwitz gehörte. Der nun dort entstehende Kreuzungsbahnhof und die Eisenbahnersiedlung, die sich entwickelte, erhielten 1843 den Namen Königszelt, weil dort im Siebenjährigen Kriege 1761 während des Feldlagers von Bunzelwitz das

⁴⁴⁾ Dort lebte auch nach der Vertreibung der Pfarrer, Geistliche Rat und Ehrenerzpriester Joseph Bleisch aus Saaraus Nachbarorte Würben († 1. Okt. 1960).

Zelt des Preußenkönigs Friedrich II. gestanden hatte⁴⁵⁾).

Die Linie Breslau–Freiburg wurde 1843 eröffnet und 1853 bis Waldenburg verlängert, die Querverbindung nach Schweidnitz 1844 mit Verlängerung nach Reichenbach (1855), 1856 die Strecke Königszelt–Striegau–Jauer–Liegnitz (1869 bis Raudten verlängert). Professor Partsch in seiner Schlesischen Landeskunde bezeichnete Königszelt als „einen von Schweidnitz abgesplitterten Trabanten.“.

Zum Andenken an das „Zelt des Königs“ ließ schon 1791 der Reichsgraf von Burghauß auf Laasan ein Denkmal am Nordausgang des späteren Königszelt setzen. Ihm gehörten Dorf und Dominium Peterwitz und damit auch das Gelände, auf dem das Zelt des Königs gestanden hatte, hart an der Bunzelwitzer Grenze. So sah er sich veranlaßt, an der Grenze seines Eigentums einen Denkstein zu setzen. Das Stückchen Land ist später nach Königszelt eingemeindet worden. Der Burghauß'sche Denkstein, 2½ m hoch, war ein vierseitiger Pyramidenstumpf auf quadratischem Unterbau und trug eine Vase. Die Inschrift auf der Vorderseite lautete: „Friedrich des Eintzigen, der Preußen König“ und „Vivat in aeternam“. Rechts stand: „Setzet diesen Stein der Grund Herr nach dreißig Jahren 1791“. Links: „Zum andencken des Tagesauffenthalt im Lager zu Bunzelwitz 1761“. Rückseite: „Nick. Aug. Wilh. d. h. R. (= des heiligen Römischen Reiches) Reichsgraf Burghaus auf Laasan“ und ganz unten: „Erneuert 1904“.

Neben dem Bahnhof entstand 1843 eine kleine Eisenbahnersiedlung, die sich rasch vergrößerte, als Königszelt ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt wurde und sich noch einige Industrien im Ort niederließen. 1860 gründete ein Herr Rapsilber eine Fabrik, die zunächst einfaches Porzellan anfertigte. Mit acht Patentringöfen fing man an, mehrmals mußte die Fabrik vergrößert werden, bis schließlich 16 Öfen brannten. Es war die drittgrößte Porzellanfabrik Schlesiens, die etwa 2000 verschiedene Artikel herstellte, Vasen bis zu 1,25 m hoch, Sammeltassen, Kaffee- und Tafelservices, Teller, Leuchter, Schüsseln, Dosen usw. Eine Spezialität war das Silber- und Goldgeschirr. 1937 bei der Weltausstellung in Paris waren fünf deutsche Firmen zugelassen, die Manufakturen Berlin und Meißen, Rosenthal, Hutschenreuther und

⁴⁵⁾ Vom 20. bis 25. August und vom 10. bis 25. September 1761 beherbergte das Bauernhäuschen Nr. 11 am Nordende von Bunzelwitz den König; in der Zwischenzeit, als der Angriff der vereinigten Russen und Österreicher drohte, verlegte er seinen Aufenthalt an die am meisten bedrohte Stelle am Walde von Peterwitz. Dort hatte er zwei große Schneisen schlagen lassen, durch die seine Kavallerie angreifen konnte, die ja in den Verschanzungen des Lagers nur schwer zu verwenden war. Diese Lichtungen sind heute noch zu sehen. Der König übernachtete in einem Zelt, das am Rande der westlichen Schneise aufgestellt wurde, da wo sich später die evangelische Kirche erhob.

Königszelt, wobei letztere eine Goldmedaille erhielt. Zwischen 800 und 1250 Leute waren beschäftigt, darunter bis zu 120 Frauen in der Druckerei, 40 Porzellanmaler, dazu Musterzeichner, Modellierer, Brenner, Schmelzer, Schleifer ⁴⁶⁾). Zwei Fünftel des Königszelter Grund und Bodens gehörten der Porzellanfabrik, die eigenen Gleisanschluß hatte. Um den vielen auswärtigen Arbeitern den langen Weg abzunehmen, baute die Fabrik etwa 20 große Miethäuser; fast jedes hatte für die vielen Kinder einen Spielplatz, denn es gab kinderreiche Familien ⁴⁷⁾). Die Polen übernahmen die Fabrik und bauten sie weiter aus.

Ein weiterer wichtiger Industriezweig war die Spiritusfabrik, die aus einer früheren Brauerei entstanden war. Allerdings verpestete sie erheblich die Luft, „wenn sie ihre Wohlgerüche von sich gab“. Die rauchenden Schlote der Porzellanfabrik sowie der Qualm der Loks im Bahnhofsbereich gaben dem Ort das bekannte dunstige Gepräge „und auch an den Sonnentagen lag über Königszelt immer ein grauer Dunstschleier“.

Die alte friderizianische Tradition, die dem Ort den Namen Königszelt gegeben hatte, blieb auch in der Folgezeit lebendig, z. B. trugen die meisten seiner Gasthöfe patriotische Namen, Preußische Krone, Friedrich der Große, Zum Kronprinz, Friedrichsdenkmal, Deutsches Reich, Deutsche Krone und Sanssouci, das im Königszelter Walde lag. Dieser gehörte aber schon zu Peterwitz. Alle diese Erinnerungen an die preußische Geschichte haben die Polen restlos beseitigt, die Gasthofnamen umgeändert, das Denkmal, an das Bunzelwitzer Lager erinnernd, zerstört. Der Ort heißt heute Jaworzyna Slaska, wohl in Anlehnung an die Nachbardörfer Alt- und Neu-Jauernick (slaw. jawor = Ahorn).

Die Bevölkerungszahl stieg rasch, 1885 waren es 1384 dichtgedrängt in 34 Häusern, 1905: 3335, 1929: 3840, 1939: 3866, 1961 5206, 1970: 5379. Damit war Königszelt das der Einwohnerzahl nach größte Dorf des Kreises, dicht gefolgt von Saarau mit (1939) 3573 Einwohnern. Die Polen erhoben 1954 den Ort zur Stadt und vergrößerten auch das Areal von 116 ha auf 3,97 qkm. Der Grund und Boden gehörte bei der Inbetriebnahme des Bahnhofs 1843 hauptsächlich zur Gemeinde

⁴⁶⁾ Vor 1914 begann die Arbeitszeit um 6 Uhr morgens und endete um 19 Uhr abends, sonnabends um 17 Uhr. Das war vor allem für die Auswärtigen sehr belastend, die kilometerweit zu Fuß aus den umliegenden Dörfern kamen. Dazu Hungerlöhne. Der Durchschnittslohn betrug pro Tag 2,10 Mark, für die schwere Brennhausharbeit 2,50 Mark. Der Spitzenlohn eines Drehers und Malers lag pro Woche bei 26 bis 28 Mark, 1936 bis 90 Mark. Infolge der niedrigen Löhne kam es oft zu Streiks, die bisweilen Wochen anhielten. Erst nach dem 1. Weltkriege wurde es besser.

⁴⁷⁾ Der Fabriknachtwächter hatte dreißig Kinder. Er war dreimal verheiratet und hatte mit jeder Frau 10 Kinder.

Bunzelwitz. 1866 erweiterte man den Bahnhof durch 10–12 Morgen und 7 Gleise. 1868 wurde der Ort selbständig und von Bunzelwitz abgetrennt, der Name des Bahnhofs der neuen Gemeinde gegeben. Noch 1885 gehörten 6 Häuser mit 148 Einwohnern am Bahnhof zu Bunzelwitz, wurden aber bald darauf nach Königszelt eingemeindet. Die Polen bauten auch eine Industriebahn nach der Zuckerfabrik Puschkau, die auch Personen befördert. Desgleichen erhielt der Ort ein Krankenhaus. Zwei Fünftel des Grund und Bodens gehörten der Porzellanfabrik, die Hälfte der Einwohner war als Beamte, Angestellte und Arbeiter im Dienst der Eisenbahn beschäftigt.

Ein solches schnelles Wachstum erforderte auch eine Neuregelung der kirchlichen Verhältnisse. Anfangs gehörten die Evangelischen zur Schweidnitzer Friedenskirche, die Katholiken nach Würben. 1892 gründete man eine eigene evangelische Gemeinde und trennte sich von Schweidnitz. 1885 waren 884 Einwohner evangelisch, 1925: 2630, 1929: 2619. Die Kirche wurde am 2. 9. 1900 vom Generalsuperintendenten D. Erdmann geweiht, das Pfarrhaus 1902 erbaut. Die Pastoren waren: ⁴⁸⁾

1892–1933 Schultze Otto, geb. 25. 12. 1864 Edderitz Kreis Köthen, ordiniert in Breslau am 25. 1. 1893. In Ruhe in Breslau, sein Bild hing in der Sakristei. Er starb nach der Vertreibung am 29. 10. 1945 in Arnstadt/Thüringen, seine Frau Eva, geb. Grande, am 21. 2. 1947. Die beiden Söhne Albrecht und Hans-Otto starben sehr früh, 1914 und 1917.

1934–1945 Lic. Manfred Bunzel, „ein Glied jener weitverzweigten schlesischen Pfarrerrfamilie, die der schlesischen Kirche viele treue Diener geschenkt hat“. Lic. theol., geb. 5. 6. 1887 in Lichtenau Kreis Lauban, der Vater war Pastor, ordiniert in Breslau am 11. 4. 1912, vom 16. 10. 1912 bis 15. 1. 1915 in Tiefenfurt, 16. 1. 1915 – 31. 5. 1927 in Gersdorf am Queis, 1. 6. 1927 – 28. 2. 1933 in Beuthen/OS, 1. 3. 1933 bis 15. 4. 1934 Provinzialverein für Innere Mission Breslau, dann bis zur Vertreibung Pastor in Königszelt. „Er blieb auch nach der Vertreibung im engsten schlesischen Gebiet diesseits der Neiße in Königshain, Kreis Görlitz und zog von Königshain als Ruheständler nach Rothenburg/Oberlausitz, wo er am 8. Februar 1958 starb.“ Seine große und wichtige Dissertation „Die geschichtliche Entwicklung des evangelischen Begräbniswesens in Schlesien während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts“ ist leider nie gedruckt worden.

⁴⁸⁾ Otto Schultze, Predigergeschichte des Kirchenkreises Schweidnitz–Reichenbach (1938) S. 6; G. Hultsch, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen (1977), S. 180/81. Otto Schultze war auch der erste Pastor von Königszelt.

Eine evangelische Schule wurde in Königszelt errichtet, die Pfarrei hatte keinen Patron. Die Pfarrstellen besetzten abwechselnd Gemeinden und Konsistorium. Die Kirche teilte man dem evangelischen Kirchenkreise Schweidnitz–Reichenbach zu, die katholische dagegen dem Archipresbyterat Striegau. Die evangelische Kirche wurde von den Polen zerstört ⁴⁹⁾, die katholische übernahm die poln. Gemeinde. „Das kirchliche (evangelische) Leben war auch nach 1945 lebhaft; sogar ein Kindergarten konnte bis zur Ausweisung von 1946 durchgehalten werden“.

Die katholische Gemeinde trennte sich von Würben und bildete zunächst seit 1896 eine Lokalie im Pfarrverbande mit Würben, dann seit dem 2. 12. 1897 eine eigene Pfarrei. Die Kirchenbücher wurden 1897 angelegt. Im selben Jahr konsekrierte man die gotische St. Josephskirche. Die Gemeinde umfaßte 1885: 498 Mitglieder, 1929: 1052. Am Ort befand sich eine katholische Schule mit (1929) vier Klassen und drei Lehrern; eingepfarrt war der 2 km entfernt liegende Nachbarort Zedlitz mit (1929) 207 Katholiken, die vorher zur Pfarrkirche Striegau gehörten. Grundherr von Zedlitz war bis zur Säkularisation 1812 die Malteser-Kommende in Striegau.

Der erste katholische Pfarrer von Königszelt war Franz Buchali, gest. als Stiftspropst in Lauban am 13. 12. 1921, sein Neffe war Franz Xaver Buchali, Pfarrer in Marklissa und Görlitz und Domherr in Breslau. Ab 1906 war Pfarrer in Königszelt Carl Tinschert, Bruder des Emanuel Tinschert (1909 bis 1922 Präzentor in Schweidnitz, dann Direktor des Theologenkonvikts in Breslau, Generalvikariatsrat, 1937 Domherr). Der letzte Königszelter Pfarrer war Felix Materne, vom 26. 2. 1935 bis 1945, der als Vertriebener in Böhmen starb.

Dr. Leonhard Radler

⁴⁹⁾ Außen- und Innenansicht abgebildet bei G. Hultsch, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen (1977) S. 566.

Weitere Literatur über Königszelt

Gemeindelexikon für die Provinz Schlesien (1885). Realhandbuch des Bistums Breslau II. Teil (1929). Meßtischblatt Nr. 5064 Striegau. G. Hultsch Silesia sacra (1927 u. 1953) 1953: Königszelt, in: Predigergeschichte des Kirchenkreises Schweidnitz–Reichenbach. Bearbeitet von Pastor i. R. Otto Schultze in Breslau (1938). Gotthard Kuppe, Wo des Königs Zelt stand. Tägliche Rundschau 1957 Nr. 2. K. F. Neues aus der alten Heimat. Unser Königszelt heute. Tägliche Rundschau 1958 Nr. 3, mit Abb. der evgl. Kirche. K. F., 100 Jahre Königszelter Porzellanfabrik, Tägliche Rundschau Jg. 1960 Nr. 18. H. Weczerka, Königszelt, in: Handbuch der historischen Stätten, Schlesien (1977), S. 238. Gerhard Hultsch, Die Kirche zu Königszelt Kreis Schweidnitz, in: Das evangelische Schlesien Bd. VII, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen (1977), S. 180 (Abb. Äußeres und Inneres S. 556).

Johann Christoph Schwedlers Nieder-Wiesaer Leichenpredigt auf Eugenio Casparini vom Jahre 1706

Hier zunächst der Titel der zu besprechenden Leichenpredigt:

Seite 1:

Mit Jesu Christi Segen!

Das Bekenntnis von

DEM FESTEN PROPHETISCHEN WORTE

des weiland edlen und kunstreichen

Herrn

EUGENII CASPARINI

gewesenen kaiserlichen Hof-Organbauers, welches er im Herzen geglaubt und mit den Worten und nach dem Exempel des Königs und Propheten David, Psalm 119 v. 92:

WO DEIN GESETZ NICHT MEIN TROST GEWESEN WÄRE,
SO WÄRE ICH VERGANGEN IN MEINEM ELENDE,

abgelegt und nachdem er über seiner Arbeit in Hirschberg krank worden und deswegen sich nach Wiese bei der Nieder-Kirche bringen lassen, daß er allda nach Gottes Willen wollte sterben (welches in guter Zubereitung den 12. Sept. 1706 im 84. Jahr seines Alters erfolgte) und begraben werden,

AM TAGE SEINER BEERDIGUNG,

welcher war der 17. Sept., auf welchen zugleich der merkwürdige große

FAST-, BUSS- UND BET-TAG

in Sachsen gefeiert wurde, sowohl

SEINEN HINTERBLIEBENEN ANGEHÖRIGEN

als auch anderen zur Nachricht und Nachfolge zu erklären und vorzutragen verordnet, welches auch nach seinem Willen mit GOTT getan und auf Begehren entworfen

M. JOHANN CHRISTOPH SCHWEDLER,

Diener am Worte Gottes bei der Nieder-Kirchen daselbst.

LAUBAN, gedruckt bei Johann Christian Stremeln.

Des seligen Herrn

EUGENII CASPARINI

hinterbliebenen einzigem Herrn Sohne, als dem edlen und kunstreichen Herrn

ADAM HORATIO CASPARINI,

berühmten Orgelbauer, wie auch seiner hochwertgeschätzten Frau Schwiegertochter, als der wohl edlen, ehr- und tugendreichen Frauen

ANNEN SOPHIEN CASPARININ

geborener Steinbachin

und seiner von ihm sehr geliebten hoffnungsvollen Enkelin

MARIANA ELISABETHA CASPARININ

übergibt den verlangten Aufsatz der gehaltenen Leich-Predigt mit herzlichem Wunsche, daß GOTT, ihr HERR und GOTT, und sein Wort in allem Kreuz und Elend ihr Trost sein und bleiben möge, daß sie weder hier noch dort verderben, sondern hier und dort mit Segen und Leben mögen erfüllet werden.

Der AUTOR

Schwedlers Leichenpredigt verdient aus drei Gründen Beachtung: einmal wegen des Ortes, an dem sie gehalten wurde, zum anderen wegen des Predigers, der sie hielt, und schließlich wegen des Entschlafenen, dem sie galt.¹⁾

Nieder-Wiesa liegt am westlichen Ufer des Queis, 15 Kilometer südöstlich von Lauban. Am gegenüberliegenden östlichen Ufer liegt das Städtchen Greiffenberg. Der Queis bildete bis zum Jahre 1815 die Grenze zwischen Sachsen und Schlesien. Nieder-Wiesa liegt also auf sächsischem, Greiffenberg auf schlesischem Gebiet. In Greiffenberg verlor die evangelische Gemeinde durch die Gegenreformation im Jahre 1654 endgültig ihre beiden Kirchen, beide Pfarrer mußten flüchten. Als bald erhielt man vom kursächsischen Hofe in Dresden die Genehmigung zur Errichtung einer neuen Kirche in Nieder-Wiesa. Sie konnte im Jahre 1669 einge-

¹⁾ Das einzige bekannte Exemplar der Leichenpredigt befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Breslau. Sie leiht es nicht aus, stellt aber einen Mikrofilm her, der angefordert werden kann.

weiht werden. Sie hatte sogleich großen Zustrom. Denn sie versorgte die Bewohnerschaft einer weiten unter dem Druck der Gegenreformation stehenden Landschaft, wo man sich vom Kirchgang „über die Grenze“ nicht abhalten ließ. Damit die Pilgermassen in der Kirche Platz finden konnten, mußte sie um das Jahr 1700 durch den Einbau von Logen erweitert werden. Um die Kirche herum entstanden 2 Pfarrhäuser, eine Schule und ein Waisenhaus. In den Jahren 1730 bis 1734 wurde für die Kirche ein massiver Neubau errichtet.²⁾

Schwedler wurde im Jahre 1670 zu Krobsdorf bei Giehren im Isergebirge geboren. Im Jahre 1698 wurde er zweiter Pfarrer an der Grenzkirche in Nieder-Wiesa, im Jahre 1701 rückte er in die dortige Oberpfarrstelle auf. Der Leichenpredigt ist auf 6 nicht nummerierten Seiten eine „Zuschrift“ vorangestellt. Dort berichtet Schwedler, er sei über dem Aufsatze (d. h. bei der Niederschrift) dieser Predigt von einer ungewöhnlichen Krankheit heimgesucht worden, die die Haut seines Leibes mit einer ungewöhnlichen Farbe verstellte und ihm vom 1. bis zum 3. Advent das Verlassen des Zimmers verwehrt habe. Bei seinem ersten Ausgange am 3. Advent, dem 12. Dezember 1706, habe er das Psalterbüchlein aufgeschlagen und für diesen Tag den 56. Psalm als Lesung gefunden. Da der Druck der Leichenpredigt der Vollendung entgegengehe, seien die Worte aus dem 11. bis 14. Verse dieses Psalms ihm besonders zu Herzen gegangen: „Ich will rühmen Gottes Wort, ich will rühmen des Herrn Wort. Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht. Was können mir Menschen tun? Ich habe dir, Gott, gelobt, daß ich dir danken will. Denn du hast meine Seele vom Tode errettet, meine Füße vom Gleiten, daß ich wandeln mag vor Gott im Lichte der Lebendigen.“ Mit diesen Worten übergebe er die Leichenpredigt dem Sohne des Entschlafenen.

In der Form einer Predigt wird dieses Psalmwort dann als ein Bekenntnis des Glaubens, der Hoffnung und der Dankbarkeit ausgelegt oder – besser gesagt – umschrieben. Denn es werden 35 Zitate aus dem Alten Testament, 1 aus den Apokryphen und 6 aus dem Neuen Testament mit verbindenden Worten aneinandergereiht. Auch eine Glosse von Nikolaus Selnecker, ein Wort des Märtyrers Gordius und eine Bemerkung des Rostocker Theologen Heinrich Müller aus dessen „Geistlichen Erquickstunden“ wird zitiert („Lehrstand = Leidensstand“). Müller lebte von 1631 bis 1675 und gilt als führender Vertreter der Reformorthodoxie.

²⁾ A. Büchner in Das Evangelische Schlesien Band VI, 1. Düsseldorf 1971 S. 196 ff und G. Hultsch in Schlesische Dorf- und Stadtkirchen, Lübeck 1977, S. 275 ff. Abbildungen der Nieder-Wiesaer Kirche bei Hultsch S. 629 und bei Günther Grundmann Der evangelische Kirchbau in Schlesien, Frankfurt am Main 1970 Abb. 31, S. 131.

Im zweiten Teil der Zusage folgen sehr persönliche Ausführungen. Schwedler sei, so sagt er, jetzt 34 Jahre alt, er trete an diesem Tage in das 35. Lebensjahr, also in die zweite Hälfte der dem Menschen im 90. Psalm bestimmten Lebenszeit. An diesem Tage mache er sich das Bekenntnis Davids aus dem 56. Psalm zu eigen. Er wolle sich durch keines Menschen Autorität, durch keine althergebrachte Gewohnheit, durch keine Vorurteile mehr blenden lassen; er wolle das Wort des Herrn lesen, forschen, es auf sich ziehen, es essen und trinken und durch dasselbe zu Gott und zu Jesus dringen. Seinen Zuhörern wolle er allein Gott und sein Wort predigen und vortragen, und zwar lauter und rein und ohne eigene Deutung und Menschenatzung. Er wolle weder den offenbaren Sünden noch den unter dem Deckmantel der indifferenten Dinge versteckten greulichen Sünden das Wort reden, sondern die Heuchelei und das offenbare ungöttliche Wesen strafen und allein das Wort als Richtschnur des Lebens behalten und dabei bleiben. Solches habe er am 24. März 1701 geschworen, am 18. Sonntage nach Trinitatis 1705 sich mit David dazu verpflichtet, am vergangenen Bußtage, dem 17. September 1706 (dem Tage der Beerdigung Casparinis) sich und allen Zuhörern vor Augen gestellt, sonderlich denen, die in den Kirchen, Schulen, Rathäusern und sonst regieren. Dies alles wird wieder unter Einflechtung oder Aneinanderreihung vieler Bibelworte gesagt, diesmal deren 20 aus dem Neuen und 17 aus dem Alten Testament.

Das Konzept des letzten Teiles der Leichenpredigt (gemeint ist wohl das Manuskript) habe übrigens der Postillion unterwegs verloren. Es sei in Eile und aus der Erinnerung ergänzt worden, und deshalb sei dieser Abschnitt kürzer als die gehaltene Predigt. „Geschrieben am 21. Dezember 1706.“

In seinen späteren Lebensjahren war Schwedler herzlich mit dem Grafen Zinzendorf und mit Herrnhut verbunden. Nieder-Wiesa konnte zuweilen als Schwesterunternehmen von Herrnhut gelten. Schwedler starb im Jahre 1730. Er ist der Dichter des schlichten Passionsliedes „Wollt ihr wissen, was mein Preis“, das im letzten schlesischen Gesangbuch stand und manchenorts gern gesungen wurde.

Ein Lebenslauf Casparinis ist wie ein Nachtrag der Leichenpredigt angefügt. Zunächst wird dort gesagt, die größte Glückseligkeit bestehe in gutem Herkommen, beständigem und christlichen Wandel und seligem Sterben (*bene nasci, bene vivere, bene mori*). Dann wird berichtet: Casparini kam am 14. Februar 1623 in Sorau in der Niederlausitz zur Welt. Sein Vater war der Mathematiker und Orgelbauer Adam Casparini, die Mutter Elisabeth geborene Lange. Weil die Eltern wußten, daß dieser ihr lieber Sohn „in Sünden empfangen und geboren sei“, haben sie ihn nach der sündlichen leiblichen Geburt zur geistlichen Wiedergeburt durch die heilige Taufe befördert und dem Heilande Jesus Christus einverleibt.

Als Heranwachsender sei er in den „fundamentis pietatis“ aus dem Katechismus und anderen Erbauungsbüchern gewachsen. Er habe das Handwerk des Orgelbauers erlernt, seine Heimatstadt mit Einwilligung der Eltern schon im 16. Lebensjahre verlassen, sich (mitten durch die Kriegswirren hindurch) nach Regensburg begeben und dort am fürstlichen und bischöflichen Hofe Arbeit als Orgelbauer gefunden. Dann habe er sich nach Venedig begeben, dort etliche 30 Jahre als Organist und Orgelbauer gelebt, 10 Jahre lang auch in Görz (Goriza). Danach sei „das berühmte Padua“ über 28 Jahre sein Wohnsitz gewesen. Dort habe er sich im Jahre 1672 (also als 50jähriger) mit Elisabeth Sportella, einer Bürgerin aus Venedig, vermählt. Aus der Ehe sei im Jahre 1676 sein einziger Sohn Adam Horatio Casparini hervorgegangen, der in Venedig zur Welt kam. Nach 16jährigem Ehestande sei er Witwer geworden. Von Padua aus sei er einem Rufe nach Wien gefolgt. Nachdem er dort viele Orgeln repariert hatte, habe er eine Orgel aus Papier angefertigt. Er habe als Geschenke Portraits vom Kaiser Leopold I. (dem „Musikkaiser“) und seiner Gemahlin sowie eine Gnadenkette (eine um den Hals getragene Kette mit einer Schaumünze mit dem Prägebild des Kaisers) erhalten. Später habe er im Auftrage des Bischofs von Trient in Brixen und Meran gearbeitet. Im Jahre 1695 habe er den Auftrag übernommen, in der Görlitzer Peterskirche an Stelle der im Jahre 1691 durch einen Brand zerstörten Orgel ein neues Orgelwerk zu errichten. Im Jahre 1697 habe er in Görlitz mit seiner Arbeit begonnen.

Im Juni 1706 habe er sich nach Hirschberg begeben, dort sei er am 6. September erkrankt, von Schwindelanfällen heimgesucht worden, habe „einen harten Fall getan“, der Arzt habe die Verletzung einer Rippe festgestellt. Am 8. September habe sich hohes Fieber und große Entkräftung eingestellt. Auf seinen Wunsch sei er nach Nieder-Wiesa gebracht worden. (Die Hirschberger Interimskirche wurde erst im Jahre 1709 errichtet, die Nieder-Wiesaer Kirche war also die nächstgelegene evangelische Kirche.) Dort habe er Schwedler rufen lassen, die Beichte abgelegt, die Absolution erlangt und das Heilige Abendmahl empfangen. Am 12. September abends um 9 Uhr sei er im Alter von 83 Jahren und 7 Monaten eines sanften und seligen Todes gestorben, während man ihm den Machtspruch vorsprach: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden.“ Am 17. September 1706 sei er auf dem Friedhof zu Nieder-Wiesa begraben worden.

Er habe sich zu Lebzeiten fleißig zur Kirche zur Anhörung des Wortes Gottes gehalten und sich fleißig beim Gebrauche des Beichtstuhls und des Abendmahls eingefunden. Seinen Mitchristen gegenüber habe er sich stets als friedlich, aufrichtig und dienstfertig erwiesen.

Dieser Lebenslauf bedarf der Ergänzung, er kann aus anderen Quellen vervollständigt werden. Casparini hieß eigentlich Johann Caspar(i). Er ist

etwa vom Jahre 1669 an in Padua zu finden, Padua blieb das Hauptfeld seiner Tätigkeit, er kehrte immer wieder dorthin zurück, auch wenn ihn die reichen sich in Venedig bietenden Verdienstmöglichkeiten immer wieder für kürzere oder längere Zeit dorthin führten.³⁾ Wann und wo er zum Katholizismus übertrat und wahrscheinlich in Verbindung damit seinen Namen änderte, ist nicht bekannt. Vielleicht in seiner Görzer Zeit.⁴⁾ Der in die Jahre 1672 bis 1674 fallende Aufenthalt in Wien bildete den Höhepunkt im Leben Casparinis. „Man betrachtete damals die Verwendung von Karton als epochemachende Erfindung und hielt die Klänge des Instruments für besonders schön.“⁵⁾ Im Jahre 1686 war Casparini in Trient tätig, für die Zeit von 1687 bis 1697 ist sein Dienst in Brixen bezeugt.⁶⁾ In Görlitz war sein Sohn Adam Horatio sein Mitarbeiter. Im Jahre 1703 war die Görlitzer Orgel vollendet.⁷⁾ Im Jahre 1706 übernahm Casparini mit seinem Sohne den Auftrag zum Bau einer Orgel in der katholischen Hirschberger Pfarrkirche. In der Konstruktion der Windlade und an anderen Stellen ging Casparini erfinderische eigene Wege.⁸⁾ Er ist der große Mittler zwischen italienischer und deutscher Orgelbaukunst.⁹⁾ Die noch heute vorhandenen Orgelprospekte der beiden Casparinis in Görlitz und Hirschberg stellen in ihrer architektonischen Gliederung Denkmäler der italienischen Renaissance auf deutschem Boden dar.¹⁰⁾

Zur Leichenpredigt ist man „zum Beschluß dieses gehaltenen allgemeinen Fast-, Buß- und Bet-Tages nochmals an dieser heiligen Stätte zusammengekommen“. Der Predigt wird ein prae-exordium vorangestellt, das auf 10 Druckseiten wiedergegeben wird. Der Prediger beginnt mit den Worten „Mein Herr und mein Gott!“ Der Verstorbene habe diese Worte als tägliche Seufzer und Bekenntnis gehabt, sie also zu einem

³⁾ Ernst Flade in *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, Kassel und Basel 1952 Band 2 Sp. 889 f.

⁴⁾ Flade a. a. O. Sp. 890

⁵⁾ Flade a. a. O. Sp. 891

⁶⁾ Ludwig Burgemeister, *Der Orgelbau in Schlesien*², Frankfurt am Main 1973 S. 133

⁷⁾ Der Vertrag zwischen der Stadt Görlitz und den beiden Casparinis ist bei Burgemeister a. a. O. S. 134 abgedruckt.

⁸⁾ Burgemeister a. a. O. S. 136.

⁹⁾ Flade a. a. O. Sp. 891.

¹⁰⁾ Flade a. a. O. Sp. 890. Abbildung beider Orgelprospekte bei Burgemeister a. a. O. Nr. 10, 11 und 13.

Glaubensbekenntnis und andächtigen Gebete gemacht, er habe sie auch auf seinem Krankenbette immer im Herzen und im Munde geführt und gebraucht, bis er die Sprache verloren habe. Dann werden die drei Evangelien Geschichten erzählt, in denen der Apostel Thomas erwähnt wird: Johannes 11, Johannes 14 und Johannes 20, worauf die Worte noch einmal als Glaubensworte und als Gebetsworte beschrieben werden. Dabei werden zwei Zitate aus einer Predigt Martin Luthers über die Perikope vom Zweifel des Thomas eingefügt, und auch die legendären Mitteilungen der Kirchenväter Eusebius, Isidorus und Nicephorus über das Ende des Thomas bei den Parthern oder in Indien und sein Begräbnis in Edessa werden erwähnt.

Auf die Bemerkung, der Prediger wisse nur wenig vom Leben Casparinis, er werde also – wie auch über Thomas geschehen – nur über seinen Glauben, seinen Fall, seine Buße und sein Bekenntnis berichten können, folgt dann der Lebenslauf des Verstorbenen innerhalb der Predigt. Casparini sei als Kind evangelischer Eltern aufgewachsen und im evangelischen Glauben erzogen worden. Er habe aber schon dadurch einen großen Fall getan, daß er im 15. Lebensjahre aus Liebe zu seinem Beruf nach Bayern und Tirol in die Fremde ging und sich allzuweit von seinen Glaubensgenossen entfernte. In Görz, Padua und Venedig habe er zwar öffentlich bezeugt, daß er die Irrtümer des Papsttums im Herzen allezeit gehaßt habe, die äußerlichen Zeremonien habe er jedoch gebraucht und dadurch Gott erzürnt und vielen ein großes Ärgernis gegeben. Dem Rufe nach Trient sei er mit großer Eile gefolgt, weil er dadurch wieder auf deutschen Boden und seinen Glaubensgenossen näher gekommen sei. Den Ruf nach Görlitz habe er aber erst nach 1½jährigem Zögern angenommen. Von der plötzlichen Abreise nach Görlitz habe er seinen einzigen Sohn nur durch einen zurückgelassenen Brief unterrichtet, ohne ihm von der Religion der Görlitzer eine Mitteilung zu machen. Seinen evangelischen Glauben habe er in dieser ganzen Zeit geheim gehalten in der Meinung, er könne wie Nikodemus die Wahrheit im Herzen behalten, auch wenn er sie mit dem Munde nicht bekenne. Er sei der Meinung gewesen, wenn er bei der römischen Messe und dem sogenannten Spielkelche nur fest glaube, daß er Christi Blut genieße, so würde es auch also sein. Weil er es nicht anders haben könne, werde Gott zufrieden mit ihm sein. Weil er seinen (evangelischen) Glauben und die Wahrheit nie öffentlich verleugnet habe, würde Gott die äußerliche Gleichstellung schon übersehen. Seine Gebete habe er stets allein zu Gott verrichtet. Er habe stets die Bibel bei sich geführt und dieselbe fleißig in aller Stille gelesen. Er (Schwedler) habe darüber ein schriftliches Zeugnis eines hochwürdigen Gönners und Freundes. Ohne Unterlaß habe Casparini den Vorsatz behalten, seinen Jesus und die Wahrheit öffentlich zu bekennen, und jede Gelegenheit herbeige-

wünscht, den deutschen Landen und seinen Glaubensgenossen näher zu kommen. Er habe mehr aus Einfalt und Unwissenheit gesündigt als aus Mutwillen und Bosheit. Christus habe für ihn gebetet, daß sein Glaube nicht aufhöre. Auf seinem Totenbette habe er seine Sünde erkannt und bereut und Abbitte getan. Mit dem von ihm ausgewählten Text für die Leichenpredigt habe er ein öffentliches Zeugnis über den großen Nutzen des rechten Gebrauches der Bibel und allen eine treffliche Ermunterung zum fleißigen Lesen der Bibel geben wollen. Am Ende dieses Abschnitts wird die Gemeinde aufgefordert, aus dem Liede „Durch Adams Fall ist ganz verderbt“ die beiden letzten Strophen (auswendig) zu singen und danach ein Vaterunser zu beten. Es folgt der von Casparini ausgewählte Predigttext aus Psalm 119,92: Wo dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elende.

Nun folgt nicht etwa die Predigt über diesen Text, sondern ein neues exordium wird vorausgeschickt. Es wird auf 14 Druckseiten mitgeteilt und behandelt das Apostelwort aus II. Petr. 1,19: „Wir haben ein festes prophetisches Wort, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen“. Dieser Text wird in drei Abschnitten behandelt. Der erste beschäftigt sich mit der natura, der Eigenschaft des Wortes Gottes, der zweite mit dem usus, dem Gebrauch, der dritte mit dem fructus, dem Nutzen des Wortes Gottes. Im ersten Teil wird die Lehre von der Verbalinspiration entfaltet. „Die Heilige Schrift ist nicht allein der Sache nach von Gott eingegeben, sondern sogar auch allen Worten und allen sonderbaren Arten der Worte nach; der Heilige Geist diktierte den Hl. Menschen und Schreibern Gottes..., was und wie sie reden und schreiben sollten.“ Weil aber richtig eingetroffene und erfüllte Weissagungen als gründliche Kennzeichen der Göttlichkeit der Schrift gelten müssen, werden nun etwa 40 Weissagungen des Alten Testaments wörtlich zitiert, wobei zu jeder Stelle angegeben wird, wo die Erfüllung im Neuen Testament nachgelesen werden kann. In einem Fall wird die Erfüllung auch aus den Antiquitates des Josephus bewiesen. „Nun überlege und bedenke, wie fest und unbetrügllich die christliche Religion sei, die auf einem solchen sichern Grunde stehet und deren vornehmste Artikel in Weissagungen und Geschichten enthalten sind. Ja, da ihr aus allen diesen Sprüchen Alten und Neuen Testaments sehet, daß kein anderer Heiland als Christus und kein ander Mittel der Seligkeit auf Seiten der Menschen als der wahre Glaube an Christus, ach so freuet euch, daß ihr euch zu der evangelischen Religion bekennt, da ihr sehet, auf was für einem sichern Grunde unser Glaube stehet, und betet desto eifriger für die Verirrten und Verführten, die dem Herrn Jesus so viel Fürbitter und Mithelfer an die Seite setzen und mit ihren Werken zugleich verdienen wollen, was doch Gott dem Glauben alleine zuschreibt“.

Im zweiten Abschnitt über den Gebrauch des Wortes Gottes heißt es: „Es kann niemand ohne den größten Kirchenraub den Einfältigen und gemeinen Gläubigen das Bibel-Lesen verbieten; wer die Bibel hat, der soll sie auch brauchen und lesen. ... Wer nun aber spricht, in der Bibel lesen sei Sünde, der ist wider Gott, sein Wort und seinen Christus. Ja, da der Papst und sein Anhang allen Laien das Bibel-Lesen so schwer macht, so sieht wohl ein jeder, daß er weder Christi noch Petri Nachfolger, sondern wider beide ist. ... Die Christen sollen nicht nur lesen oder die Historie und Sprüche memorieren, sondern das Vornehmste ist: darauf achten... Sie sollen aufmerken, wie sich ihr Herze dagegen verhalte und erweise und bezeige, ... daß man immer auf Gottes Wort denke, dasselbe zur Regel im Glauben, zur Richtschnur des Lebens, zum einigen Trost in aller Not behalte, und also nichts glaube, was die Schrift nicht lehret, nichts tue, was die Schrift nicht gebietet, nichts liebe, worin uns die Schrift nicht weiset.... Klopft an an allen Sprüchlein und Worten, schlägt allenthalben an und ein, spüret alles fleissig aus, setzt euer Tun fleissig fort“.

Der dritte Teil handelt von der Freude als dem Nutzen des Umgangs mit der Schrift. Der Entschlafene sei dem Beispiel Davids gefolgt, habe Gottes Wort für seine Lehre gehalten und fleissig und – wo es ihm öffentlich verwehrt war –, es heimlich gebraucht und Kraft und Frucht daraus empfunden.

Wenn die Predigt in demselben Umfange, in dem sie gedruckt vorliegt, vorgetragen wurde, so ist bereits mehr als eine Stunde vergangen. Für den Vortrag des nun folgenden Hauptteiles der Leichenpredigt sind mindestens zwei weitere Stunden erforderlich.

Auch im Hauptteil der Predigt will der Prediger von der natura oder Art des prophetischen Wortes, vom usus oder vom Gebrauch und vom fructus oder herrlichen Nutzen desselben sprechen. Er verwendet also die gleiche Gliederung wie im exordium. Nach der Angabe der Gliederung folgt ein kurzes Gebet, dann spricht der Prediger die Schlußstrophe des Liedes „O Herre Gott, dein göttlich Wort ist lang verdunkelt blieben“, die auch am Anfang zitiert wurde und mit der der Prediger auch seine Predigt beschließt. Noch mehr als bisher häufen sich in den nun folgenden Abschnitten die Zitate. Jeder Satz wird durch ein oder mehrere Bibelworte, zuweilen auch durch Worte der Kirchenväter belegt oder bewiesen, wobei die Fundstelle immer genau angegeben wird.

Den ersten Abschnitt beginnt der Prediger mit einer Erklärung des Wortes TORA = Gesetz; er leitet es von dem Worte „werfen“ ab, übersetzt es dann mit anordnen, unterrichten und bezieht es auf die Anordnungen Gottes und die Unterrichtung der Menschen durch Gott. Zum Verhältnis von Gesetz und Evangelium wird die 7. Strophe des Liedes „Es ist das Heil uns kommen her“ von Paul Speratus zitiert. Dann

heißt es: „Hier ist das Wort Gesetz für das ganze geoffenbarte und geschriebene Wort Gottes zu verstehen....es schließt jetzt auch die Bücher des Neuen Testaments alle mit ein“. „Was nötig zu wissen ist, das ist alles in dem Gesetz und Worte Gottes deutlich ausgedrückt“. Als biblische Synonyma für Wort Gottes werden dann genannt die Zeugnisse Gottes, die Wege Gottes, die Befehle Gottes, die Gebote Gottes, die Rechte Gottes, die Gerechtigkeit Gottes, die Rede Gottes. Von neuem wird die Lehre von der Verbalinspiration angesprochen: „Es hat Gott gefallen, Menschen dazu zu gebrauchen, im Alten Testament die Propheten, im Neuen Testament die Evangelisten und Apostel, die er mit besonderen Gaben des Heiligen Geistes ausgerüstet, daß sie alles dasjenige verstanden und behalten, was ihnen Gott geoffenbaret und auch treulich und fleissig ohne Irrtum und Bosheit aufgeschrieben, was ihnen Gott anbefohlen....Gott gab ihnen alles ein, was sie schreiben sollten, die Sachen und auch die Worte,...wie und was sie schreiben sollten...Der Heilige Geist hat durch ihren Mund geredet und mit ihren Händen geschrieben“. Dies gilt jedoch nur für die in hebräischer, chaldäischer und griechischer Sprache geschriebenen kanonischen Bücher, nicht für die Apokryphen. Der Kanon enthält das Wort Gottes vollkommen und ganz unverfälscht. „Davon ist auch nicht ein Jota umgekommen“. Die Offenbarung kann also von einem jeden einfältigen, aber lehrbegierigen und andächtigen Leser verstanden werden, sie ist das Licht selbst. „Es ist keine Finsternis in der Schrift... Wer mit Gebet und Fleiß die Schrift liest, dem wird nichts zu schwer sein...In die Schrift sind alle Schätze des Heiligen Geistes eingebunden wie in ein Bündlein, eingewickelt wie ein Kind in Windeln“.

Es folgt eine Aufzählung der Hauptartikel des christlichen Glaubens in bemerkenswerter Reihenfolge; jeder Artikel wird mit einem oder mehreren Bibelworten bezeugt.

„Ein Teil der göttlichen Wissenschaft ist, daß die Heilige Schrift die vollkommene Regel aller Glaubensartikel und Lebenspflichten sei, außer der wir bei Androhung des Fluchs nichts annehmen sollen. Und obgleich nicht alles mit den klaren Buchstaben ausgedrückt ist, so ist doch auch dieses Gottes Wort, was durch die richtige Folge daraus gezogen wird, und auf solche Weise ist die Kindertaufe und andre dergleichen Artikel in der Heiligen Schrift nicht weniger beschrieben und befohlen als die Artikel, die mit dem klaren Buchstaben noch darinnen stehen“.

„Ein Teil ist die Lehre von Gott, der einig ist im Wesen und dreifaltig in Personen, der Vater..., der Sohn..., der Heilige Geist“.

„Ein Teil ist, daß Jesus Christus allein das Haupt der Kirchen ist und zwar cum exclusione omnium, daß er keinen anderen neben sich hat, weder unsichtbar noch als sichtbares Haupt“.

„Ein Teil des wahren Glaubens ist der Artikel, daß Jesus allein unser

Erlöser und also auch allein unser Vorbitter sei“.

„Ein Teil der Lehre ist, daß der Heilige Geist uns neu gebiert durch das Wort und die Taufe“.

„Ein Teil der Lehre ist, daß uns Christus im Abendmahl seinen Leib zu essen und sein Blut zu trinken eingesetzt hat. Ein Teil der Lehre ist, daß uns Christus unter dem Brote seinen Leib und unter dem Wein sein Blut gibt, und daß das Brot nicht in den Leib und der Wein nicht in das Blut verwandelt wird, sondern Brot und Leib und Wein und Blut nur eine Gemeinschaft miteinander haben“.

„Ein Teil dieser Lehre ist, daß der Mensch von Natur gar kein Vermögen hat, sich selbst zu bekehren und etwas Gutes zu tun“.

„Ein Stück dieser Lehre ist, daß uns Gott mit seiner Gnade zuvorkommt, die natürliche Widerspenstigkeit wegnimmt und uns gläubig und fromm macht“.

„Ein Teil dieser Lehre ist, daß wir durch den Glauben für Gott gerecht und selig werden“.

„Ein Teil dieser Lehre ist, daß der wahre Glaube ein Werk Gottes ist und nicht nur gerecht, sondern auch fromm macht. Denn er gebiert uns neu, tötet den alten Adam in uns, macht aus uns ganz andre Menschen“.

„Ein Teil dieser Lehre ist, daß die Gläubigen und Bußfertigen ohne Unterlaß sollen gute Werke tun“.

„Ein Teil dieser Lehre ist, daß nur zwei Orte sind, darein die Seelen nach diesem Leben kommen, Himmel und Hölle“.

„Durch die Gnade Gottes stehen wir Evangelischen in diesem Glauben. Den glauben wir, den bekennen wir und gedenken auch dabei zu verharren bis an unser Ende und das Ende des Glaubens, der Seelen Seligkeit davonzubringen. Doch erinnern wir ohne Unterlaß unsere Zuhörer, daß der Name Evangelisch oder sonst etwas Äußerliches keinem zur Seligkeit ver helfe, sonder er müsse wahrhaftig evangelisch sein, das ist: seine geistliche Armut im Verstande und im Willen und allen Kräften erkennen, die Predigt von Christo und dem ganzen Rat Gottes... nicht allein anhören, sondern auch glauben, Gottes Wort forschen, Christus darin suchen und sich in seine Gemeinschaft ergeben und in ihm bleiben und leben und viel Frucht bringen“.

Zum Schluß dieses Absatzes wird gesagt, daß die Heilige Schrift auch eine vollkommene Trost-Lehre ist. „Sie gibt in allen Fällen solche Gründe an die Hand, welche keine Natur versteht und kein natürliches Herze begreifen kann. Sie führt in allerlei Trübsal auf ewige und unsichtbare, auf wahre Güter“.

Der zweite Teil der Predigt handelt wieder vom rechten Gebrauch der Schrift; was schon im exordium gesagt wurde, wird wiederholt und eingeschräfft. Auf die Frage, wer das Gesetz als seinen Trost gebraucht habe, wird geantwortet: David und mit ihm unser lieber Mitbruder. Bei

David habe man jetzt nicht auf seine prophetischen Gaben zu sehen... sondern auf seinen gemeinen Zustand, da er wie alle anderen Gläubigen von Natur blöde und unverständlich...war. „Es stand ihm frei, sich desjenigen Mittels zu bedienen, welches Gott allen Gläubigen auf dem schlüpfrigen Wege dieser Welt als ein Licht aufgesteckt und zu einer Leuchte gegeben hat“. Der Prediger wendet sich dann den Worten MEIN TROST zu und übersetzt die hebräische Vokabel für Trost mit ansehen, die Augen auf etwas richten, es mit dem Gemüte betrachten, seine Freude darüber haben. Die Septuaginta übersetze sie mit aufmerken. Weitere Psalmstellen führen zu der Bedeutung: davon reden und zwar nicht nur vor und mit seinen Untertanen, sondern auch mit und vor Fürsten. Wer also soll Gottes Wort lesen? „Nicht etwa allein die Gelehrten oder die entweder von Gott oder der Kirche ein besonderes Privilegium dazu bekommen, sondern alle diejenigen, welche Gott nach seinem Willen erkennen und ihm dienen sollen...Es sollen alle lesen, es sollen alle forschen, die Gottlosen, daß sie sich bekehren, die Frommen aber, daß sie sich stärken“. „Nicht die Vernunft, nicht unmittelbare Gesichte, Träume und Offenbarungen, nicht päpstliche Dekreta und Satzungen, sondern allein das ewige wahre Wort Gottes kann und muß allein einen rechten Probierstein abgeben. Was mit demselben gar nicht oder doch nicht in der Wahrheit, sondern nur scheinbar übereinstimmt, das ist Unwahrheit“. Ausführlich wird zitiert, wie Martin Luther sich vor dem Reichstage in Worms auf die Schrift berufen hat. „Wollte man sagen, die gemeinen Leute wären unwissend, so würde dieser Grund vielmehr dazu dienen, daß man die Schrift lesen und sich unterrichten, als daß man sie weglegen und in der Unwissenheit bleiben soll. Wollte man sagen, die Schrift sei dunkel und könne nicht verstanden werden,...so ist daran zu erinnern, daß solche Dunkelheit nicht sowohl in der Schrift als in den Menschen anzutreffen ist“. „Lest in Zukunft fleißiger in der Schrift und führet auch die Kinder in den zartesten Jahren dazu, daß sie die Bibel lernen lesen und verstehen“. „Die Juden unterrichteten ihre Kinder in der Bibel, wenn sie nur 5 Jahre alt waren“. „So soll auch ein jeder die Bibel lesen, forschen, die Augen recht hineinstecken und vor und mit anderen darüber reden“. „Zu ihrem (der Bibel) Gebrauche ist nötig anfangs ein eifriges Gebet, sowohl vor, wie bei und nach dem Lesen, in dem Gott für seine Offenbarung gedankt und ihm die Ehre der Erleuchtung und Heiligung gegeben wird. Hierauf folgt das Lesen, welches zugleich in sich fasset ein stetes Nachsinnen, Forschen und Gegeneinanderhalten der vorhergehenden und nachfolgenden Worte der ganzen Schrift...Auf dieses Lesen folgt nun eine immerwährende Applikation und Zueignung auf sich ,daß man sowohl das Gesetz als auch das Evangelium ...auf sich deute und mit seinem Glauben vermische!“. „Das Wort Gottes ist eine Speise und ein Trank, es will gegessen und getrunken sein, wenn es

einigen Nutzen schaffen soll. Ach so iß und trink und laß die Bibel niemals von deinen Händen kommen“. „Viele Leute denken, wenn sie nur eine Bibel im Hause haben, so ists schon gut, sie lassen dieselbe aufs schönste einbinden, mit Silber beschlagen und nehmen sie aufs beste in acht, zieren damit ihre Stuben und Bücherschränke, ja sie machen ihren Ruhm desto größer, wenn sie mehr als eine haben... Es ist doch besser, die Bibel im Herzen mit allem Fleiß bewahren“. Der Prediger wendet sich dann dem Wort „MEIN“ (Trost) zu. Er zitiert eine Meditation des Theologen Heinrich Müller über den Buchstaben M aus dessen Geistlichen Erquickstunden. Dieser Buchstabe sei der vornehmste Buchstabe, „weil mit dem selben alles sich zu eigen gemacht wird, was sonst in der Schrift auf alle lautet“. „Findest du nun eine Lehre, so setze dazu das Wort MEIN, findest du eine Vermahnung, nimm sie für dich und mache sie dein, findest du eine Verheißung, nimm sie für dich und mache sie dein“. „Willst du aber Jesus haben, so muß du Gottes Wort dabei haben; denn diese zwei, Jesus und sein Wort, sind so genau ineinander verbunden und gewickelt, daß keines ohne das andre sein noch eins vom anderen kann getrennt werden“. „So oft du etwas von ihm (in der Schrift) findest, so bringe dein MEIN her und zeuch alles zu dir hin“. „Findest du etwas von seinem Amte und seinen Wohltaten, so mache alles dein und sage: Mein ist Jesus als der Sohn Gottes, als ein Menschenkind... Mein ist Jesus mit seiner Menschwerdung und Empfängnis... Mein ist er mit seiner Geburt... Mein ist er mit seiner ganzen Zukunft... Mein ist er mit seiner Auferstehung und Himmelfahrt“. „Sonderlich merkt euch das, ihr Eltern und praezeptores, daß ihr doch eure Kinder und Schüler stets zu Gottes Wort führet, daß sie solches von Jugend auf wissen“.

Der dritte Teil der Predigt handelt vom Nutzen der Schrift. Der Prediger wendet sich jetzt den Worten ELEND und VERGEHEN zu. Das hebräische Wort für Elend bedeute alle Not und alles Elend, mit dem wir uns seit dem Sündenfalle herumschlagen müssen. Dieses Elend betreffe den ganzen Menschen mit Seele und Leib. „Die Seele hat ihr Elend; der Verstand ist verfinstert; o große Not! Die Lügen nehmen wir vor der Wahrheit an“. „Der Wille ist voller Liebe zur Ungerechtigkeit und Haß der Gerechtigkeit“. „Der Leib ist voller Elend, kommt krank und ungesund zur Welt“. „Dabei findet sich noch viel äußerlich Elend, Armut, Hunger, Durst, Blöße usw.“. „Die sündliche Natur klebt uns noch immer an und macht uns in dem Laufe des Christentums sehr träge“. „Wir erkennen wohl bei der Krankheit Gottes Willen, aber doch tut die Demütigung dem alten Adam sehr wehe“. „Der Teufel verfolgt die Frommen Tag und Nacht und schlägt sie bald an der Seele mit Schwermut und Traurigkeit, bald am Leibe mit allerlei Plagen“. „Die böse Welt hasset, die es nicht mit ihr halten und ihre falsche Lehre fliehen... und kränket sie Tag und Nacht mit Verachtung, Spott und Lügen,

Lästerungen und anderen Plagen“. „Das ist Elend genug, Kummer genug, Not genug“. Die Erhaltung und Errettung sei zu sehen in den Worten NICHT und SO. „David sagt, daß er wohl sein Elend gehabt, daß er auch hätte müssen drinnen verderben, so er nicht SEIN Gesetz zum Trost gehabt hätte“. „Das hat der selige Herr Casparini auch geglaubt und erfahren“. Neben dem unmittelbaren Nutzen der Schrift, der Ergötzung und Freude, die aus dieser Quelle fließt, müsse man den mittelbaren Trost und die Errettung aus allem Verderben durch die Schrift bekennen. Gegen das Elend des verfinsterten Verstandes, gegen das Elend der Verführung, gegen das Elend der großer Verderbung des Willens werden Bibelworte zitiert, die Trost und Hilfe geben. Dann heißt es: „Wir fühlen groß Elend, wenn wir die große Knechtschaft aller Kräfte in uns sehen, daß wir der Regung nach unter die Sünde NB. nicht zu sündigen verkauft sind, aber Trost gibt uns das Wort: Wo die Sünde der Schuld und Reizung nach mächtig ist, da ist die gratia justificans et renovans, die gerecht-machende und erneuernde Gnade noch viel mächtiger worden“. „Groß Elend drückt uns, wenn wir die Schwachheit des Verstandes, die Wahrheit zu erkennen, des Willens, das Gute zu tun, empfinden. Aber Trost gibt es uns, wenn wir hören, daß das Gesetz, das uns unterrichtet und vermahnet, eine innerliche Kraft bei sich habe und die angeborene Unart, Blindheit und Widerspenstigkeit wegnehme und uns erleuchte, bekehre und heilige, wenn wir nur nicht widerwillig widerstehen“. „Ein unüberwindlich Elend ist es, daß wir ohne Glauben, Furcht und Liebe Gottes von Natur sind und – welchs erschrecklich – Feinde Gottes“. „Aber Gottes Wort gibt uns Trost und Rettung, wenn es sagt: Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“. „Groß Elend ist es, wenn uns die Sünde angst und bange macht und uns zur Verzweiflung bringen will und ist keine Kraft da zu widerstehen. Aber da sehet, was das Gesetz und Gottes Wort für Trost und Rettung gibt – aber NB. denen, die da Buße tun und an Christus glauben (denn ohne die erfüllte Bedingung der Buße und Bekehrung ist keine Vergebung zu hoffen)“. „Ein groß Elend ist, daß wir täglich sündigen. Aber höre: der da sagt (Matth. 18, 22) ich sage dir: nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal, der wird auch dir vergeben, wenn du nur zu ihm kommen wirst“. „Ein groß Elend drückt uns, wenn uns das Gewissen verdammt, wenn es uns die Sünden der Jugend vorstellt, das unterlassene Gute, das begangene Böse, die Betrübung des Heiligen Geistes... Da spricht das Gesetz und Wort Gottes: Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden...“. „Sonderlich geht die Not an, wenn wir an den Tod und ans letzte Gericht denken. Aber das Wort gibt Trost: Wer mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich“. „Augustinus erschrickt und sagt in seinen medit. cap. 39: Ubi ego stabo? Aber Lutherus sagt:

Man solle nicht so sagen, sondern ein Bußfertiger wisse schon seine Stelle, wo er stehen werde, nämlich penes Christum, bei meinem Herrn Christus“.„In der letzten Stunde und in der Stunde der Anfechtung fallen alle schweren und hochausgesonnenen Dinge weg, und die deutlichsten und klarsten Sprüchlein, die wir als Kinder gelernt und fein kindlich angenommen haben, müssen zur Zeit der Not den besten Trost geben“.

„Das soll auch euch Einfältigen ein gut und fröhlich Herz machen, die ihr bei so vielen Religionen in der Welt vielmals Skrupel kriegt, ob ihr auch wohl die rechte Lehre habt. ... Die göttliche Weisheit hat so für sich gesorgt, daß auch die Hauptirrtümer der Irrgläubigen ganz deutlich widerlegt sind; und diejenigen Sprüche, die sie zum Beweis anführen, sind meistens so beschaffen, daß man die Widerlegung bald vor oder nach oder in ihnen selbst finden kann. Das ist Trost“. „Ein Exempel haben wir an dem Spruch Matth. 16, 18: Ich sage dir, du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen, aus dem die Römisch-Katholischen beweisen wollen, er handle von dem Papste, daß er das Haupt der Kirche sei. Aber 1) handelt der Spruch von Petro, und was von Petro redet, das ist nicht bald auf den Papst zu ziehen; 2) handelt der Spruch nicht von Petri Person, sondern von seinem Bekenntnis. Darum sagt Christus nicht, auf diesen Petrus will ich bauen, sondern auf diesen Petram = Felsen, von dem dein Bekenntnis zeugt... 3) Petrus zeugt in aller seiner Jünger Namen“. Es folgen u. a. Zitate aus dem jus canonicum, von einem Glossator des römischen Rechts und Hieronymus. „Bleib du am Worte, laß die Welt ihre Exempel, ihre alten Gewohnheiten und all ihr Tun zusammenraspeln, ein einziger Spruch schlägt all diesen Plunder als ein Donner darnieder“.

Zum Schluß wendet sich der Prediger an die Leidtragenden. „Nehmt nur die Bibel, die ihr als das beste Erbgut von eurem seligen Vater bekommt, und lest, was ich euch vorhalten werde... Euer Vater stirbt in der Fremde, da man nicht alle Bequemlichkeit finden kann. Aber sind wir nicht alle Pilgrime?“... „Gott hat eurem Vater die Gnade verliehen, daß er hingekommen, wohin er verlangt, seine Seelenpflege finden können, die er gesucht, Gott hat ihm Gnade gegeben, daß er seine Sünde hat können bereuen, Christus mit Glauben ergreifen, Gnade gegeben, daß er sein Bekenntnis darüber hat ablegen können. Sonderlich erkannte und bekannte er seine Verirrung und Heuchelei und bezeugte zugleich, daß er solches Gott viel hundertmal abgebeten. Als er gefragt wurde, ob er sich auch mit wahren Glauben an seinen Jesus halte, antwortete er aufrichtig: An wen denn sonst?... Er genoß hierauf das heilige Abendmahl nach Christi Einsetzung, seinen wahren Leib unter dem gesegneten Brot und sein wahres Blut unter dem gesegneten Wein... Er starb, da er seinen

Jesus nicht lange zuvor bekannt und angerufen hatte mit den Worten: „Mein Herr und mein Gott“....„Seine Seele ist bei Gott und genießt bereits das Anschauen Gottes“. „Der Leib ruht auch unter Gottes Schutze, Psalm 24, 1: Die Erde ist des Herrn und was drinnen ist, der Erdboden und was drauf wohnt“....„Zwar ist auch das ein Kummer, daß man nicht hat können beim Ende zugehen sein und sowohl seinen Dank und Abbitte tun als auch den Segen anhören“....„Ein Kummer ist, daß er die liebe Enkelin nicht noch einmal hat sehen und segnen können. Wohlan, Geliebte, ziehet euer Kind auf...in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, heißt sie die Bibel lieb haben, laßt dieses ihre erste Lektion sein, bemüht euch, daß eures Vaters Glaube in ihrer Seele wohne“....„Ihr sollt ihn (den Entschlafenen) wiedersehen, wenn ihr werdet diese Welt verlassen...Gott wird euch ihm und ihn euch wiedergeben,...wenn der Tag der allgemeinen Restitution wird angehen“. Es folgt eine längere Reihe von Zitaten. An das letzte Zitat aus Römer 8 schließt sich die erste Strophe von Paul Gerhards Nachdichtung von diesem Apostelwort an: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich ...“. „So tröstet euch nun mit diesen Worten untereinander I. Thess. 4. 18“. Die Predigt schließt mit den beiden Schlußstrophen des Liedes „O Herre Gott, dein göttlich Wort ist lang verdunkelt blieben“....„O Herr, durch dich, bitt ich, laß mich fröhlich und selig sterben“.

Zusammenfassung

Dem Versuch einer zusammenfassenden Würdigung der Schwedlerschen Predigt sollen einige kirchen- und frömmigkeitsgeschichtliche Daten vorangestellt werden.

- 1653 Heinrich Müller wird zunächst Prediger, später Professor der Theologie in Rostock. Durch seine Tätigkeit wird Rostock zu einem Mittelpunkt der Reformorthodoxie ¹¹⁾.
- 1664 Die „Geistlichen Erquickstunden“ Müllers beginnen zu erscheinen. Müller starb im Jahre 1675.
- 1665 Johann Benedikt Carpzow jr. wird Professor der Moral, 1684 Professor der Theologie in Leipzig. Er wird dort zum „führenden Kopf der theologischen Fakultät“ ¹²⁾. Er war ursprünglich ein Gönner, später ein erbitterter Gegner der pietistischen Erbauungsversammlungen ¹³⁾. Er starb im Jahre 1699.

¹¹⁾ Eduard Emil Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs, Stuttgart 1868, Band IV S. 67 ff.

¹²⁾ Martin Schmidt in: Klassiker des Protestantismus, Band VI, Der Pietismus, Bremen 1965 S. 65.

¹³⁾ Schmidt a. a. O. S. XXXIV.

- 1675 erscheint die „pietistische Programmschrift“ Philipp Jakob Speners, „Pia desideria“.
- 1691 Berlin wird durch die Berufung Speners an die St. Nicolai-Kirche zum Mittelpunkt der pietistischen Bewegung.
- 1692 Berufung August Hermann Franckes nach Halle. Durch seine Tätigkeit entsteht in Halle ein zweites pietistisches Zentrum.
- 1695 Schwedler beginnt sein Studium in Leipzig. Er begegnet dort u. a. August Hermann Francke.
- 1705 Spener gestorben.
- 1722 erste Ansiedlung mährischer Exulanten auf einem Gut des Grafen Zinzendorf in Berthelsdorf bei Herrnhut.
- 1727 Francke gestorben.
- 1760 Zinzendorf gestorben.

1. Schwedler erweist sich als guter Kenner der zeitgenössischen Leichenpredigt. Das geht aus der Form und der Gliederung seiner Predigt hervor. Er zitiert ohne Nennung des Verfassers eine Leichenpredigt auf den „tapferen Theologen D. Joh. Hülsemann“. Hülsemann war als Professor der Theologie vom Jahre 1629 an in Wittenberg und in den Jahren 1646–1661 in Leipzig tätig. In Leipzig war er auch Superintendent. Die Leichenpredigten Philipp Jakob Speners hat Schwedler wohl ebenso gekannt wie die Leichenpredigten des der Orthodoxie zugehörenden Theologen Johann Benedikt Carpzow jr., der zu Schwedlers Studienzeit in Leipzig lehrte, und des Rostocker Theologen Heinrich Müller, der als Vertreter der Reformorthodoxie gilt. Vielleicht hat er auch die Leichenpredigten des Fraustädters Valerius Herberger und des Köbeners Johann Heermann gekannt.

2. Schwedler übernimmt die im 17. Jahrhundert bei Vertretern der Orthodoxie wie bei den Pietisten verbreitete Unsitte des doppelten exordiums. Im ersten exordium (prae-exordium) wertet er die letzten Worte des Sterbenden aus und fügt den Lebenslauf des Entschlafenen ein, so wie das von Spener geübt wurde. Im zweiten exordium legt er einen Text aus, der zu dem vom Verstorbenen gewählten Text der Leichenpredigt hinführen soll.

3. „Das Zeitalter der lutherischen Orthodoxie kennt fast nur die Themapredigt“¹⁴⁾. Schwedler nennt zwar auch ein Thema. Es lautet „Bekenntnis von dem festen prophetischen Worte“, es wird als

¹⁴⁾ Eberhard Winkler, Die Leichenpredigt im deutschen Luthertum bis Spener, München 1967 S. 238.

Kolumnentitel am Kopf aller Seiten wiederholt. Seine Predigt ist aber eine reine Homilie, der Text wird Wort für Wort behandelt und ausgelegt. In der gründlichen exegetischen Arbeit am Urtext folgt er dabei auch dem Beispiel Speners¹⁵⁾.

4. Über weite Strecken besteht Schwedlers Predigt aus einer nur schwer erträglichen Anhäufung von Bibelziten. 136 Zitate stammen aus dem Alten Testament, 184 aus dem Neuen Testament. Für weitere 47 Stellen aus dem Alten Testament und 101 Stellen aus dem Neuen Testament wird lediglich die Fundstelle angegeben. „Die Predigten der Orthodoxie quellen oft über von Schriftziten“¹⁶⁾. Aber auch wenn dem Prediger die Schriftworte aus einer engen inneren Verbundenheit mit der ganzen Bibel zuströmen, auch wenn er darauf hoffen darf, auf diese Weise viele Kernworte der Bibel seinen Zuhörern fest einzuprägen, so wird doch deren Geduld in hohem Maße in Anspruch genommen wenn nicht überfordert. „Spener vermeidet die maßlose Häufung (von Zitaten), die manche orthodoxe Predigt zur Konkordanz degradiert“¹⁷⁾.

5. Auch wenn die Leichenpredigt auf Casparini für die Veröffentlichung eine Überarbeitung erfahren haben sollte, zeichnet sich die Schwedlersche Predigt doch durch ihre Rekordlänge aus. „Die Predigtdauer wird im 16. Jahrhundert weithin auf 15–20 Minuten eingeschränkt. Ein Jahrhundert später sprengt der Umfang fast durchweg jedes erträgliche Maß. Leichenpredigten von 2 Stunden Länge stellen weder einen Rekord noch eine Seltenheit dar“¹⁸⁾. Schwedlers Predigt hat über 3 Stunden gedauert, wenn sie in dem Umfange gehalten wurde, in dem sie gedruckt vorliegt.

6. Martin Luther wird von Schwedler 8 mal zitiert und zwar nach der Jenaer Ausgabe (8 deutsche, 4 lateinische, 2 Ergänzungsbände, erschienen in den Jahren 1555–1558, besorgt von Georg Rörer) und nach der Altenburger Ausgabe (10 Foliobände, erschienen 1661–1664, enthält keine lateinischen Schriften). Von den Kirchenvätern werden Augustin 9 mal, Hieronymus und Chrysostomus je 3 mal, Eusebius, Isidorus, Nicephorus, Theophylactus und Basilius je 1 mal zitiert. Auch das *jus canonicum*, ein Glossator des canonischen Rechts, der Jesuit Bellarmine, ein Nicolaus Papa – wahrscheinlich Nikolaus I. (858–867) – und ein Espenäus werden herangezogen. Neben den *Antiquitates* des Josephus werden die heidnischen Schriftsteller Demosthenes und Seneca erwähnt.

¹⁵⁾ Winkler a. a. O. S. 205

¹⁶⁾ Winkler a. a. O. S. 138.

¹⁷⁾ Winkler a. a. O. S. 205.

¹⁸⁾ Winkler a. a. O. S. 238

7. Des öfteren wird der hebräische oder griechische Bibeltext, für die Kirchenväter auch der lateinische Wortlaut (hier allerdings mit deutscher Übersetzung) herangezogen. „Das wissenschaftliche Niveau der Exegese steigt in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts beträchtlich. Weithin breiten die Prediger ihre akademische Gelehrsamkeit in sinnloser und homiletisch verhängnisvoller Weise vor der Gemeinde aus“¹⁹⁾. Auch Schwedler belädt seine Predigt in großem Umfange mit gelehrtem Ballast. Welchen Zweck die damaligen Prediger mit der Demonstration ihrer altsprachlichen Kenntnisse verfolgten, bleibt fraglich.

8. Es fällt auf, daß Schwedler für das exordium und den Hauptteil der Predigt die gleiche Gliederung verwendet.

9. Die Behandlung des Predigttextes erfolgt in einer Art und Weise, die auf die psychologische Situation bei einer Beerdigung wenig Rücksicht nimmt, wenn man heutige Erwartungen als Maßstab anwendet.

10. Im Lebenslauf verstößt Schwedler zwar gegen den uralten klassischen Satz „De mortuis nil nisi bonum“. Er tut das aber nur insofern, als ihm die Lage unmittelbar an der Grenze eines von der Gegenreformation schwer bedrängten Gebietes Veranlassung dazu gibt. Wenn man annimmt, daß die Angehörigen Casparinis den Druck der Leichenpredigt bezahlt haben, möchte man daraus schließen, daß sie dafür Verständnis hatten.

11. Auf jede Erwähnung oder Würdigung der künstlerischen Leistung Casparinis wird verzichtet. Von der Bedeutung des Görlitzer Orgelwerkes dürfte man in Nieder-Wiesa doch Kenntnis gehabt haben. Möglicherweise handelt es sich um ein absichtliches und beredtes Schweigen. Denn auch in Hirschberg hat man wenig später die Aufstellung einer kostbaren Orgel in der Gnadenkirche erst nach hartem Streit hingenommen²⁰⁾. Auch die für den Pietismus charakteristische mangelnde Nähe zur Welt von Schönheit und Kunst kann hierbei eine Rolle gespielt haben.

12. Die Angaben über das heimliche Festhalten Casparinis am evangelischen Bekenntnis und seinen fleißigen Umgang mit der Bibel stimmen so genau mit dem scopus der Predigt überein, daß sich Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit schwer unterdrücken lassen. Liegt hier etwa eine tendenziöse Färbung vor? Daß die letzten Worte des Sterbenden ausgewertet werden und ein seliges Sterben der Gemeinde als Beispiel vor Augen gestellt wird, war damals in der Leichenpredigt üblich. Auf die Frage, ob er sich mit wahren Glauben an seinen Jesus halte, antwortet

¹⁹⁾ Winkler a. a. O. S. 238

²⁰⁾ Büchner a. a. O. S. 226 f.

der Sterbende: „An wen denn sonst?“ Ob sich hinter dieser Antwort etwa eine unwirsche Abweisung des bekehrungseifrigen Fragers verbirgt oder eine Abkehr des welterfahrenen Mannes von dem Kampf um das rechte Bekenntnis, wird sich nicht sagen lassen.

13. In späteren Zeugnissen wird Schwedler als Buß- und Erweckungsprediger geschildert, der durch Eindringlichkeit und volkstümliche Redeweise die Herzen gewann und als Bauernprediger mit dem Volk lebte und mit den Sündern ein deutliches Wort redete ²¹⁾. Auch hier schimmert ein gewisses Geschick und eine große Gewandtheit in den Formulierungen durch das Dickicht der Zitate hindurch. Vergleicht man Schwedlers Diktion mit der Sprache und Gedankenführung zeitgenössischer Erbauungsschriften, so möchte man eine auf die Nieder-Wiesaer Bauerngemeinde zugeschnittene holzschnittartige Vereinfachung und Verdeutlichung in Sprache und Gedankenführung erkennen.

14. Kritik am kirchlichen Leben, wie sie in der zeitgenössischen Leichenpredigt sowohl bei Pietisten wie bei Vertretern der Orthodoxie üblich ist, fehlt bei Schwedler völlig. Wahrscheinlich hat ihm die kirchliche Lage hart an der Grenze eines unter dem Druck der Gegenreformation leidenden Landes keinen Anlaß zu solcher Kritik gegeben. Auch von der sonst in der Leichenpredigt üblichen Polemik zwischen Pietisten und Vertretern der Orthodoxie wird nichts laut. Schwedler ist so sehr von seiner spezifischen Aufgabe als Seelsorger in Anspruch genommen, daß er sich an ihr nicht beteiligt.

15. In mehreren Passagen sucht Schwedler das Selbstbewußtsein seiner unter dem Druck der Gegenreformation leidenden Zuhörer zu stärken. Die Verbundenheit des Predigers mit seiner Gemeinde findet hier ihren Niederschlag. Man darf davon ausgehen, daß die Mehrheit der Kirchgänger in Nieder-Wiesa aus den Gebieten östlich des Queis kommt, wo die Gegenreformation sich frei entfalten kann.

16. Aus demselben Grunde sieht sich der Prediger zu wiederholten Auseinandersetzungen mit der römisch-katholischen Kirche veranlaßt. Seine Angriffe auf die römisch-katholische Lehre vom Papsttum, vom Meßopfer, vom Fegefeuer, von der Transsubstantiation im Abendmahl sind immer sachlich, maßvoll und korrekt, seine Argumente werden bis in die Gegenwart benutzt.

17. Die Notwendigkeit der Kindertaufe wird wohl auch deshalb ausdrücklich biblisch begründet, weil das Gebiet einmal ein Sammelbecken von Wiedertäufern und Schwärmern war und vielleicht noch ist.

²¹⁾ Büchner a. a. O. S. 196 f.

18. Schwedler ist bemüht, die lutherische Rechtfertigungslehre korrekt vorzutragen. Weil das aber in der Hauptsache nur durch eine Anhäufung von Bibelziten geschieht, wirkt alles doch ziemlich formelhaft. Es sind nicht mehr selbsterrungene Glaubenssätze, was jene Generation zum Thema Rechtfertigung zu sagen hat, sondern festgehaltene und nachgesprochene Wahrheiten. Auch ein Zug zur Gesetzmäßigkeit wird erkennbar. Von Auferstehung und ewigem Leben wird auffallend kurz gehandelt. Vielleicht stand mehr darüber in dem Manuskript, das der Postillon verloren hat. Wenn der Prediger den Angehörigen Hoffnung auf ein Wiedersehen macht, geht er über das hinaus, was biblisch begründbar ist.

19. Die Lehre von der Verbalinspiration wird in der damals üblichen Weise vorgetragen. Daß sie lediglich für die in hebräischer, chaldäischer und griechischer Sprache verfaßten kanonischen Bücher, nicht aber für die Apokryphen gilt, wird ausdrücklich vermerkt. „In dem durch die Inspirationslehre getragenen Verständnis der Bibel als dem in sich einheitlichen und gewissen, uns schlechthin verbindenden Gottesbuch, ebenso in dem Fehlen jeder im eigentlichen Sinne historischen Fragestellung, sind Orthodoxie und Pietismus sich eins. Francke und die hallischen Theologen wetteifern hier mit den Orthodoxen an Blindheit und Verständnislosigkeit“²²). Wie das im Pietismus üblich wurde, fällt bei Schwedler die für das reformationische Bibelverständnis maßgebende Unterscheidung zwischen Gesetz und Evangelium dahin, die bei jedem biblischen Spruch anzuwenden war²³). Andererseits zitiert er unbefangen und in erheblichem Umfange das Alte Testament, das für den Pietismus nur eine Hilfslinie bedeutet²⁴).

20. Indem Schwedler mit großem Nachdruck einen regelmäßigen persönlichen, privaten Umgang mit der Bibel fordert, entspricht er dem Vorschlag, den Spener in seinen *Pia desideria* an erster Stelle zur Erneuerung von Frömmigkeit und Kirche machte. Die häusliche Bibellektüre war zudem für das Durchhalten in den Gemeinden unter dem Druck der Gegenreformation von größter Bedeutung. Es taucht in Schwedlers Predigt auch eine Wendung auf, die auf die Spenerschen *Collegia pietatis* zu deuten sein dürfte.

21. Es fällt auf, daß Schwedler ausgerechnet die beiden Lieder von der Gemeinde anstimmen läßt bzw. zitiert die der spätere Pietismus als

²²) Emanuel Hirsch, *Geschichte der neuern evangelischen Theologie*, Gütersloh 1960 Band II S. 169.

²³) Schmidt a. a. O. S. XVI.

²⁴) Schmidt ebendort

Bollwerke der Orthodoxie unter allerlei Vorwänden beiseite geschoben hat. Es sind die Lieder „Durch Adams Fall ist ganz verderbt“ von Lazarus Spengler und „Es ist das Heil uns kommen her“ von Paul Speratus.

22. In die Nähe des Pietismus gerät Schwedler auch durch die Betonung des Gelübdes in der „Zuschrift“, gelegentlich auch durch die Wertung der Bekehrung.

23. In Schwedlers Bibliothek standen zweifellos die „Geistlichen Erquickstunden“, die der Rostocker Theologe Heinrich Müller in den Jahren 1664–1665 drucken ließ. Schwedler zitiert dieses Buch zweimal. Heinrich Müller gilt als führender Vertreter der Reformorthodoxie. Mit einem deutlichen Anklang auf Johann Schefflers „Heilige Seelenlust“ veröffentlichte er eine „Geistliche Seelenmusik“, in die er viele Gedichte Schefflers aufnahm. In einem Brief an Spener schrieb er einmal: „Wir heilen Babel; ach daß es sich nur wollte heilen lassen!“²⁵⁾

24. Schwedler ist – zumal als engagierter Buß- und Erweckungsprediger – am Gegensatz zwischen Orthodoxie und Pietismus nicht interessiert. Ähnliches könnte für andere schlesische Prediger am Rande der Gegenreformation gelten; die Grenze zwischen Orthodoxie und Pietismus dürfte dort eine fließende Grenze gewesen sein.

25. Der Angriff des Pietismus auf die Predigt der Orthodoxie begann mit der Veröffentlichung homiletischer Kampfschriften durch den streitbaren Pietisten Joachim Lange in den Jahren 1700 und 1707. Martin Schian urteilt, in dieser Zeit habe „die Beseitigung der unfruchtbaren orthodoxen Predigt“ begonnen, die damals „einen äußersten Tiefstand“ erreicht hatte²⁶⁾. Auf Schwedlers Leichenpredigt ist dieses Urteil über die orthodoxe Predigt nicht anwendbar.

Casparinis Sohn Adam Horatio Casparini hat später als evangelischer Christ in Breslau gelebt. Er baute in Schlesien Orgelwerke in Breslau-St. Bernhardin, St. Christophori und Elftausend Jungfrauen, in der Görlitzer Dreifaltigkeitskirche, in Wohrlau, in Groß-Weigelsdorf, in Pangau und in Löwen, dazu im Breslauer Dom, in der Klosterkirche zu Wahlstatt, in St. Adalbert zu Breslau, in der Dominikanerkirche zu Glogau und schließlich außerhalb Schlesiens u. a. in der Basilika zu Czenstochau, in Leipzig und in Lissa. Wenn auch sein Charakterbild in der Geschichte schwankt, so „war er doch als Orgelbauer seines Vaters nicht unwürdig“²⁷⁾.

Arno Büchner

²⁵⁾ Eduard Emil Koch a. a. O. S. 70.

²⁶⁾ Martin Schian, Orthodoxie und Pietismus im Kampf um die Predigt, Gießen 1912, S. 166 und 33.

²⁷⁾ Burgemeister a. a. O. S. 143.

Von der Aufklärung zur Erweckung — die theologische Entwicklung Gottlieb Ringeltaubes

In den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens war Gottlieb Ringeltaube (1732–1824) ein Mann der Erweckung. Bewußt und unbeirrt hat er als Generalsuperintendent von Pommern und als Mitglied des Direktoriums der Bibelgesellschaft in Stettin alles getan, um die Herrschaft der Aufklärungstheologie zu brechen und eine Erneuerung in Kirche und Pfarrerschaft herbeizuführen. Der Nachruf des Stettiner Konsistoriums bei seinem Tode hebt diesen Willen zur Erneuerung eindrucksvoll hervor ¹⁾. Als einen Erweckungstheologen zeichnet ihn auch das Buch eines anonymen Verehrers, das ein Jahr nach seinem Tode in Berlin erschien ²⁾. Auch seine in Familienbesitz erhaltenen Briefe ³⁾ aus den Jahren 1804–1814 zeigen ihn so.

Diese theologische Einstellung hat Ringeltaube aber nicht immer gehabt. Zu einem Vorläufer und Wegbereiter der Erweckungsbewegung ist er erst geworden. Ursprünglich war er Aufklärungstheologe. Die Frage ist, — warum hat er diese Entwicklung von der Aufklärung zur Erweckung genommen?

Diese Frage ist über die Person Ringeltaubes hinaus insofern von exemplarischer Bedeutung, als wir in dieser Zeit auch an anderen Pfarrern beobachten können, daß sie eine derartige Wende vollziehen, ohne daß uns aber ihre Motive bekannt wären ⁴⁾. Die Grundfrage, die an sie alle zu richten wäre, ist, warum sie nicht weiter an der Theologie der Aufklärung festhalten. Da wir von den meisten Pfarrern, die diese Wende

¹⁾ „Glaube, Hoffnung, Liebe, in Erinnerung aus dem Leben des verewigten General-Superintendenten von Pommern, Gottlieb Ringeltaube, größthenteils mit dessen eigenen Worten“. Berlin 1825 S. 180.

²⁾ siehe Anmerkung 1.

³⁾ Bei Frau Marie-Luise Habermann geb. Redepenning in Göttingen-Herberhausen, Am Teichgraben 13.

⁴⁾ So schreibt Johannes Grünewald in einem Brief an den Verf.: „Die Loslösung vom Rationalismus und Hinwendung zur Erweckung läßt sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts bei zahlreichen schlesischen Pfarrern erkennen, ohne ihre Beweggründe zu kennen“.

zum Pietismus vollzogen haben, keine literarischen Zeugnisse haben, richtet sich das Interesse besonders auf die, deren Leben wir etwas genauer einsehen können. Dazu gehört auch Ringeltaube. Dabei werden wir freilich auch an ihm sehen, daß er uns gerade für diese Wende selbst keine sichere Antwort an die Hand gibt. Er hat direkt nie über sie gesprochen und wir bleiben auch bei ihm auf Vermutungen angewiesen. Aber es läßt sich doch durch die Beobachtung seines Lebens und seines Entwicklungsganges so viel sehen, daß eine Erklärung, die dann auch für andere Zeitgenossen ihre Gültigkeit haben kann, möglich wird.

Die Untersuchung wird darin bestehen müssen, zunächst die drei Phasen im Leben Ringeltaubes zu charakterisieren, die für uns heute literarisch faßbar sind. Von da aus sollen dann noch einmal unsere Fragen an ihn formuliert werden. Diese drei Phasen sind:

I. Ringeltaube unter dem Einfluß der Aufklärungstheologie.

II. Seine Stellung während des Warschauer Kirchenstreites.

III. Sein Rückgriff auf die pietistischen Väter.

Zuvor sollen noch die wichtigsten Lebensdaten dieses Mannes genannt werden: Er stammt aus einer alten, ursprünglich schlesischen Pastorenfamilie. Sein Vater, der Pastor Sylvius Wilhelm Ringeltaube (1698–1772), hatte seine erste Pfarrstelle aber in Grembotschin bei Thorn. Dort wurde Gottlieb Ringeltaube am 24. April 1732 geboren. Der Vater ging später wieder nach Schlesien zurück und wurde Pastor in Fürsten-Ellguth und Superintendent des Kirchenkreises Oels. Als Gottlieb 14 Jahre alt war, gaben ihn die Eltern auf das Elisabethgymnasium in Breslau. Etwa zwei Jahre später wurde er in das Haus der Breslauer Patrizierwitwe Anna Katharina Garve als Erzieher ihres Sohnes, des späteren Philosophen Christian Garve (1742–1798), aufgenommen. Ostern 1754 bis Michaelis 1757 Studium der Theologie in Halle. Unter seinen Lehrern beeindruckte und förderte ihn besonders Siegmund Jacob Baumgarten (1706–1757). Auf das Studium folgen weitere Jahre als Erzieher im Hause Garve in Breslau. 1762 begleitet Ringeltaube den jungen Garve auf die Universität Frankfurt/Oder, anschließend nach Halle und Leipzig. 1765 bis 1777 Pastor in Scheidelwitz mit Michelwitz bei Brieg. 1769 Verheiratung mit Johanna Theodora Plackwitz verwitwete Bartnick (1736–1814). 1777 bis 1785 erster Pastor und Konsistorialrat an der lutherischen Gemeinde augsburgischen Bekenntnisses in Warschau. 1786 bis 1792 Superintendent, Konsistorialrat und Hofprediger in Oels. 1792 bis 1824 Generalsuperintendent von Pommern und Konsistorialrat in Stettin. 1819 Ehrendoktor von Greifswald. 25. Mai 1824 sein Tod in Stettin.

I. Die frühesten persönlichen Zeugnisse von Ringeltaubes Geisteshaltung sind Auszüge aus Briefen, die er während seiner Zeit als Begleiter Christian Garves von Frankfurt aus in den Jahren 1762 und 1763 an

dessen Mutter nach Breslau geschrieben ⁵⁾ hat. Die Originale selbst sind heute verloren ⁶⁾. Diese Auszüge sind insofern bedeutsam, als sich aus ihnen herauslesen läßt, daß sich Ringeltaube zu diesem Zeitpunkt in grundsätzlicher Übereinstimmung mit der herrschenden, Wolffisch geprägten Theologie und Frömmigkeit der Aufklärung, wie sie auch in Frankfurt vertreten wurde, befand. Nirgends läßt sich eine Ablehnung oder auch nur eine kritische Distanzierung gegenüber dieser allgemeinen aufgeklärten Grundhaltung beobachten. Im Gegenteil, der Professor Simonetti, ein älterer Herr, der in seinen Predigten und Vorlesungen noch einige orthodoxe Reste zu Ansehen bringen möchte, verfällt nicht nur wegen seiner polternden und undisziplinierten Art, sondern auch wegen dieser seiner im wesentlichen pessimistischen Orthodoxie dem Spott der beiden jungen Breslauer ⁷⁾. Sehr viel mehr und präziseres wird man aus diesen Auszügen jedoch nicht herauslesen können. Das Entscheidende ist hier das Atmosphärische. Die Auswahl Posecks ist nämlich nicht von theologischen sondern von familiengeschichtlichen Gesichtspunkten bestimmt. Darum stehen wirtschaftliche, familiäre, auch politische Probleme in den Zitierungen im Vordergrund; auch Berichte über den äußeren Fortgang des Studiums. Aber aus allem, was sich einsehen läßt, kann doch der Schluß gezogen werden, daß Ringeltaube damals mit dem herrschenden Wissenschaftsbetrieb an der Universität und mit der herrschenden aufgeklärten Geisteshaltung in keinerlei Spannung gestanden hat.

Dafür spricht auch der Einfluß, den er auf Garve ausübte, und die Freundschaft, die ihn mit diesem bis zu dessen Tode verband. Es ist offensichtlich, daß es weithin der gleiche Geist war, der sie beide bestimmte. Ringeltaube war dabei nicht nur als der Ältere der Zurückhaltendere; er war auch von seinem Wesen her besonnener, tiefer angelegt, Garve der Schnellere, mehr nach aussen gerichtet. Er war dann das, was man einen aufgeklärten Popularphilosophen nennen könnte ⁸⁾. Von Gellert geschätzt, durch vielseitige Veröffentlichungen rasch

⁵⁾ Sie finden sich bei Ernst Poseck: „Alte Ohle. Die Geschichte eines Hauses und seiner Bewohner“. Berlin 1941. Hier hat die 4. Aufl. (o. J.) vorgelegen. In diesem Buch ist sehr ausführlich über Ringeltaubes Vertrauensstellung und Erzieherfähigkeit im Hause Garve berichtet bis zu dem Zeitpunkt, wo er sich langsam zur Übernahme seiner ersten Pfarrstelle rüstet. Besonders wichtig sind S. 379 ff. und S. 465–567.

⁶⁾ Früher mit dem gesamten Nachlaß Garve in der Stadtbibliothek Breslau.

⁷⁾ „Alte Ohle...“ a. a. O. S. 494–497.

⁸⁾ Diese Charakterisierung scheint mir zutreffend, obwohl sie von Kurt Wölfel abgelehnt wird. Wölfel, der einen Artikel über Garve für die „Neue Deutsche Biographie“ Berlin 1964 S. 77 f. geschrieben hat, möchte ihm statt dessen lieber die Bezeichnung „Essayist“ geben. Ich fürchte aber, daß man sich darunter nicht viel vorstellen kann.

bekannt geworden, wurde er auch von Friedrich dem Großen beachtet, tat sich aber auch als kluger Rezensent Lessings und Herders hervor. Die kritische Philosophie Kants lehnte er ab. Auf die Bedeutung, die Ringeltaube für das Leben und die Entwicklung Garves hatte, ist dann besonders von Heinrich Doering hingewiesen worden. Er schreibt: „Diesem vielseitig gebildeten und würdigen Manne, der 13 Jahre hindurch sein Führer war, verdankt Garve, nach seinem eignen Geständniß, den größten Teil seiner intellektuellen und sittlichen Ausbildung. Zu Scheidelwitz bei Brieg, wo Ringeltaube später Prediger geworden war, brachte Garve zuweilen einige Wochen zu. „Ich verehere ihn als meinen Lehrer“, schrieb er im Jahre 1767, „und ich liebe ihn als meinen Freund und Bruder. Hochachtung und Dankbarkeit sind gewiß die festesten Bande, die die Natur hat, zwei nicht ganz unedle Seelen miteinander zu verbinden““⁹⁾).

Als Zeugnisse aus Ringeltaubes aufklärerischer Lebensphase müssen aber vor allem die beiden Predigten gelten, die er im Zusammenhang mit der Erbauung der lutherischen Kirche in Warschau gehalten hat. Im Unterschied zu anderen von ihm veröffentlichten Predigten¹⁰⁾, sind sie heute noch zugänglich. Es handelt sich einmal um die Predigt anläßlich der Grundeinstellung dieser Kirche am 4. Mai 1778¹¹⁾ und zum anderen um die Predigt und das ebenfalls von ihm verfaßte, sehr umfangreiche Gebet bei der Einweihung am 30. Dezember 1781¹²⁾. Die Weihepredigt ist die theologisch bedeutsamere. Sie soll darum hier etwas genauer dargestellt werden.

Ihr Text sind die Verse 1. Kor. 3, 16 und 17. Ihr Grundgedanke ist, daß es nicht allein darauf ankommen kann, Gott steinerne Tempel und Häuser zu erbauen. So wichtig sie sind; wichtiger noch ist, die geistliche Auferbauung der Gemeinde. Sie ist der eigentliche Tempel Gottes, das heißt der Ort in der Welt, wo der Geist Gottes wohnt und herrscht. Das

⁹⁾ „Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste“. Neudruck Graz – Austria 1972./S. 90–121. Zitat dort S. 91.

¹⁰⁾ Nach Jöchers „Gelehrten-Lexikon“ hat Ringeltaube noch fünf weitere Predigten, alle aus besonderen Anlässen gehalten, veröffentlicht; – zum Teil im „Handbuch für angehende Prediger“, das in Frankfurt/Oder herausgegeben wurde. Es war aber nicht möglich, sie zu erhalten. Für die Kenntnis von Ringeltaubes Predigtweise dürften die beiden oben genannten Predigten durchaus ausreichen.

¹¹⁾ Erneut abgedruckt und kommentiert von Brummack in: „Evangelisches Kirchenblatt. Monatsschrift für evangelisches Leben in Polen“. Jahrgang 5. Posen Juli 1927 S. 251–255.

¹²⁾ Leopold von Otto: „Beitrag zur Geschichte der evangelisch-augsburgischen Gemeinde zu Warschau in den Jahren 1650–1781. Nach den ältesten Quellen zusammengestellt“. Warschau 1882 S. 231–249.

Thema der Predigt heißt darum: „Die Christen sind eigentlich der Tempel Gottes“. Dabei geht Ringeltaube davon aus, daß es das Ziel des himmlischen Vaters ist, seine Kinder, die Menschen, zu Tempeln und Stätten seines Geistes zu machen, – was meint, sie ihrer religiös-sittlichen Vollkommenheit und damit ihrer eigentlichen, in ihrer Natur angelegten Bestimmung entgegenzuführen. Um dieses Zieles willen hat Gott seinen Sohn gesandt; dazu hat dieser seine Jünger zu Lehrern der Völker gebildet. Es sind die besten Lehren, die sie verbreiten, und sie sind die besten Lehrer, die man sich denken kann: „Ausser den Lehrern, die Jesus, unser Herr, selbst gebildet hat, habe ich keine anderen kennen gelernt, die auf eine so edle Art den Menschen behandeln, und die menschliche Natur zu verbessern und zu erhöhen so herzlich beflissen sind“¹³⁾.

Weil Gott aber so hohe Absichten mit seinen Kindern verfolgt und sie seiner Zuwendung und des Beistandes seines Geistes bei ihrer Vervollkommnung in einer so außerordentlichen Weise würdigt, muß der Christ sowohl Gottes Güte stets preisen und loben, als auch zugleich sich selbst mit einem gewissen Wohlgefallen betrachten und das Gefühl einer besonderen menschlichen Würde entwickeln: „Die Bestimmung zu großen Zwecken und das Bewußtsein großer Absichten, die unschädlich und reich an Folgen sind, ist das, was Würde hervorbringt... das Christentum weiht uns zu lauter großen Bestimmungen. Vollkommen zu sein, wie unser Vater im Himmel ist, Matth. 5, 48; und die Lüste des Fleisches durch den Geist zu töten, Röm. 8, 13; Gott zu dienen unter unsrem Geschlecht, oder unsre Zeitgenossen zu beglücken, Apgesch. 13, 36; und für die Ewigkeit hier unsre Aussaat zu bestellen, Gal. 6, 7; oder Handlungen, die reich an unendlich guten Folgen sind, auszuüben, – das ist doch wahrhaftig etwas Großes, und das ist der Beruf der Christen. Lächle, fromme Mutter, dem Säuglinge auf deinem Schoß! Du hast ihn zu solchen großen Dingen geboren! Freue dich, Vater, des Knaben, der an deiner Hand hüpfend daher geht! Er wird dir gedeihen, und dort in jenem Leben wird er dir noch danken, daß du ihm Führer zu solcher ewiger Glückseligkeit warst! Ihr guten Zeitgenossen, ihr bleibt ewig miteinander verbunden, und dieser Friede, den ihr durch Redlichkeit, Treue, Liebe und Dienstfertigkeit hier gründet, ist der wahre, ewige Friede! Alle Arbeiten der Gottseligkeit sind reiner, großer Gewinn, ein Schatz für die Ewigkeit. Was kann wohl reicher an guten Folgen sein, als sie? Ich bin weit entfernt, denen alle Würde abzusprechen, die nicht Christen sind. Dennoch ist es sichtbar und unwidersprechlich, daß die große Anzahl von ihnen ohne edle Zwecke lebt, sich selbst zum Mittelpunkt aller

¹³⁾ ebenda S. 240

Bestrebungen in der Welt gesetzt wissen will und jenseits des Grabes keine Hoffnung kennt. Ihr ganzes Dasein schränkt sich auf eine Handvoll Jahre ein, und ihre Seele klebt am Staube. Dadurch entehren sich unstreitig Männer eben so sehr wie Jünglinge sich entehren und verderben, die nie einen Blick über die Jahre der Jugend hinaus getan haben und keine andere Sorge sich zu Herzen gehen ließen als die, wie sie hier in Freuden schwimmen möchten. Wenn die Jugendjahre vorüber sind, wissen sie nichts, als was sie in der Schule des lustigen Lebens getrieben haben; sind sie der Spott ihrer Nachfolger, die sich ihrer Stellen bemächtigen, und die Schande des männlichen Alters, – unfruchtbare Bäume! Edle Einfalt ist auch eine schätzbare Vollkommenheit, eine Zierde des Tempels, darin die Gottheit zu wohnen beschlossen hat“¹⁴⁾.

Daß der Mensch ein Tempel Gottes werde, – diesem Zweck gilt nicht nur die Sendung des Sohnes und die Stiftung der christlichen Religion. Diesem Zweck gelten auch die Warnungen Gottes, die er denen zuruft, die seine Gebote nicht achten und sich von Leichtsinn, Ausschweifungen, Flüchtigkeiten bestimmen lassen und darüber ihre Würde verlieren. Diesem Zweck gelten auch die Verheißungen, die seinen Schutz und seine Gnade denen versprechen, die sich in ihrem Willen ihm fügen und sich von ihm leiten lassen. Diesem Zweck gilt auch das Hören und Bedenken des Wortes: „Wollten wir es nicht achten und unsre Augen davon abkehren und sein heiliges Wort nicht gebrauchen zu unsrer Lehre, zu unsrer Besserung, so würden wir ein Spiel des Betruges“¹⁵⁾. Diesem Zweck gilt auch das Wachhalten der ewigen Hoffnungen: „Wir müssen uns oft und unablässig mit der Hoffnung der Ewigkeit und Unsterblichkeit und des gewissen, seligen Überganges in das herrliche Reich Jesu Christi erheitern und mit solchen Wünschen unsre Herzen heiligen. Alsdann wird der Bau gewiß seiner Vollendung entgegenwachsen; und braucht manches Stück desselben viel Zeit, kostet es uns viel Schweiß, Seufzer und Thränen, so wird der Gott aller Geduld und alles Trostes mit uns sein und uns nicht verlassen“¹⁶⁾.

Zusammenfassend heißt es dann: „Wer diese Pflichten verachtet, der verdirbt den Tempel Gottes. Bedenkt was das auf sich hat! Den Tempel Gottes verderben, das heißt Seelen verderben; die Arbeit des Allerhöchsten und seine Lust zerstören und zu Grunde richten“¹⁷⁾. Wenn die Menschen sich aber dem Wirken des Geistes Gottes unterwerfen und

¹⁴⁾ ebenda S. 242–243

¹⁵⁾ ebenda S. 246

¹⁶⁾ ebenda S. 247 f.

¹⁷⁾ ebenda S. 248

darein einwilligen, daß er an den Herzen arbeitet, dann wird die Gemeinde innerlich zu einem Tempel Gottes gebildet und geprägt. Und dann hat auch der äußere Bau und die Einweihung des Gotteshauses einen Sinn gehabt.

Das typisch Aufklärerische an dieser Predigt zeigt sich schon darin, daß die Hörer eigentlich nicht angeredet werden. Vor ihnen wird ein Thema abgehandelt. Sie sind „Andächtige Zuhörer!“ eines Vortrages¹⁸⁾, in dem ihnen „eine erhabene, reine Lehre des Christenthums“ dargestellt werden soll¹⁹⁾, tatsächlich aber weithin eine theologische Philosophie vorgetragen wird, – eben die durch die Wolffsche Philosophie bestimmte Theologie und Weltanschauung der Aufklärung. Die Begriffe Vollkommenheit und Unsterblichkeit, die Rede von den Pflichten, die Betonung der Besserung, überhaupt der Moral, aber des Bewußtseins der Menschenwürde zeigen das besonders deutlich an. Sie weisen hin auf das für die gesamte Aufklärung so bezeichnende teleologisch-pädagogisch-moralische Verständnis der Bibel: Gott als der gütige Vater und weise Erzieher führt die Menschheit durch Christus, Wort und Geist zur Vollkommenheit. Er vollendet mit den Gnadenmitteln und durch den Beistand der Religion die Anlagen der Natur und macht den Menschen dadurch tugendhaft und brauchbar für dieses, aber auch würdig und reif für das jenseitige Leben. Das irdische Leben ist der Anfang des ewigen Lebens. Kraft der Unsterblichkeit reicht es in seinen Folgerungen und Wirkungen bis in die Ewigkeit hinüber.

Diese philosophisch-theologische Ansicht von Gott und Leben trägt Ringeltaube in dem Ton und Stil vor, in dem sie in der Aufklärung immer vorgetragen worden ist: Verstandesmäßig erwärmt, klar, aber unpersönlich. Vielleicht ist es von daher auch kein Zufall, daß er in den offiziellen Verlautbarungen, also etwa den Protokollen der Sitzungen des Warschauer Gemeinde-Kirchenvorstandes, häufig als „der erste Lehrer“ der Gemeinde bezeichnet wird²⁰⁾. Das ist sicher nicht in jedem Falle tiefer reflektiert und eine damals durchaus gängige Bezeichnung, aber es zeigt andererseits doch auch, wie seine, wie die aufgeklärten Predigten allgemein angesehen wurden, eben als Belehrungen. Das lag auch tatsächlich in ihrer Intention. Mittels der Wirkung auf den Verstand und das religiös-sittliche Bewußtsein wollten diese Prediger in ihren Predigten die Hörer aufklären, erziehen, bilden, bessern und in diesem

¹⁸⁾ ebenda S. 237

¹⁹⁾ ebenda S. 239 – besonders herausgehoben an der Übergangsstelle von der Einleitung zur Durchführung der Predigt.

²⁰⁾ So etwa ebd. S. 92; 104; 118; 126; 127; 130; 189; 194 ff. u. ö.

Sinne dann auch erbauen. Insofern war das Moment der Belehrung grundsätzlich in ihnen angelegt. Und darum war es dann auch folgerichtig, die Prediger als Lehrer ihrer Gemeinden zu bezeichnen.

So unpersönlich Ringeltaube gepredigt hat, hat er auch gebetet. Wenn man sich etwa die Anrufungen Gottes in den beiden Predigten und im Weihegebet näher ansieht, dann merkt man das ganz deutlich. Auch hier dominiert der Verstand. Herz und Gemüt, aber auch ein tieferes, auch erschrockenes Berührtsein durch Gott treten zurück. Diese Gebete sind gedacht, als repräsentative Demonstrationen konstruiert, im Stil einer Dankadresse feierlich in den Himmel gesandt. In ihrer Wortfülle wirken sie auf weiten Strecken überladen, bar der schlicht-frommen Unmittelbarkeit, die auch in öffentlichen Gebeten ihren Ausdruck finden muß²¹⁾.

Der Geist der Aufklärung zeigt sich schließlich auch in dem wissenschaftlichen Hauptwerk Ringeltaubes, dem Psalmenkommentar von 1790. Von den beiden Büchern, die er im Laufe seines Lebens in den Druck gegeben hat, ist allein dieses heute noch zugänglich²²⁾. Der Titel zeigt, daß das Werk offensichtlich umfassender geplant war: „Übersetzung der Psalmen mit beständiger Rücksicht auf ihre Einheit und die verwandten morgenländischen Sprachen – Erster Teil, welcher den Ersten bis Fünfzigsten Psalm enthält“²³⁾. Warum es nicht fortgesetzt worden ist, ließ sich nicht mehr feststellen.

Auf eine inhaltlich-theologische Kommentierung der Psalmen ist in diesem Werk verzichtet. Sein Ziel ist ausschließlich die Herstellung eines einwandfreien deutschen Textes: „Eine richtige und genaue Übersetzung der Psalmen, die man für das Original selbst nehmen könnte, zu liefern, war mein Wunsch und mein eifrigstes Bestreben“²⁴⁾. Es wird angegangen

²¹⁾ So heißt es etwa in der Aufforderung zum Gebet: „Himmlisches Feuer brennt jetzt in Euren Herzen, von Dem selbst angezündet, zu welchem unsere Gebete in den Himmel aufsteigen sollen“. ebd. S. 232. Oder es heißt im Gebet selbst: „Herr, der Du mehr giebst, als wir bitten und verstehen, in tiefster Ehrfurcht, mit zitterndem Herzen beten wir heute vor Dir an. Umsonst suchen wir Worte, Dich würdig dafür zu preisen“. ebd. S. 233. Neben biblischen und gebräuchlichen Anreden stehen dann aber auch solche wie: „O Allwissender,“ ebd. S. 236 oder „O Allmächtiger“ ebd. S. 234; „Allergütigstes Wesen“ oder „Allgütigstes Wesen“ in: „Evangel. Kirchenblatt...für Polen“, a. a. O. S. 255.

²²⁾ Bei dem anderen Buch handelt es sich um: „Thomas Bullock's Predigten über die Beweise, mit denen Christus und seine Apostel die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion vertheidigten. Aus dem Englischen übersetzt“. Breslau 1777. Es ist heute verschollen.

²³⁾ Erscheinungsort ist Leipzig.

²⁴⁾ ebenda „Vorbericht“ S. XI

einerseits auf dem Wege einer sehr umfangreichen Vergleichung des hebräischen Textes mit den verwandten orientalischen Sprachen und Dialekten und andererseits mit Hilfe der Textkritik nach dem Grundsatz, daß jeder Psalm als eine geschlossene Einheit geschaffen ist und darum auch als Einheit heute vorstellbar sein muß. Insofern nähert sich Ringeltaube seinem Ziel, indem er sich bemüht, „über grammatischer Genauigkeit und über der Einheit in jedem Psalm zu halten“²⁵⁾. Als ein Nebenprodukt seiner Bemühungen kann dabei gelten, daß sich ihm der masoretische Text als im allgemeinen zuverlässiger und besser bezeugt dargestellt, als von manchen Gelehrten damals angenommen wird²⁶⁾.

Wichtiger noch als diese Arbeit an den Texten und ihr Ergebnis selbst ist aber in unserem Zusammenhang der Geist, in dem dieses Werk abgefaßt ist. Es ist der Geist der Aufklärung, – ganz deutlich greifbar in dem, was Ringeltaube grundsätzlich über die Psalmen sagt: Sie sind ein „Denkmal der huldreichsten Bildung des menschlichen Geschlechts zur wahren Tugend und höchsten Glückseligkeit“²⁷⁾. Das heißt, daß Ringeltaube auch zum Zeitpunkt der Abfassung dieses philologischen Psalmenkommentars dieselbe theologische Grundanschauung hat, die uns auch bisher bei ihm begegnet ist.

II. Der zweite große Abschnitt im Leben Ringeltaubes, der für uns literarisch faßbar ist, ist seine Warschauer Zeit. Wir kennen die Situation und die Haltung Ringeltaubes in ihr im wesentlichen aus der Sicht anderer. Es ist aber auch ein Brief von ihm selbst an seinen Sohn Ernst vorhanden, in dem er aus großem zeitlichem Abstand auf diese Jahre zurückblickt²⁸⁾. Das besondere an diesem Warschauer Lebensabschnitt ist dabei darin zu sehen, daß es für ihn selbst, aber auch für seine Frau, sehr schwere, leidvolle Jahre gewesen sind, die schwersten Jahre seines Lebens überhaupt. Sein Biograph nennt „die Verwaltung seines Warschauer Amtes die unruhigste und prüfungsvollste Zeit seines langen Lebens“²⁹⁾. Und Theodor Wotschke spricht davon, daß Ringeltaube „seit 1777 in dem brodelnden Hexenkessel stand, den damals die

²⁵⁾ ebenda S. 543

²⁶⁾ „Der masoretische Text ist demnach ein mit kritischer Sorgfalt und Genauigkeit von Sprach- und Sachverständigen bearbeiteter sehr alter Text, der zwar durch Abschreiben hier und da gelitten hat, aber doch augenscheinlich so beschaffen ist, daß man in Ansehung des Ganzen mit ihm zufrieden zu seyn alle Ursache hat.“ ebenda S. 541.

²⁷⁾ ebenda „Vorbericht“ S. XX

²⁸⁾ „Glaube, Hoffnung, Liebe...“ a. a. O. S. 19–26

²⁹⁾ ebenda S. 19

lutherische Gemeinde der polnischen Hauptstadt bildete“³⁰⁾). Daß diese Äußerungen nicht übertrieben sind, zeigt ein Blick auf die Literatur³¹⁾. Sie ist so umfangreich, daß es keinen Sinn geben würde, sie hier vollständig zu referieren. Die beiden Arbeiten, die die Warschauer Kämpfe am getreuesten aufgrund der Akten und Protokolle darstellen, sind aber die Untersuchungen von Leopold von Otto und Th. Wotschke. Auf sie muß besonders hingewiesen werden. Gerade sie zeigen, daß es bei diesen Kämpfen nicht nur um persönliche Unstimmigkeiten und kleinliche Querelen gegangen ist. Diese haben eine Rolle gespielt und können gar nicht geleugnet werden. Sie werden aber verständlicher, wenn man sich klar macht, daß hinter diesen Auseinandersetzungen grundsätzliche Fragen standen; Probleme, mit denen die Parteien auch überfordert waren.

Um zu verstehen, welche schwierige Position Ringeltaube in diesen Kämpfen eingenommen hat, wird es gut sein, die Sachfragen, um die es eigentlich gegangen ist, kurz darzustellen. Als Kern der ganzen Auseinandersetzung ist die Tatsache anzusehen, daß für die deutschen evangelischen Gemeinden im Königreich Polen seit 1768 nach fast 200jähriger Unterdrückung die Religionsfreiheit wirksam geworden war, die es ihnen gestattete, sich zusammenzuschließen und sich eine eigene kirchliche Gesamtordnung zu geben. Sehr entscheidende Schwierigkeiten bei diesen Bestrebungen um ein einheitliches evangelisches Kirchenrecht gingen dabei von Anfang an vom Kirchenvorstand der Warschauer lutherischen Gemeinde aus. Denn dieser aus wohlhabenden und selbstbewußten Bürgern bestehende Vorstand verlangte eine nahezu uneingeschränkte Autonomie für die Einzelgemeinde. Damit waren alle weiteren Konflikte vorprogrammiert. Nach drei Seiten traten sie, ganz folgerichtig, in Erscheinung.

³⁰⁾ Th. Wotschke: „Aus Gottlieb Ringeltaubes Lebenserinnerungen“. S. 149. Ort und Jahr dieses Aufsatzes sind leider nicht feststellbar gewesen. Er wurde mir freundlich als Sonderdruck ohne Deckblatt von Herrn Pfarrer Johannes Grünwald in Selters zur Verfügung gestellt.

³¹⁾ Anton Friedrich Büsching: „Neueste Geschichte der Evangelischen beider Konfessionen im Königreich Polen und Großherzogtum Litauen von 1768 bis 1783“. Halle 1784. — Leopold von Otto: „Beitrag zur Geschichte der evangelisch-augsburgischen Gemeinde zu Warschau in den Jahren 1650–1781. Nach den ältesten Quellen zusammengestellt“. Warschau 1882. Theodor Wotschke: „Der Aufbau der großpolnischen lutherischen Kirche nach erlangter Religionsfreiheit“. In: Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen Heft 27 Posen 1934 S. 1–90. Eduard Kneifel: „Geschichte der evangelisch-augsburgischen Kirche in Polen“. Selbstverlag des Verf. 1964. Ders.: „Die Pastoren der evangelisch-augsburgischen Kirche in Polen“. Selbstverlag des Verf. 1968. Ders.: „Die evangelisch-augsburgischen Gemeinden in Polen 1555–1939.“ Selbstverlag des Verf. 1972.

Zunächst im Verhältnis zu den Pastoren der eigenen Gemeinde, Ringeltaube und Cerulli. Der Kirchenvorstand nämlich beschloß, daß er – ohne die Pastoren – das oberste Leitungsgremium der Gemeinde ist und daß auch die Pastoren seinen Weisungen unterworfen sind. Die Pastoren wurden darum zu keiner Sitzung zugezogen, lediglich im Bedarfsfalle vor den Vorstand zitiert ³²⁾. Dieser spielte sich als ihr Dienstgeber auf, sperrte ihnen bei Unstimmigkeiten auch kurzerhand das Gehalt, und hat bis in kleinste Liturgica hinein die Pastoren gegängelt und reglementiert, – immer nach dem Grundsatz, daß die Leitung der Gemeinde ausschließlich in seiner Hand liegt ³³⁾.

Diese Autonomiebestrebungen richten sich aber genauso kräftig gegen das neugeschaffene Konsistorium ³⁴⁾. Dieses suchte, wie es seine Aufgabe war, liturgisch, rechtlich, bekenntnismäßig die Einheit unter den Gemeinden zu verwirklichen, auch einen Finanzausgleich zu schaffen. Das mußte aber auch die Befugnisse der Kirchenvorstände zugunsten des Konsistoriums, der Gesamt-Synode und der Gesamtkirche überhaupt einschränken und rief daher einen permanenten Widerstand gegen alles, was von dieser Seite kam, hervor. Ringeltaube war aber nicht nur Pastor seiner Gemeinde, er war auch als Konsistorialrat Mitglied des Konsistoriums. Darum mußte er auch in dieser Eigenschaft und von seiner an der Gesamtkirche orientierten Verantwortung her mit seinem Kirchenvorstand in Konflikt geraten. Dieser hat dann auch schließlich seine Absetzung als Konsistorialrat erreicht.

Schließlich aber steckte hinter dem Autonomiestreben dieses Kirchenvorstandes auch ein politisches Motiv. Die Religionsfreiheit hatte der Adel erstritten. Er vertrat auch öffentlich-rechtlich die Evangelischen nach außen, dominierte zugleich aber auch auf den Synoden. Die Herren

³²⁾ In einem Falle hat sich Ringeltaube ausdrücklich gegen eine solche Zitierung gewehrt und darauf hingewiesen, „daß, wenn ein Lehrer im Kirchenrath erscheinen soll, derselbe dazu eingeladen werden müsse“. L. v. Otto a. a. O. S. 127.

³³⁾ L. v. Otto a. a. O. S. 89: „Die Kirchenordnung (sc. der Gemeinde) kennzeichnet sich durch Strenge gegen die Geistlichen und behandelt sie als Officialisten, denen das Kirchen-Collegium zu befehlen hat“.

³⁴⁾ Ders. S. 121: „Naturgemäß richtete das synodal-consistoriale Element sein Streben auf Centralisation der Verfassung, mit Verlegung des Schwerpunktes der Legislation in die General-Synode, der Verwaltung in die Consistorien. Es fand aber hierin seinen Gegner in dem collegialen Element, – in den Kirchen-Collegien, allen voran in dem Warschauer Kirchen-Collegium, – welches in unklarer Überschätzung der Auctoritätsstellung der Einzelgemeinde factisch ein Decentralisationsprinzip vertrat und verfocht... Der Conflict war nothwendiges Ergebnis dieser entgegengesetzten Stellung und leider sollte er... Jahre lang die gedeihliche Fortentwicklung der evangelischen Kirche hemmen...“.

von der Goltz, die Grafen Unruh, der Baron Schlichting und andere gaben den Ton an. Das Bürgertum hatte im Staat keine Vertretung. Darum versuchte es, am Vorabend der Französischen Revolution, sich wenigstens in der Kirche die Mitsprache zu erstreiten. Insofern geht es hier beim Warschauer Kirchenkampf auch um die Auseinandersetzung zwischen dem bevorrechtigten Adel und dem aufkommenden, selbstbewußten Bürgertum ³⁵⁾. Ringeltaube war bürgerlich, aber er erkannte die Rechte und auch die Verdienste des Adels an, arbeitete besonders mit Goltz zusammen, mußte aber auch in diesem Punkte in den Gegensatz zu seinem Kirchenvorstand geraten, der ihm das nicht nachsehen mochte.

Wenn zur Austragung dieser Sachfragen persönliche Bitterkeit, Intrigen, Boshaftigkeit dazukommen und die Situation vergiften, kann man verstehen, daß die Lage bald als leidvoll empfunden wird. Und dann kann man es auch verstehen, daß der an Ringeltaube ergehende Ruf in das stille und geordnete Oels ihm wie eine freundliche Fügung Gottes und als Erlösung erschienen ist. Der Kirchenvorstand zwang ihn, seine Abschiedspredigt in Warschau über das Wort Nahum 3, 19 zu halten ³⁶⁾.

III. Deutlich unterschieden von den beiden ersten Phasen im Leben Ringeltaubes ist schließlich die dritte. Ihr Kennzeichen ist, daß er sich hier dem Pietismus zu- und zugleich von der Aufklärungstheologie bewußt abwendet. Exakt greifbar wird sie ab 1804, dem Zeitpunkt, der durch seine heute noch im Original erhaltenen Briefe für uns einsehbar ist. Sie hat dann bis zu seinem Tode gedauert.

In einem Aufsatz, der vor einigen Jahren erschienen ist, habe ich diesen Teil von Ringeltaubes Leben, Theologie und Wirken darzustellen versucht ³⁷⁾. Darauf möchte ich hier hinweisen, um das gesamte Material

³⁵⁾ Nach Otto muß man sehen, „um was es der Warschauer Gemeinde rücksichtlich ihrer selbst und der bürgerlichen Gemeinden ging, nämlich um Selbstverwaltung und möglichste Beschränkung des Einflusses, den der Ritterstand auf die bürgerlichen Gemeinden hatte. Dieses Streben war politischer Natur und man wird ihm seine Berechtigung nicht abstreiten können, da die Zusammensetzung der Synoden regelmäßig eine solche war, daß der Adel ein bedeutendes Übergewicht hatte“. a. a. O. S. 188.

³⁶⁾ E. Kneifel: „Geschichte der evangelisch-augsburgischen Kirche in Polen“ a. a. O. S. 82 Anm. 34 – Daß das alles auch auf Ringeltaube zurückschlug und ihn oftmals in einem ungünstigen Licht erscheinen ließ, zeigt L. v. Otto, auch Kneifel. Es wird auch erkennbar in dem von Th. Wotschke herausgegebenen Bericht über „Schlesische Mitarbeiter an den Acta historica-ecclesiastica“ im Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens XIX. Band 1. Heft 1927 S. 107 f.

³⁷⁾ Christian-Erdmann Schott: „Gottlieb Ringeltaube. Ein Vorläufer und Wegbereiter der Erweckungsbewegung in Pommern“. In: Der Pietismus in Gestalten und Wirkungen. Martin Schmidt zum 65. Geburtstag. Arbeiten zur Geschichte des Pietismus Bd. 14 Bielefeld 1975 S. 420–432

nicht noch einmal ausbreiten zu müssen. Zur Charakterisierung von Ringeltaubes Haltung in diesem dritten Abschnitt sollen aber drei Gesichtspunkte noch einmal genannt werden: Erstens: Ringeltaubes Theologie und Frömmigkeit ist jetzt durch eine auffallende Unmittelbarkeit, durch eine fast kindliche Direktheit gekennzeichnet. Der Glaube ist ihm jetzt nicht mehr in erster Linie eine Sache des Verstandes, sondern des Herzens und des Gemütes. Er sagt das auch selbst: „Die Lehre Jesu will das Herz in Besitz nehmen“³⁸⁾. Darum empfiehlt er zweitens, die Bibel „so in Einfalt zu lesen, wie wir sie haben“³⁹⁾. Was er damit meint, wird erläutert, wenn er etwa sagt: „Ferner ist zu derselben Absicht wichtig, daß wir beim einfältigen zusammenhängenden Lesen der heiligen Schrift immer wissen und uns freudig vorstellen, daß jetzt Jesus Christus, Gott durch seinen Sohn, Gott durch die Propheten und Apostel, Er, der die Wahrheit, die Liebe und die Treue selbst ist, mit und zu uns redet... Aber das ist beim Lesen der heiligen Schrift nothwendig, daß man jedesmal sich ihres hohen Urhebers dabei erinnere und sich im Geist mit Maria zu Füßen setze und denke: Er ists, Ihn höre und sehe ich jetzt. Ich sehe Ihn göttliche Taten vor meinen Augen verrichten. Mir vertraut Er seine Weissagungen, mir schenkt Er seinen Frieden, den die Welt nicht geben kann. Mich nimmt er zu seinem Freunde an. Mir trägt Er seine Befehle jetzt auf. Mich liebt Er, wie Ihn sein Vater liebt. Mit mir ist Er, wie Er es war mit Johannes und Paulus. Mich führt Er in seines Vaters Haus. Mir wird Er Kraft schenken, wie allen, die ohne Ihn nichts zu tun vermögend waren“⁴⁰⁾. Drittens: Diese unmittelbare Herzensfrömmigkeit prägt auch seine Sicht des Lebens. Er begreift es als eine zusammenhängende Führung Gottes: „Der kennet es und leitet es, durch den Alles, und ohne den Nichts ist von Allem, was da ist; und er ist unser Gott, und wir sein Volk und die Schafe seiner Weide“⁴¹⁾. Diese Führung gilt es zu bejahen. Wir sollen uns unter ihr nicht als Objekte fühlen, sondern als Kinder, an deren Heiligung der Vater arbeitet; aber auch als Kinder, die mit ihrem ständigen und inständigen Gebet in einem Gespräch des Herzens mit Gott stehen. In diesem letzten Abschnitt seines Lebens wird Ringeltaube darum auch zu einem anhaltenden und intensiven Beter.

Zugleich erfahren wir aus seinen Briefen und aus seiner Biographie viel über seine jetzige Lektüre. Es sind vor allem die pietistischen Väter, denen

³⁸⁾ „Glaube, Hoffnung, Liebe...“ a. a. O. S. 52

³⁹⁾ Brief vom 28. 1. 1805

⁴⁰⁾ ebenda

⁴¹⁾ „Glaube, Hoffnung, Liebe...“ a. a. O. S. 46

er sich zuwendet, die er zum Teil täglich liest, deren Lieder und Gebete er betet und deren Andachten er seiner Hausgemeinde vorliest: Zinzendorf, Philipp Friedrich Hiller (1699–1769), Karl Heinrich von Bogatzky (1690–1774), Howel Harris (1714–1773), aber auch Magnus Friedrich Roos (1717–1803), Georg Heinrich Loskiel (geb. 1740), Tersteegen und Bengel. Daneben schätzt und liebt er besonders Luther, achtet aber auch den Tübinger Supranaturalisten Gottlob Christian Storr (1746–1805). Über mehrere, namentlich genannte Theologen der Aufklärung und über Kant urteilt er sehr negativ. Man spürt, daß sie in der geistlichen Welt, in der er jetzt lebt, Fremde sind und daß sich auch kein Verständnis für ihre Anliegen mehr bei ihm findet.

Nachdem diese drei Phasen von Ringeltaubes Leben vorgestellt worden sind, drängt sich die Frage auf, die eingangs bereits gestellt worden ist und die nun noch einmal formuliert werden soll: Wie konnte es zu dieser theologischen Wendung von der Aufklärung zur Erweckung kommen? Gibt es Gründe, die diese Wendung erklären können?

Ausgangspunkt für alle Versuche zu einer Antwort muß in diesem Falle die Tatsache sein, daß wir aus dem Zeitraum von 1790 bis 1804 über Ringeltaubes theologische Entwicklung zur Zeit nichts wissen. Wir kennen als letztes Datum der Aufklärungsphase den Psalmenkommentar von 1790 und als erstes sicheres Dokument der Erweckungsphase die Briefe von 1804 ff. Wie sich der Wechsel in diesen Jahren vollzogen hat, wissen wir nicht. Da in dieser Zeit außer der Berufung zum pommerschen Generalsuperintendenten (1792) keine besonderen Ereignisse im persönlichen Leben Ringeltaubes eingetreten sind, scheidet dieser Bereich für die Findung einer Antwort aus. Das heißt, daß die Wende nach allem, was wir wissen, persönlich-biographisch nicht erklärt werden kann, – auch nicht als Folge der Warschauer Erfahrungen. Es ist zwar vorstellbar und auch durchaus anzunehmen, daß die Warschauer Erfahrungen in Ringeltaube einen Prozeß des Nachdenkens und der Besinnung eingeleitet haben. Einen prinzipiellen Zweifel an der Theologie der Aufklärung hat er aber offensichtlich (noch) nicht zur Folge gehabt. Wäre das der Fall gewesen, hätte er den Psalmenkommentar anders schreiben müssen.

Das würde aber bedeuten, daß wir gezwungen sind, den Grund für Ringeltaubes theologische Wende in der geistig-politischen Situation der Zeit, also in der Gesamtsituation, die damals geherrscht hat, zu suchen. Diese war im politischen Bereich bestimmt durch die Französische Revolution und durch den Aufstieg Napoleons. Gerade die revolutionäre Entwicklung in Frankreich aber war es, die etwa von 1792 an in Deutschland viele Gebildete erschreckt hat⁴²). Die Greuel und die Gewalttaten der Revolution verletzten das moralische und rechtliche Empfinden, riefen Empörung und Abscheu hervor. Weite Teile des

aufgeklärten deutschen Bürgertums wurden damals innerlich verunsichert, der aufgeklärte Optimismus erhielt einen Stoß. Dazu kam die Verunsicherung, die von der kritischen Philosophie Kants ausging. Der Wolffianismus, die Grundlage der aufgeklärten Weltanschauung, war durch diese Kritik ins Mark getroffen. Er hatte ihr im Grunde nichts entgegenzusetzen. Das betraf genauso aber auch die Fundamente der Theologie. Daneben zeigten sich in zunehmender Deutlichkeit die negativen Auswirkungen der Aufklärung in einer bisher nicht gekannten Unkirchlichkeit, im rapiden Rückgang der Abendmalsbesucherzahlen, in einer zunehmenden Leichtfertigkeit und Uninteressiertheit gegenüber den Fragen der Religion ⁴³⁾. Das alles aber zeigt schließlich an, daß die Aufklärung in ihre Krise geraten ist. Und diese Krise ist es offensichtlich, die von Ringeltaube wahrgenommen worden ist. Daß er für diese Wahrnehmung durch die Warschauer Erfahrungen aufgeschlossener als andere gewesen ist und sie tiefer erlebt hat, ist durchaus denkbar. Warschau wäre dann in diesem Verständnis für ihn persönlich das Signal und Vorspiel für einen allgemeinen Umbruch gewesen, der in der Luft lag, für eine Klimaveränderung, die zuletzt ganz Europa betraf und die für einen sensiblen Theologen eine außerordentliche Herausforderung bedeutete.

Daß er in dieser Weise auf die Krise reagieren würde, war aber nicht vorauszusehen. Es läßt sich auch nicht vollständig erklären. Wir wissen, daß andere zeitgenössische Theologen die Krise ebenso gespürt haben, aber nun gerade an der Aufklärungstheologie festgehalten und sich mit ihrer Hilfe gegenüber den Anfragen und Nöten der Zeit behauptet haben. Das gilt besonders von den Supranaturalisten. Diese suchten auch eine biblische Vertiefung, blieben aber dabei im Rahmen des allgemeinen aufgeklärten Denkens. Dieser Rahmen wird bei Ringeltaube gesprengt. Seine Wendung bedeutet, daß jetzt etwas grundsätzlich anderes von ihm vertreten wird: nämlich eine Theologie, die den philosophisch-denkerischen Zugang zu Gott und Bibel beiseite schiebt und aufgibt zugunsten einer unmittelbaren Zuwendung aus den Tiefen des Herzens, des Gemütes und der religiösen Lebenserfahrung. Die Sprache, die er jetzt spricht, zeigt das. Es ist eine Sprache, die sich in gewollter Einfalt und Direktheit an den Worten der Bibel orientiert und diese Worte unmittelbar auf die eigene Person und auf das eigene Leben bezieht.

⁴²⁾ Klothilde Kirschbaum: „Deutsche Zeitgenossen zu den Gewalttaten der Französischen Revolution. Meinungsbildung, Erlebnisweise, Urteilsbegründung in der Sicht der deutschen Gebildeten“. Diss. phil. Göttingen 1951.

⁴³⁾ Fritz Valjavec: „Geschichte der abendländischen Aufklärung“. Wien und München 1961 S. 349 f. — Christian-Erdmann Schott: „Grenzen der Aufklärung“. In: Deutsches Pfarrerberblatt 1971 Nr. 9 S. 279–281.

So wie sich die Wendung bei Ringeltaube darstellt, ist sie wesentlich bestimmt von dem Empfinden für die Schwächen der Aufklärungstheologie. Eine Äußerung aus dem Jahre 1813 zeigt das besonders deutlich. Er schreibt „Hätten sie (sc. die Jünger) nur Sittenlehre predigen sollen, so war dazu der h. Heist nicht nöthig. Aber Buße und Vergebung der Sünden um Jesu Christi willen zu verkündigen – das konnte nicht wie Moral a priori erkannt und bewiesen, auch nicht angenommen und geglaubt werden ohne den h. Geist. Dieses ist und bleibt der Auftrag Jesu für alle christlichen Prediger. Wer diese verschmäht, kann weder christlicher Prediger noch Christ überhaupt seyn“⁴⁴⁾. Das zeigt, worum es Ringeltaube geht. Die Bibel ist ihm nicht Bestätigung von allgemeinen Moral- und Vernunftwahrheiten. Sie ist ihm auch nicht eine blasse bloße Offenbarungsurkunde. Sie ist ihm das Buch, in dem der Geist Gottes direkt und persönlich zum Geist des Menschen spricht. Dieser Zugang aber war in der Aufklärung verloren gegangen. Die Aufklärung hatte die Bibel in ihre vernünftig-moralische Weltanschauung eingezwängt und der heilige Geist hatte die Aufgabe, die Gläubigen in diese Weltanschauung einzuweisen und einzubinden. Damit aber war die Freiheit der Bibel und ihrer Wirkung aufgehoben. Die Wendung zur unverstellten Aussage, zum ungebundenen Wort muß von daher als ein notwendiger, elementarer Durchbruch, als ein Befreiungsvorgang verstanden werden. In diesem Sinne war die Erweckungsbewegung kein Zufall. Sie war eine Notwendigkeit.

Bei Ringeltaube zeigt sich das sehr deutlich. Denn beim Lesen seiner Briefe drängt sich der Eindruck auf, daß er eine innere Distanz, einen geheimen Abstand überwunden hat. Er wirkt jetzt wärmer, persönlicher, von seinem Glauben erfüllter und in alledem überzeugender als vorher. Und das heißt: Er schreibt als ein Mann, der in seiner eigenen Sprache spricht und in allem, was er sagt, ausdrückt, daß er durch diese Wende eine innere Befreiung erfahren hat, durch die er zu sich selbst finden konnte.

Dabei wird sich dann allerdings nicht übersehen lassen, daß die Entscheidung, die Ringeltaube in der Krise der Aufklärung gefällt hat, nur eine individuelle Lösung darstellt. Es war eine Lösung, die sich in ähnlicher Weise dann auch anderen Pfarrern aufdrängte. Aber sie war, das wird kritisch vermerkt werden müssen, im Grunde ein Rückzug auf die Einfalt des Herzens, den viele so – aus guten Gründen – nicht mitvollziehen konnten.

Dr. Christian-Erdmann Schott

⁴⁴⁾ Brief vom 3. 12. 1813

Johann Andreas Rothes Görlitzer Parentation für Melchior Schäffer vom Jahre 1738

Bei der Bestattung des Seniors Melchiors Schäffer wurde von Andreas Rothe nur die »alleinig verlangte Parentation« gehalten. Parentalia heißt ursprünglich »ein Totenopfer darbringen«. Die Parentation ist eine Gedächtnisrede, in der dem Trauergeleit im Namen des Verstorbenen für die Teilnahme und das Geleit und zugleich dem Verstorbenen für die von ihm empfangenen Wohltaten gedankt wird. Sie wird zuweilen auch Lobrede genannt. Sie findet in der Regel auf dem Kirchhofe statt, kann aber auch in der Kirche gehalten werden. Sie ist keine Leichenpredigt, sondern eine »bürgerliche Rede«. Sie muß nicht vom Pfarrer gehalten werden ¹⁾. Zeitweise war es Mode, zugunsten einer Parentation auf die Leichenpredigt zu verzichten ²⁾.

Johann Andreas Rothe wurde im Jahre 1686 in Lissa bei Görlitz geboren; er besuchte in den Jahren 1699–1706 das Görlitzer Gymnasium und studierte in den Jahren 1708–1712 in Leipzig. Nach dem Studium war er Adjunkt an der Görlitzer Dreifaltigkeitskirche. Während seiner Hauslehrerzeit bei Hans Christoph von Schweinitz in Leuba lernte ihn der Graf Zinzendorf kennen. Im Jahre 1722 wurde er Pfarrer in Berthelsdorf bei Herrnhut, wo Schäffer bei seiner Amtseinführung assistierte. Im Jahre 1737 verließ er Berthelsdorf, um zunächst in Hermsdorf ein Pfarramt zu übernehmen. Von dort ging er im Jahre 1739 nach Thommendorf, wo er im Jahre 1758 gestorben ist. Rothe ist der Dichter des Liedes »Ich habe nun den Grund gefunden«.

Melchior Schäffer wurde im Jahre 1682 in Lauban geboren. Auf der dortigen Schule war er Schüler Gottfried Hoffmanns und Friedrich Gudes. In den Jahren 1703–1708 studierte er in Leipzig; im Jahre 1708 wurde er Pfarrer in Holzkirch, im Jahre 1712 begann er seine Tätigkeit in Görlitz als Pfarrer an der „Klosterkirche“ (Dreifaltigkeitskirche). Im Jahre 1727 trat Schäffer zusammen mit Rothe und dem Nieder-Wiesaer

¹⁾ Paul Graff, Geschichte der Auflösung der alten gottesdienstlichen Formen in der evangelischen Kirche Deutschlands, Göttingen 1937, I. Band, S. 364.

²⁾ Martin Schian, Orthodoxie und Pietismus im Kampf um die Predigt, Gießen 1912, S. 5. Dort werden auch Äußerungen des Breslauer Kircheninspektors Kaspar Neumann und des Zittauer Rektors Christian Weise über die Parentation mitgeteilt.

Pfarrer Schwedler in Herrnhut als Erweckungsprediger auf. In demselben Jahre mußte er sich in Dresden wegen seiner Görlitzer Amtstätigkeit verantworten. »Er war ganz unbeschreiblich klein.« Er starb am 9. Juli des Jahres 1738.

Ein Exemplar der Parentation Rothes ist unter dem Titel »Lebensgeschichte des sel. Herrn M. Schäffer« in der Görlitzer Bibliothek vorhanden. Die Angabe des Verlegers oder Druckers fehlt. Die Parentation ist auf 26 Seiten abgedruckt. Ihr Vortrag dürfte etwa 30 Minuten gedauert haben. Auf 29 Seiten folgt dann ein Lebenslauf. Vor ihm fehlen 2 Seiten. Sie dürften ein Titelblatt enthalten haben.

Rothe spricht nicht die volkstümliche und einprägsame Sprache Schwedlers. Er bildet lange gewundene und verschnörkelte Satzperioden. Oft ist der Sinn der Rede infolge doppelter Verneinungen auch bei wiederholtem Lesen nur schwer erkennbar. Dazwischen tauchen sprichwortartig formulierte Sätze mit Beispielen aus dem täglichen Leben auf. »Man kann wohl die Zahlen an der Sonnenuhr lesen; aber wenn die Sonne nicht darauf scheint, vermag man nicht zu sagen, welche Zeit es ist.« »Wäre es wohl möglich, daß ein Mensch, der es redlich meint und einen Teil der Stadt im Feuer stehen sieht, die Leute der Stadt aber im tiefen Schlaf antrifft, sich damit begnügen könnte, wenn er etliche Male ganz leise sagte: es brennt? Brächte es nicht vielmehr die Natur der Sache mit sich, die Leute in solchem Falle so lange anzuschreien und an ihnen zu rütteln, bis sie aufwachen und der Gefahr entgingen?« Die neunmalige Verwendung des Wortes »raison« (Vernunft) und von ihm abgeleiteter Wortbildungen zeigt im übrigen das Eindringen einer neuen Gedankenwelt an.

Rothe spricht die Sprache der Bibel bzw. der pietistischen Bibelfrömmigkeit seiner Zeit. 182 Bibelstellen werden von ihm zitiert, davon 34 aus dem Alten Testament. Die Bibelworte werden aber nicht – wie von Schwedler – in den Wortlaut der Rede hineingenommen. Es werden lediglich die Fundstellen in der Form von Fußnoten angegeben, wenn auf Bibelstellen Bezug genommen wird. Rothe hat wohl die Absicht, die lutherische Rechtfertigungslehre in der barocken Sprachgestalt in einer für das barocke Lebensgefühl zutreffenden Weise wiederzugeben. Der heutige Leser hat jedoch Mühe, sie aus seinen Worten deutlich herauszuhören.

Unter den Leipziger Theologen, die aufgezählt werden, wird ein Gottfried Olearius als »hauptsächlicher Anführer« Schäffers bei seinem dogmatischen und exegetischen Studium erwähnt. Gemeint sein könnte der damals in Leipzig lehrende Johannes Olearius, der August Hermann Franckes Collegia pietatis förderte und für den Pietismus eintrat³⁾. Unter

³⁾ Evangelisches Kirchenlexikon, Registerband, Sp. 696.

den Lehrern Schäffers fehlt der Name Philipp Jakob Speners. Schäffer sei jedoch – so wird wiederholt mitgeteilt – beim Lesen einer Karfreitagspredigt Speners »aus dem Sündentode aufgeweckt worden«. Damals sei »bei ihm der Grund zu einer seligen Veränderung seines Sinnes, Herzens und Lebens gelegt worden«. Neben Spener wird Paul Anton genannt, der unter den damaligen Halleschen Professoren der lutherischen Orthodoxie am nächsten stand⁴⁾.

Als Text für seine Rede hat Rothe das Wort Hiobs aus Hiob 16,18 gewählt »Ach Erde, verdecke mein Blut nicht«. Der Prediger sagt, er sei zwar kein Freund einer allegorischen Auslegung und wolle nicht in die Fußstapfen des Origenes treten. Er deutet dann aber das Wort Hiobs doch auf das Blut Christi. Er zählt auf und führt aus:

1. Durch sein Blut ist Jesus der große Hirte der Schafe.
2. Durch das Blut Jesu sind die Glaubenden einander nahe geworden.
3. Christus hat sie durch sein Blut aus allerlei Volk und Heiden erkauft.
4. Durch das Blut Jesu bekommen sie, was Jesus ihnen vermacht hat.
5. Das Blut Jesu reinigt die Gewissen von den toten Werken.
6. Durch das Blut Jesu haben sie Freudigkeit zum Zugang in das Heilige.
7. Durch das Blut Jesu haben sie das ewige Leben in sich.
8. Das Blut Jesu macht sie beständig rein von aller Sünde.
9. Durch das Blut Jesu haben sie den Teufel und seinen Anhang überwunden.
10. Durch das Blut Christi sind sie zu seiner Herde gekommen und werden von ihm genährt und gepflegt.

Sowohl die Parentation wie der Lebenslauf sind im wesentlichen eine Verteidigungsrede bzw. eine Rechtfertigungsschrift für Schäffer. Das kulturelle Leben in Görlitz wurde damals von drei geistigen Strömungen beherrscht, zwischen denen es zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen sein scheint, dem Pietismus, der Orthodoxie und der Aufklärung. Zwischen ihnen stand die sehr geprägte, vielleicht auch ziemlich eigenwillige Gestalt Schäffers, an deren Auftreten sich die Gegensätze entzündet oder verschärft haben dürften. Rothe gliedert die Amtszeit Schäffers in drei Perioden; in seiner ersten Zeit sei Schäffer vorwiegend Erweckungsprediger gewesen; danach habe er als lehrhafter (raisonabler) Prediger die der Aufklärung zugewandten Schichten der Bevölkerung anzusprechen versucht; zuletzt sei er ausschließlich ein Prediger der Versöhnung durch Christus gewesen.

Als Erweckungsprediger habe Schäffer zum Beginn seiner Amtszeit »hauptsächlich gegen das sündliche Leben und das falsche Christentum geeifert«. Er habe damals »seine Stimme wie eine Posaune erhoben und

⁴⁾ ebendort, Sp. 290.

den Menschen ihre Übertretungen und Sünden unter die Augen gestellt. ...fast niemand ist unter denen, die ihn hörten gewesen, der nicht zum wenigsten stutzig geworden ist«. »Ihm schwebte sonderlich die Unwissenheit, Bosheit, Unbilligkeit, Unvernunft, Verstockung und Heuchelei der Menschen vor Augen. Er fand bei sehr vielen auch nicht einmal einen Schein des rechten Christentums. Er sah die meisten ganz sicher dahin leben. Er wurde gewahr, daß man sich insgemein mit der Reinigkeit der Lehre, mit dem Vorzuge des Glaubensbekenntnisses, mit dem Gebrauche der Gnadenmittel und mit den Lehrern und Predigern dabei schützte«.

Zur Rechtfertigung Schäffers weist Rothe darauf hin, daß dessen »Sinn und Zweck bei allem ...lediglich der gewesen sei, daß dem kläglichen Mißbrauch des teuren Verdienstes Christi möchte abgeholfen werden«. Man »wird es für ganz natürlich halten, wenn man bei dem Zweck, den Gehorsam des Glaubens unter den Menschen aufzurichten, ...sehr geneigt ist, gegen die Unarten der Menschen und gegen die Quellen derselben nachdrücklich zu eifern«. Bei Schäffer habe das »manchen sehr lebhaften und bisweilen etwas harten Ausdruck in seinen Reden nach sich gezogen«. »Sobald man daran denkt, daß die meisten Menschen offenbarlich unter der Herrschaft der Sinne, der Einbildungskraft und der Affekte stehen, wird man auch begreifen, daß Eifern ebenfalls seine Zeit habe. Sollen sich dieselben in ihrem Gemüte mit einer Sache zu tun machen, so muß bei dem Vortrage derselben etwas vorkommen, das in die Sinnen fällt, das die Einbildungskraft beschäftigt und das in den Affekten Parteien macht. Es dürfte freilich manchmal nicht so gar leicht sein,...der unstreitigen Vergehungen zu geschweigen, die oftmals dabei vorkommen; unterdessen liegt doch der erwünschte Effekt am Tage, solange derjenige, welcher dergestalt eifert, dabei nur nicht vergißt, daß der Herr zu fürchten ist, und (er) sich mit Grunde als einen Pfeil in der Hand dessen, der noch stärker ist, ...ansehen kann.«

„In den folgenden Jahren ging Schäffer mehr darauf, wie er seinen Zuhörern in den wichtigsten Stücken des Christentums zu begreifen behilflich sein und ihnen die Richtigkeit und Gründlichkeit der Schätze demonstrieren“ könnte. Damals „suchte er sonderlich den Leuten das, was zum Christentum gehört, durch vernünftige Vorstellungen begreiflich zu machen und sie davon zu überzeugen“. In dieser Zeit ist Schäffer ein unter dem Titel „Der uralte Glaube“ bei der Marchischen Buchhandlung in Görlitz zu erwerbendes Buch „mit Vergnügen vor den Ohren (der Zuhörer) durchgegangen“, „darinnen die Lehren von dem menschlichen Verderben und dessen Heilung, von der Buße, vom Glauben und vom gottseligen Leben aus den Symbolischen Büchern oder öffentlichen Glaubensbekenntnissen der Evangelischen Kirchen kurz zusammengefaßt sind und sehr erbaulich und lehrhaft vorgetragen

werden“. „Bei dem Gebrauche der vernünftigen Vorstellungen in dem, was zum Christentum gehört, ist (freilich) eine kluge Vorsicht nötig, sofern nicht trockene Moralisten, kaltsinnige Naturalisten oder wohl gar Atheisten aus denjenigen werden sollen, welche man hofft, dadurch zu Jüngern Jesu zu machen.“ Aber „Gott hatte unserem Wohlseligen darinnen ein sonderlich Talent verliehen; und das Lesen solcher Bücher, die von aufgeräumten Köpfen geistlichen und weltlichen Standes geschrieben worden, war ihm beförderlich gewesen, zu einer großen Fertigkeit darinnen zu gelangen. Daher wußte er in seinen Reden vom Christentum dasjenige sehr weislich zu vermeiden, was aufgeklärten Leuten, die auf Begriffe und Zusammenhang sehen, gemeinlich so unverdaulich ist; daher war er imstande, seine Predigten so einzurichten, daß solcher Personen ihr Verstand bei Anhörung derselben nicht durfte müßig sein und überall Deutlichkeit und Grund gewahr wurde.“ „Er war, wie bereits gedacht worden, von Natur zum Raisonieren aufgelegt. Es ist mir nicht unbekannt, daß es Leute gibt, die durch dieses Wort ein albernes und ungebührliches Beurteilen und Widersprechen oder ein großtunliches Windmachen und bloßes Gewäsch verstehen. Ich nehme es aber billig und mit allen Sprachverständigen in einem Sinne, der dem, von dessen Verhalten es gebraucht wird, gewiß Ehre bringt.“ Nur wenn man Schäffers Reden aus dem Zusammenhang herauslöse, könne man sagen, „er sei der Meinung gewesen, das wahre Christentum könne wohl befördert werden, wenn man gleich die Reinigkeit der Lehren, die Hochachtung der Gnadenmittel und den Unterschied der Religionen und Konfessionen dabei aus den Augen setze oder gar aufhobe“. „Es geschieht ihm aber offenbar Gewalt und Unrecht, wenn man ihm das zuschreibt.“ Auch „der Umgang mit gewissen Personen, die bei anderen im schwarzen Register stehen, und der Schein einer Connexion mit ihren Anstalten kann bei verständigen und unparteiischen Gemütern unmöglich für einen Beweis gelten, daß Herr Schäffer nicht die gehörige Consideration für die wahre Reinigkeit der Lehre und für den Unterschied der Religionen und Confessionen gehabt habe“. Roth's Bemühungen um die Rechtfertigung Schäffers gipfeln in dem Satz: „Das wahre Christentum und ein aufgeklärter Verstand können gar wohl beieinander sein, obgleich wahre Jünger Jesu ganz gewiß müssen werden wie die Kinder.“

In die zweite Amtsperiode Schäffers mögen auch die „allerhand Vorschläge“ gehören, die Schäffer machte, um „sein Amt redlich auszurichten“. „Er hielt Betstunden, Katechisationen, Hauskonvente und Singestunden. Er half denen, die danach verlangten, zu wohlfeilen Bibeln und Neuen Testamenten. Er brachte erbauliche Bücher unter die Leute und verschenkte sie zum Teil. Er dachte auch an ein Armenhaus. Er fing eine Armenschule an. Er wiederholte die Predigten. Er war zum Erlernen und Absingen erwecklicher Lieder beförderlich.“ Schäffer hat auch „einen

Vorschlag zu einer zum Besten armer Glieder Christi aufzurichtenden Compagnie“ niedergechrieben und „guten Freunden im Vertrauen vorgelegt“. Dasselbe Blatt sei dann von einem seiner Feinde zum Druck befördert worden und gegen Schöffers ausgewertet worden.

Die Auseinandersetzungen um die Person Schöffers müssen sehr heftige Formen angenommen haben. Rothe spricht von „vielen Lästerungen und Verfolgungen, die er erdulden mußte“. Es sei „fast keine Lästerung mehr übrig, welche man nicht, seinen guten Namen zu besudeln, hervorgesucht hat“. Auch über das Sterben Schöffers scheinen noch „ganz abgeschmackte Dinge und Erzählungen“ in Umlauf gebracht worden zu sein, so „daß die Bosheit und Dummheit der armen verblendeten Menschen nicht genug zu bejammern ist“. Rothe nennt Schöffers Gegner „Feinde des Kreuzes Christi“, die sich „teils von bitterem Neid und üblem Argwohn, teils aber von unverständigem Eifer um Gott“ leiten lassen. Sie haben „den Wohlseligen... für einen Urheber einer neuen Sekte ausgegeben... ihn einer verwerflichen Indifferentisterei beschuldigt, die auf ein geringschätziges Hintansetzen der gegründeten Glaubenslehren, der von Christo verordneten Gnadenmittel und des von demselben eingesetzten Lehramtes hinauslaufe“. Schließlich habe sich der Rat der Stadt genötigt gesehen, die „überhäuften heftigen Anklagen höheren Ortes zu melden“. Schöffers mußte sich daraufhin am 28. August 1727 in Dresden verantworten. Er verpflichtete sich, nach seiner Rückkehr eine „gewisse vorgeschriebene Erklärung der Expressionen, deren er sich bisher bedient und darüber ein solcher Streit entstanden, abzulesen“. Diese Erklärung hat folgenden Wortlaut:

„Eurer christlichen Liebe ist unverborgен, welcher Gestalt seither sich in dieser guten Stadt mancherlei Bewegungen meiner Predigten und Ermahnungen halber geäußert; immassen der Verdacht entstehen wollen, als ob ich die Evangelische Kirche und Religion verachtete, das öffentliche Lehramt schändete, den öffentlichen Gottesdienst und Gebrauch der heiligen Sakramente gering schätzte, die Kirchenordnung umstoßen wollte, unsern Symbolischen Büchern widerspräche und mit einander die Reinigkeit der Lehre und evangelischen Wahrheit in vielen Stücken verließe und verleugnete, nicht weniger der niedrigen und hohen Obrigkeit den schuldigen Gehorsam verweigerte; wie mir nun aber herzlich leid ist, daß dazu unterschiedliche, zwar gebrauchte, aber in meinem Sinn ganz anders verstandene Redensarten einigen Anstoß und Schein gegeben haben mögen; also kann ich auch zugleich vor Gottes Angesicht hiermit aufrichtig bezeugen, daß es niemals meine Meinung gewesen, auf solche unverantwortlichen Irrtümer und Abwege zu verfallen, sondern ich vielmehr an solchem allen einen wahren Abscheu habe und jedermann ernstlich davor zu warnen (wie auch jetzt geschehen) beflissen sein werde. Dannhero ersuche die Einwohner dieser Stadt und insonder-

heit hiesige christliche Gemeinde um die Liebe Jesu bittlich und angelegentlich, solche widrige Gedanken von mir weiter nicht zu hegen, auch alles, was dahin gedeutet werden wollen, in Vergessenheit zu stellen und sich hinfüro zu mir eines besseren zu versehen. Sollte ich auch mit denen zuweilen gebrauchten heftigen Expressionibus jemanden betrübt oder beleidigt haben (welches doch wider meinen Willen und Vorsatz geschehen wäre), so sollen sie hiermit zurückgenommen sein, und ich will alle diejenigen, welche sich damit offendierte zu sein glauben, ob ich sie gleich auch nicht bezielet, herzlich gerne deswegen um brüderliche und christliche Versöhnung bitten; erkläre mich dagegen auch hiermit aus Herzensgrunde, von dem Vorbilde der heilsamen Worte unsers Herrn Jesu Christi, von dem Glauben und der Liebe, wie es uns in der heiligen Schrift vorgeschrieben, mithin auch von der reinen Lehre und symbolischen Büchern in keinem Stück abzuweichen, der Kirchenordnung genau nachzugehen und in der Wahrheit zur Gottseligkeit mich und die mich hören lauterlich zu gründen und zu erbauen. Eure christliche Liebe erbitte mir dazu des Heiligen Geistes Gnade und Beistand, welchen ich auch als einen Geist der Liebe und Sanftmut mich stets werde leiten und führen lassen, damit ich in der Lehre und Leben unanständig möge erfunden werden, auch niemand einige gegründete Ursache über mich zu klagen habe. Mein aufrichtiger Wunsch ist, daß alle Spaltungen unter uns aufhören, die Verbitterung der Gemüter durch Liebe und Sanftmut gemildert werde und allenthalben Wahrheit und Friede uns leiten, wir auch sämtlich unter unserer allergnädigsten Landesherrschaft ruhigem Schutz und der christlichen Obrigkeit allhier guter Aufsicht ein geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit; dazu ver helfe uns der Gott der Wahrheit, des Friedens, der Liebe und der Ordnung um seines Sohnes Jesu Christi willen! Amen.“

Rothe bemerkt dazu ausdrücklich, das sei keineswegs ein Widerruf vorher vorgetragener Sätze und Lehren, sondern ein Versöhnungsangebot gewesen.

In seiner letzten Amtszeit war Schäffer ein Prediger der Versöhnung durch Christus. „Er tat fast nichts anderes, als daß er bemüht war, den Seelen die unerforschliche Erbarmung Gottes in Christo Jesu mit Worten und Tränen anzupreisen“. „Er zeugte von der Gnade, welche denen zuteil wird, die mit zerknirschem Geiste zu Jesus kommen.“ Zu einer Ausöhnung mit seinen Gegnern ist es aber wohl doch nicht gekommen.

Es bleibt die Frage: wer waren die Gegner Schäffers? Da Rothes Rede und der Lebenslauf nicht einmal eine Andeutung über sie enthalten, kann nur eine Vermutung gewagt werden. Es fällt auf, daß die Amtsgenossen Schäffers in der Danksagung mit keiner Silbe erwähnt werden. Nicht nur dieses Schweigen legt es nahe, die Gegner Schäffers in den Reihen seiner Amtsgenossen zu suchen. Die Görlitzer Pfarrerschaft müßte sich dann

damals so gut wie vollzählig zur Orthodoxie gehalten haben. Mit dieser wußte sie sich dann dazu verpflichtet, in einer Krise der Frömmigkeit mit Nachdruck einen Frömmigkeitstypus zu vertreten, der gewiß auch auf eine segensreiche Geschichte zurückblicken konnte. Wenn sie sich dem Eindringen „moderner“ Strömungen wie dem Pietismus und der Aufklärung energisch widersetzte, lag es ihr also am Herzen, das überwuchernde Sprengen jeder überlieferten Form abzuwehren und an entscheidender Stelle ein unverzichtbares Erbe zu wahren. Sie hätte sich dann aus vermeintlichen guten Gründen zum Widerstand gegen Schäffer entschlossen und nicht aus bitterem Neid, üblem Argwohn und unverständigem Eifer, wie Rothe unterstellt. Hinzu kommt, daß bei Rothe in einem Satze, dessen Nuancierung schwer zu deuten ist, das Wort vom „unverständigen Pöbel“ auftaucht. Sollte damit etwa das „Kirchenvolk“ gemeint sein? Fand Schäffer auch Widerstand in den Gemeinden? Wollte man dort am Liebgewordenen und Althergebrachten festhalten? Widersetzte man sich einem – wahrscheinlich eigenwillig und stürmisch vorgehenden – Vertreter neuer Geistesströmungen, der ungewohnte neue Formen der Frömmigkeit in die Gemeinden hineintragen wollte? Haben die Görlitzer Ereignisse etwa eine entfernte Ähnlichkeit mit den Vorgängen um den Berliner pietistischen Prediger Johann Kaspar Schade, einen Amtsgenossen Philipp Jakob Speners an der Berliner Nikolaikirche? Aus der hymnologischen Literatur ist bekannt, daß der Pietismus in der Oberlausitz an verschiedenen Orten vom Adel gefördert wurde und der pietistischen Predigt Kanzeln zur Verfügung gestellt wurden. Bestand also etwa ein Gegensatz zwischen der Stadt Görlitz und der sie umgebenden Landschaft? Wurden etwa auch Beziehungen Rothes und Schäffers zu der in Herrnhut entstehenden Siedlung der Brüdergemeine von der Görlitzer Stadtgeistlichkeit ablehnend beurteilt? Wie ging es nach dem Tode Schäffers in Görlitz weiter? blieb es für die pietistische Predigt in Görlitz bei einer kurzen Episode? Genug der Fragen. Immerhin erlaubt es die Lebensgeschichte Schäffers, ein Bild von einem kleinen Ausschnitt aus der Görlitzer Kirchengeschichte zu zeichnen. Und wenn auch nicht alle Konturen des Bildes klar heraus-treten, so ist es doch gewiß kein uninteressantes Bild, das sich vor dem Auge des Betrachters entrollt.

Arno Büchner

„Der Freund Israels“ F. A. G. Tholuck und die Judenmission des frühen 19. Jahrhunderts

Wer heute der Geschichte der deutschen Judenmission im 19. Jahrhundert gedenkt, nennt in der Regel die Namen von Franz Delitzsch (1813–1890) oder Hermann Leberecht Strack (1848–1922) ¹⁾ und erinnert damit an gewiß bisher nicht wieder erreichte Höhepunkte christlichen Bemühens um das Volk Israel. Beide Männer gründeten ihre missionarischen Bemühungen ganz wesentlich auf eine vorlaufende und begleitende wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Judentum, seiner Geschichte und seinen Glaubensanschauungen; auf diese Weise versuchten sie ihrer christlichen Missionsarbeit die notwendige inhaltliche Tiefe und wissenschaftsmäßige Stütze zu geben und wurden so gleichzeitig auch zu Mitbegründern einer modernen christlichen Judaistik, durch die die alttestamentliche und neutestamentliche Wissenschaft immer neue Anregungen und Korrektur erfuhren ²⁾. Begonnen wurde diese Arbeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts aber durch einen anderen, der zu den Schlüsselfiguren protestantischer Theologie und Frömmigkeit jener Zeit gezählt werden muß: Friedrich August Gotttreu Tholuck ³⁾.

¹⁾ Bezeichnend hierfür ist z. B. der Artikel „Judenmission“ von B. Pernow in RGG³ 3, Sp. 976–978.

²⁾ Vgl. S. Wagner, Franz Delitzsch. Leben und Werk (= Beiträge z. evangelischen Theologie 80), München 1978, bes. S. 149–166. Eine ausreichende Würdigung der Leistung Stracks fehlt noch immer.

³⁾ Wir müssen es uns versagen, auf die Vorgeschichte der Judenmission im 18. Jahrhundert einzugehen. Alles wesentliche Material hierzu findet sich bei J. F. A. de le Roi, Die evangelische Christenheit und die Juden unter dem Gesichtspunkte der Mission geschichtlich betrachtet, 3 Bände, Karlsruhe–Leipzig 1884–1892 (Nachdruck Leipzig 1974) und derselbe, Judentaufen im 19. Jahrhundert. Ein statistischer Versuch, Leipzig 1899.

1. Biographisches

Tholuck, geboren am 30. März 1799 zu Breslau, entstammte einer schlichten Handwerkerfamilie. Der durch Kurzsichtigkeit und andere körperliche Leiden gehemmte Junge las, was immer er unter die Finger zu bekommen vermochte, und lernte fremde Sprachen mit solcher Begabung und solchem Fleiß, daß der Siebzehnjährige bereits rund 19 Sprachen weit genug beherrschte, um sich in ihnen zumindest schriftlich einigermaßen verständlich ausdrücken zu können⁴⁾. So studiert er denn auch zunächst in Breslau, später dann in Berlin, Orientalistik. Hier kultivierte Tholuck aber vor allem sein Streben nach gemütvoller Herzensgemeinschaft, das schon den Hauptgegenstand des in etwa neun Sprachen bzw. Schriften abgefaßten Tagebuches des Knaben gebildet hatte, weiter und kam dort schließlich unter den alles entscheidenden Einfluß des schlesischen Barons Hans Ernst v. Kottwitz (1757–1843). Dieser war der unbestrittene Führer der Berliner Erweckung, „der dort innere Mission vor der Inneren Mission trieb“⁵⁾. Aber damit ist das geistige Klima nur andeutend beschrieben, das die Berliner Erweckungsbewegung kennzeichnete. Fand sich doch in ihr ein Kreis „pietistischer Neuromantiker und genialischer Anreger“ (E. Beyreuther) zusammen, der nicht nur die Theologie jener Zeit tiefgehend beeinflusste, sondern ebenso auch die preußische Staatsregierung eines Friedrich Wilhelm IV., das konsistoriale Kirchenregiment und schließlich auch das Kirchenvolk. Es war der Geist der Restauration mit allen seinen oftmals beschriebenen Nachteilen und seinen weniger häufig erkannten positiven Ansätzen, der hier wirksam wurde.

Kottwitz verdankte Tholuck seine Bekehrung, die er selbst als „Wiedergeburt“ zu bezeichnen pflegte. Trotzdem brauchte es noch eines eigenen Anstoßes⁶⁾, bis der bereits an der Theologischen Fakultät in

⁴⁾ In einem Brief an Bunsen vom 16. 4. 1829 schilderte Tholuck seine Begegnung mit dem berühmtesten Polyglotten seiner Zeit und späteren Kardinal (ab 1838) Josef Mezzofanti in Bologna, der angeblich über 60 Sprachen beherrschen sollte. Tholuck fand die Kenntnisse seines italienischen „Kollegen“ achtenswert, aber doch keineswegs ans Wunderbare grenzend, wußte doch dieser von vielen Sprachen lediglich einige Vokabeln.

⁵⁾ M. Kähler, Geschichte der protestantischen Dogmatik im 19. Jahrhundert, bearbeitet von E. Kähler, Berlin 1962, S. 131. Zu Kottwitz vgl. auch K. Kunert, Hans Ernst von Kottwitz (1757–1843), in: G. Bosinski – P. Toasperm (Hrsg.), Wer mir dienen will, Berlin 1978, S. 81–98, und P. Maser, Baron Hans Ernst von Kottwitz (1757–1843) und die Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts, in: Kirche im Osten 21/22, 1978/79, S. 126–140. F. W. Kantzenbach, Baron Hans Ernst von Kottwitz und die Erweckungsbewegung in Schlesien, Berlin und Pommern (Quellenhefte z. ostdeutschen und ost-europäischen Kirchengeschichte 11/12), Lübeck 1963.

⁶⁾ S. weiter unten.

Berlin Eingeschriebene sich wirklich ernsthaft der Theologie selbst zuwandte. 1821 „habilitierte“ sich Tholuck trotz des inhaltlichen Widerstandes vor allem von seiten Schleiermachers an der Berliner Fakultät und veröffentlichte 1823 seine erste theologische Schrift, die bis 1871 neun Auflagen erleben sollte: „Guido und Julius. Die Lehre von der Sünde und dem Versöhner oder Die wahre Weihe des Zweiflers“. M. Kähler hat die Bedeutung dieses Werkes so charakterisiert: „Hier trat neben den klassischen Redner, welcher hochgebildeten Verächtern Deutschlands die Religion wieder achtbar gemacht hatte, ein Zeuge in Feuerzungen, welcher in der protestantischen Bildungswelt mächtig für den Sünderheiland an die Herzen pochte, indem er auf Grund eigener und fremder Erfahrung den Weg und die Mittel schilderte, um aus dem edlen Humanismus den Übergang zum evangelischen Glauben zu finden.“⁷⁾

1826 wurde Tholuck durch den preußischen Minister der Geistlichen-, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten v. Altenstein gegen den Willen der überwiegend rationalistisch gestimmten Fakultät nach Halle berufen, wo er bis zu seinem Tode am 10. 6. 1877, also rund fünfzig Jahre lang, als Professor wirkte und zu jenem fast legendären „Studentenvater“⁸⁾ wurde, an den heutige Studenten in Halle nur noch das von ihm begründete und nach ihm benannte Konvikt erinnert, das im Jahre 1971 sein hundertjähriges Bestehen feiern konnte.

Die Bedeutung Tholucks für Kirche und Theologie des 19. Jahrhunderts ist allgemein unbestritten⁹⁾. Merkwürdig unklar sind jedoch die Auskünfte darüber, worin nun eigentlich diese Bedeutung bestanden habe¹⁰⁾. Der Jüngling begann mit orientalistischen Studien und habilitierte sich mit einer Arbeit über den Sufismus, die Mystik des Islam, die noch von E. Lohmeyer sehr hoch bewertet worden ist¹¹⁾. Die späteren

⁷⁾ M. Kähler, Art.: Tholuck, in: RE³ 19, S. 698.

⁸⁾ Vgl. H. Giesen, Studentenväter des 19. Jahrhunderts, Berlin 1937, S. 13–20.

⁹⁾ Vgl. schon das Urteil von R. Rothe: „Wenn ich sagen sollte, wer am tiefsten und weitesten auf die Kirche unserer Zeit gewirkt hat, so würde ich unbedingt Tholuck nennen.“ Zitiert nach M. Kähler, Mittelstraße 10. Erinnerungen an August und Mathilde Tholuck, Leipzig 1899, S. 5.

¹⁰⁾ Vgl. Kähler, Mittelstraße 10 (Anm. 9), S. 3ff. Die Grenzen Tholucks wurden bereits durch dessen Schüler Kähler klar erkannt, was auch an dessen Darstellung der protestantischen Dogmatik im 19. Jahrhundert so deutlich abzulesen ist, daß E. Kähler im Vorwort zur postumen Ausgabe dieses Werkes (Anm. 5) eigens darauf aufmerksam macht (S. 10).

¹¹⁾ Vgl. E. Lohmeyer, August Tholuck, in: Schlesische Lebensbilder 3, Breslau 1928, S. 230–239, bes. S. 234: „Sie ist wissenschaftlich von grundlegender Bedeutung... Dieses schmale Büchlein, das bis heute nicht veraltet ist, hat Tholuck zum Begründer einer neuen wissenschaftlichen Disziplin gemacht.“

Veröffentlichungen zu verwandten Themen, vor allem die „Blüthensammlung aus der Morgenländischen Mystik nebst einer Einleitung über Mystik überhaupt und morgenländische insbesondere“ (Berlin 1825) und „Die spekulative Trinitätslehre des späteren Orients. Eine religionsphilosophische Monographie“ (Berlin 1826), bewiesen erneut, daß Tholuck durchaus imstande war, aus den originalen Quellen zu schöpfen und sorgfältig durchdachte Ergebnisse zu formulieren, führen aber sachlich über das in der Lizentiatenschrift Gebotene nicht mehr wesentlich hinaus. Der weitere Lebensweg Tholucks ließ zudem dessen Interesse an den Orientalia dann so weit absinken, daß Nennenswertes von ihm auf diesem Gebiet nicht mehr geleistet worden ist.

Die wirkungsvollste Schrift aus der Feder des jüngeren Tholuck ist ohne Zweifel die bereits erwähnte „Lehre von der Sünde und vom Versöhner“. Wenn Tholuck es überhaupt jemals unternommen hat, so etwas wie einen geschlossenen Entwurf zu einem systematisch-theologischen Problem vorzulegen, dann geschah es in diesem Buch. Aber schon die zeitgenössischen Kritiker haben die Kunstfehler dieses Werkes gerügt, und auch in der Folgezeit ist es Tholuck sogar von den wohlwollendsten Rezensenten angekreidet worden, wie wenig er sich hier auf der „Höhe der Zeit“ befunden habe¹²⁾. Ganz zutreffend hat E. Hirsch den Eindruck wiedergegeben, den die „Lehre von der Sünde“ erwecken muß: „Seine (d. i. Tholucks) Erstlingsschrift von 1823 ist keine Begriffsentwicklung, sondern ein empfindungsreiches Wogen, auf dessen bewegter Oberfläche Bibelsprüche und Gedanken treiben. Diese Darstellungsform ist mit Absicht gewählt.“¹³⁾ Tholuck selber hatte ja doch die Forderung gestellt: „Soll jene höhere Einheit der wahren Philosophie und Theologie zustande kommen und eben durch diese theologische Philosophie jede andere zu Boden geschlagen werden, dann muß die christliche Dogmatik geradeheraus in ihrem galiläischen Kauderwelsch reden, und eben dieses muß Landessprache werden, wie schwer es auch gewissen verwöhnten Ohren und glatten Zungen ankommt.“¹⁴⁾ K. Barth, der alle diese Schwächen des theologischen Denkens Tholucks deutlich erkannt und beschrieben hat, fällt trotzdem das bemerkenswerte Urteil: „Darum bleibt es doch wahr, daß die Erweckungstheologie den Gedanken von der freien Sündergnade wieder gekannt, wenn auch nicht eigentlich nachgedacht hat, daß er durch

¹²⁾ Vgl. z. B. die herbe Kritik bei H. Stephan, Geschichte der deutschen evangelischen Theologie seit dem deutschen Idealismus, 2. Auflage, bearbeitet von M. Schmidt, Berlin 1960, S. 113f.

¹³⁾ E. Hirsch, Geschichte der neuern evangelischen Theologie im Zusammenhang mit den allgemeinen Bewegungen des europäischen Denkens, Band 5, Gütersloh 1954, S. 104.

¹⁴⁾ A. Tholuck, Die Lehre von der Sünde etc., Hamburg 1862⁸, S. 109.

sie, verstanden oder unverstanden, dem Jahrhundert in einer Weise zugerufen worden ist, daß es ihn nicht mehr ganz vergessen konnte. Tholuck ist eine wunderliche Figur. Aber dieses Verdienst ist so bedeutsam, daß man – wer weiß? – zum Schluß fragen muß, ob er, der verglichen mit den Anderen links und rechts neben ihm, ein Mann ohne Gesicht, eine Zahl ohne bestimmten Wert der Einheit, aus der sie sich aufbaut, gewesen ist – ob er nicht schließlich als eine Art Briefträger ähnlich dem Wandsbecker Boten, auf den er sich neben Luther besonders gerne berief, als Bote, der dies auszurichten hatte, ebenso verdient gemacht hat, wie zehn Andere. Es gibt ja wirklich Situationen, in denen einem der Besuch des Briefträgers lieber ist als alle anderen, an sich viel wertvolleren Besuche. Eine solche Situation konnte die der Theologie im 19. Jahrhundert gewesen sein.“¹⁵⁾

Über das in der „Lehre von der Sünde“ Geleistete ist Tholuck in seinen späteren systematisch-historischen Arbeiten zur Vorgeschichte des Rationalismus insoweit hinausgestoßen, als hier der bereits alternde Erweckungs- und Vermittlungstheologe kräftig den geschichtlichen Zusammenhang zwischen lutherischer Orthodoxie, rationalistischer Verflachung und neupietistischer Erweckung betonte und auf Grund ausgedehnter Quellenstudien unter den mannigfaltigsten Gesichtspunkten darstellte und analysierte. Daß er damit sowohl bei Rationalisten als auch bei Konfessionalisten wenig Anklang fand, kann kaum verwundern. Immerhin bot Tholuck gerade auch durch die von ihm gewählte Form der Darbietung („hallischer Gänsefußchenstil“) den Gegnern genügend Anlaß zur Kritik, ist doch seine „Vorgeschichte des Rationalismus“ mehr eine erschöpfende – dieses ist durchaus zweideutig zu verstehen – Materialsammlung als die wohlbelegte, aber eben auch disziplinierte Darstellung eines geschichtlich-theologischen Zusammenhangs und der Lehren für Gegenwart und Zukunft, die aus solcher historischen Darstellung gezogen werden könnten.

Große Wirkungen haben neben den systematischen Arbeiten Tholucks vor allem dessen exegetische Werke gehabt. Sie richteten sich vorzüglich an die Pfarrer und haben alle mehrere Auflagen erlebt. Für die Geschichte der neutestamentlichen Exegese sind sie u. a. insofern bahnbrechend geworden, als in ihnen das reiche Erbe der altkirchlichen und reformatorischen Schriftauslegung erneut in Erinnerung gerufen

¹⁵⁾ K. Barth, Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert, Berlin 1961³, S. 468. Vgl. auch die weitschauende Bemerkung bei Hirsch, Geschichte (Anm. 13), S. 109: „Die neupietistische Theologie baute auf einem Boden auf, der langsam unterwaschen und weggespült wurde, und ihr einseitiger Einsatz in der Sündenpredigt war schlechterdings nicht geeignet, Deiche an der Stelle bauen zu helfen, wo die Flut wirklich eingebrochen war.“ Damit ist gewiß ein, wenn auch nicht der wesentlichste Grund dafür erkannt, weshalb uns Heutigen Tholuck so seltsam unzugänglich ist.

wurde und damit der Verflachung rationalistischer Bibelauslegung wirksam begegnet werden konnte ¹⁶⁾). Auf welche Weise Tholuck im Detail exegetisch arbeitete, wird an späterer Stelle am Beispiel seiner Auslegung von Röm. 9 bis 11 zu analysieren versucht werden.

Neben dem Systematiker und Exegeten haben Zeitgenossen und Schüler in Tholuck aber vor allem den charismatischen Seelsorger gesehen, der in tiefschürfenden Einzelgesprächen und den regelmäßig gehaltenen Predigten des akademischen Gottesdienstes zum „Seelenführer“ einer ungezählten Schar von Menschen wurde. Trotz eigentlich niemals aussetzender körperlicher Gebrechen und höchster Belastung durch akademische und kirchliche Ämter wußte Tholuck ein Modell intimster Einzelseelsorge zu praktizieren, das ganz auf seine Art abgestimmt war, und gerade dadurch so einmalig und unvergleichlich war, daß es schon zu seinen Lebzeiten zur Legende wurde, die von Japan bis nach Amerika bekannt war. Was so als Einzelgespräch begann, setzte sich nahtlos in den Predigten fort, die Tholuck von der Kanzel des Hallenser Domes aus über Jahrzehnte hin gehalten hat. Sie waren erwecklich und ganz auf die Wirkung der jeweiligen Stunde hin angelegt ¹⁷⁾.

Alle diese Hinweise können jedoch nur andeuten, auf welchen Gebieten und in welcher Weise Tholucks Bedeutung für die Theologie des 19. Jahrhunderts zu suchen ist ¹⁸⁾). Die üblichen Methodengeschichtlicher Klassifikation bleiben, an welchem Punkt des Tholuckschen Lebenswerkes sie auch angesetzt werden, eigentümlich wirkungslos. So hat Barth wohl zu Recht gemeint: „Wer sich mit ihm beschäftigen will, muß sich notgedrungen vor Allem mit ihm selbst befassen... Wichtiger kann das religiöse Individuum, gestaltloser alles Übrige gar nicht werden, kräftiger kann die Biographie gar nicht an die Stelle der Theologie treten, mehr kann die christliche Sache unmöglich im christlichen Menschen aufgehen, als dies bei Tholuck der Fall gewesen

¹⁶⁾ Vgl. z. B. die Beurteilung bei H. Cremer, *Biblisch-theologisches Wörterbuch zur neutestamentlichen Gräcität*, Gotha 1870, Vorrede; Kähler, *Protestantische Dogmatik* (Anm. 5), S. 147f.; W. Wiefel, *Die neutestamentliche Arbeit an der Universität Halle-Wittenberg von 1817–1888* (= *Wiss. Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg* 1975/4, T6), Halle 1975, S. 9ff.

¹⁷⁾ Tholucks Predigten sind vielfach gedruckt worden, wodurch ihre Wirkung noch mehr in die Weite ging, und in jüngerer Zeit, wenn auch ohne aufsehenerregende Ergebnisse, analysiert worden; vgl. J. Doehring, *Die Predigtweise Tholucks*, Diss. Königsberg 1939; M. Schellbach, *Tholucks Predigt. Ihre Grundlage und ihre Bedeutung für die heutige Praxis*, Berlin 1956 (dort die einschlägige Bibliographie).

¹⁸⁾ Eine knappe, aber weitgreifende Skizzierung der Rolle Tholucks innerhalb der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts findet sich bei E. Beyreuther, *Die Erweckungsbewegung* (= *Die Kirche in ihrer Geschichte* 4R1), Göttingen 1963, S. 29.

ist.¹⁹⁾ In welch hohem Maß das biographische und zeitgeschichtliche Element auch Tholucks Beteiligung an der Sache der Judenmission bestimmt hat, wird im folgenden deutlich werden²⁰⁾.

2. „Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“

Wohl nicht ohne fortwirkende Kraft dürfte bereits die Tatsache gewesen sein, daß es ein zum Christentum übergetretener Jude gewesen ist, der Tholuck zum entschiedenen Studium der Theologie zu bestimmen wußte²¹⁾. Dazu bemerkt H. Cremer in seiner Rezension der Biographie Tholucks von L. Witte: „Endlich wäre es doch von Wichtigkeit gewesen, zu berichten, wie Tholuck zur Theologie gekommen ist. Der Segen, der von ihm ausgegangen, ist in reichstem Maß auf ihn zurückgekehrt. Ein durch seinen Glauben und seine Liebe bekehrter Israelit, – sein Erstling Sontheim ist es gewesen, der den totkranken Jüngling fragte: ‚Hast du denn nie daran gedacht, Christo als Theolog zu dienen?‘ So hat Israel die erfahrene Liebe gelohnt!“²²⁾ Erst dieses Wort ist es gewesen, daß den für persönliche Einflußnahme so überaus Empfänglichen endgültig die Entscheidung für die akademisch-theologische Laufbahn fällen ließ²³⁾.

¹⁹⁾ Barth, Die protestantische Theologie (Anm. 15), S. 461.

²⁰⁾ Die grundlegende Biographie Tholucks stammt aus der Feder von dessen Schüler Leopold Witte, Das Leben F. A. G. Tholucks, 2 Bände, Bielefeld–Leipzig 1884/1886. Das hier ausbreitete Material ist jedoch durch verschiedene kleinere Schriften, vor allem von Cremer und Kähler, zu ergänzen. Die Bestände des Tholuck-Archivs, die sich heute in der Obhut des Katechetischen Oberseminars, DDR-48 Naumburg/S., Domplatz 8, befinden, bedürfen noch gründlicher Auswertung.

²¹⁾ Allerdings war Tholuck bereits vorher pro forma an der Berliner Theologischen Fakultät inskribiert, trotzdem standen die orientalistischen Studien in diesen ersten Semestern entschieden im Vordergrund.

²²⁾ H. Cremer, in: ThStKr 62, 1889, S. 415. Vgl. auch M. Kähler, Art.: Tholuck, in: RE³ 19, S. 695–702, bes. S. 697.

²³⁾ Die Bekehrung Sontheims fällt in den Juni/Juli des Jahres 1820. Noch 45 Jahre später erinnert sich Tholuck: „Aber gerade jetzt denke ich daran, wie, noch in zarten Jünglingsjahren, die erste Seele, die der Herr mir geschenkt hat, die Seele eines jüdischen Jünglings gewesen ist! Das ist der Erstling gewesen meiner Lebensernte, und darum rufe ich: Jerusalem, ehe ich deiner vergesse, sei meiner Rechten vergessen! Wünsche ich Jerusalem Glück: es müsse wohl gehen denen, die dich lieb haben! Amen!“ Vgl. A. Tholuck, Predigt beim Jahresfeste der Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden über Hosea 3, Berlin 1865. Vgl. weiter Dr. Tholucks fünfzigjähriges Jubiläum am 2. Dezember 1870, Halle 1871, S. 11 und Witte (Anm. 20), Band 1, S. 223ff. Vgl. auch Tholucks Brief an Stier vom 2. 7. 1821, in: G. N. Bonwetsch (Ed.), Aus A. Tholucks Anfängen. Briefe an und von Tholuck. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Erneuerung im 19. Jahrhundert, Gütersloh 1922, S. 83.

Von 1820 an widmete sich Tholuck vollständig der Theologie und von 1822 an wirkte er zugleich als Sekretär der „Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“. Diesen Posten behielt er bis zu seiner Berufung an die Universität Halle im Jahre 1826. Die „Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“ war auf die Initiative des Begründers der „London Society for Promoting Christianity amongst the Jews“, Lewis Way, und des englischen Botschafters Sir George Rose²⁴⁾ in Berlin am 1. Februar 1822 gebildet und einen Tag später durch Friedrich Wilhelm III. von Preußen bestätigt worden, der der „Gesellschaft“ zugleich einen jährlichen Beitrag von 300 Talern und Portofreiheit zusicherte²⁵⁾. Zum organisatorischen Zentrum dieser „Gesellschaft“ wurde der Berliner Kaufmann Samuel Elsner, der die deutsche Missionsgeschichte des 19. Jahrhunderts in entscheidender Weise mitgestaltet hat²⁶⁾. Bereits ein Jahr später, 1823, fungierte Tholuck auch als offizieller Vertreter der oben erwähnten „London Society“ in Berlin und erhielt für diese Tätigkeit ein Jahresgehalt von 1000 Mark. Zu seinen Aufgaben gehörte es, „Traktate zu übersetzen, der Judenmission dienliche Arbeiten zu schreiben, eine deutsche Zeitschrift herauszugeben, gelegentlich die

²⁴⁾ Zu George Rose vgl. le Roi (Anm. 3), Band 3, S. 25 f.

²⁵⁾ Zur Geschichte der Berliner „Gesellschaft“ vgl. u. a. „Einunddreißigster Bericht ... über das Jahr 1853, nebst einer Übersicht der Geschichte der Gesellschaft“, in: *Neueste Nachrichten aus dem Reiche Gottes* (= NN) 38, 1854, S. 260–271; 289–294; W. Ziethe, 50 Jahre der Judenmission. Eine Denkschrift zur 50jährigen Jubelfeier der Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden, Berlin 1872; le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 142–157. Vgl. auch Fr. Weichert, Die Anfänge der Berliner Judenmission, in: *Jb. f. Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte* 38, 1963, S. 106–141. Zur neuesten Geschichte vgl. L. Wächter, Zum jüdisch-christlichen Gespräch, in: *Zeichen der Zeit* 1975, S. 138–143, bes. S. 138f. – Leopold Zunz, der Begründer der „Wissenschaft des Judentums“, notierte in einem Brief vom 1. 3. 1822 bissig: „Hier (in Berlin, P. M.) ist eine Gesellschaft zur Bekehrung der Juden entstanden, deren Präsident der Generalmajor von Witzleben und Vicepräsidenten Staatsrat Nicolovius und Hofprediger Theremin sind. Sie bitten uns in der erschienenen Ankündigung um Vergebung, predigen übrigens katholische und finstere Dinge.“ Vgl. N. Glatzer (Ed.), Leopold Zunz. Jude – Deutscher – Europäer. Ein jüdisches Gelehrtenchicksal des 19. Jahrhunderts in Briefen an Freunde, Tübingen 1964, S. 126. Über die königliche Förderung der „Gesellschaft“ urteilt B. Offenburg, Das Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins in der preußischen Judenheit. Ein geistesgeschichtlicher Beitrag zur Emanzipationsgeschichte der deutschen Juden, Diss. phil. Hamburg 1933, S. 78: „Damit war der erste Schritt zur Christianisierung der Juden staatlicherseits geschehen ... Der Übertritt vom Christentum zum Judentum, der bisher staatlich gestattet war, wurde ausdrücklich verboten.“

²⁶⁾ Vgl. u. a. M. Funk, Samuel Elsner. Eine Lebensskizze, Berlin 1878. Besonders wichtig war Elsner als langjähriger Herausgeber der „Neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes“, auf deren besondere Bedeutsamkeit auch für die Judenmission wir noch zu sprechen kommen.

Missionsstationen zu besuchen, die Missionare zu unterrichten und jede ihm aufgetragene Korrespondenz zu erledigen.“²⁷⁾

Damit waren dem jungen Gelehrten die Aufgaben auf dem Feld der Judenmission eindeutig vorgezeichnet, und Tholuck hat versucht, diesen nachzukommen, soweit das in seinen Kräften stand. Neben den mancherlei Routinearbeiten, die die Stellung eines Sekretärs der Berliner „Gesellschaft“ mit sich brachte und die heute im einzelnen kaum noch nachzuweisen sind, war es zunächst der Unterricht der Missionare im Hebräischen und der rabbinischen Gelehrsamkeit, der Tholuck beschäftigte. Daß er es hierbei, seiner ganzen Wesensart und Frömmigkeitshaltung entsprechend, niemals nur auf reine Wissensvermittlung anlegte, darf als gesichert gelten. Zu seinen ersten und bedeutendsten Schülern gehörte hier der Proselyt und spätere Missionar Händes, dessen Tagebücher und Reiseberichte als wichtige Quellen zur Arbeit der Judenmission des 19. Jahrhunderts anzusehen sind. Über ihn gab die Jubiläumsschrift der Berliner „Gesellschaft“ von W. Ziethe das Urteil ab: „Er war in gleicher Weise ausgerüstet mit dem Muth und mit der Demuth des Glaubens, mit der heiligen rechten Freude und Ausdauer in der Liebe zu Israel, voll kindlicher Einfalt und doch auch voll geistlichen Scharfblicks und christlicher Weisheit. Im Herzen ein lebendiger Christ, der Sprache und zum Theil der Kleidung nach ein Jude, so war und wirkte er...“²⁸⁾ Auch später noch, bereits in Halle wirkend, hat Tholuck die Berliner „Gesellschaft“ immer wieder auf geeignete Männer für die Missionsarbeit unter den Juden hingewiesen, so z. B. den Hallenser

²⁷⁾ Der entsprechende Passus in den Sitzungsprotokollen der „London Society“ lautet: „At a meeting of a General Committee held 25th Febr. 1823. The foregoing minute of the Mission and Correspondence Sub-Committee was read with the letters therein mentioned, and a subsequent letter from His Excellency the Right Honorable Sir G. H. Rose dated Berlin 21th January 1823 both of whose letters strongly recommend the Committee to accept of the A. Tholucks offer of service on the several points mentioned, viz. to translate tracts, to prepare works useful to Jewish Missionaries, to publish a periodical work in German, to visit occasionally the Missionary stations, to give instruction to Missionaries and to conduct any correspondence which may be committed to him. Resolved that this offer be accepted and that Prof. A. Tholuck be appointed as Representative of this Society at Berlin for the above purposes and such others as this Committee may find beneficial and which Prof. Tholuck may be able to undertake at an annual salary of fifty Pounds Sterling.“ Zitiert nach Witte (Anm. 20), Band 1, S. 469. Tholuck wurde allerdings erst am 25. April 1823 zum außerordentlichen Professor der Theologie in Berlin ernannt, nachdem er bereits Ende 1820 mit nachdrücklicher Unterstützung des Preussischen Kultusministeriums die theologische Lizentiatur hatte erwerben können und in der Urkunde der Jenenser Fakultät, durch die er zum Doktor der Philosophie im April 1822 ernannt wurde, vorgehend als „Professor extraordinarius designatus“ bezeichnet worden war.

²⁸⁾ Zitiert nach le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 148. Die Tagebücher und sonstigen Berichte von Händes wurden von Tholuck auszugsweise im „Freund Israels“ und später in den „Neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes“ abgedruckt.

Studenten Wedemann, der von 1831–1836 in der Missionsarbeit stand ²⁹). Durch die Tätigkeit an der Universität und die damit verbundenen Belastungen war Tholuck jedoch nicht mehr imstande, sich direkt und praktisch mit der Judenbekehrung zu befassen. Ganz offensichtlich war dieses auch von Anfang an gar nicht geplant. Seine Aufgabe sollte in erster Linie das literarische Wirken für die Zwecke der Berliner bzw. Londoner „Gesellschaften“ sein. Bevor wir dieses jedoch näher zu charakterisieren versuchen, ist zunächst auf die Reise nach England einzugehen, die Tholuck im Jahre 1825 durchführte. Sie festigte nicht nur seine Beziehungen zu den Missionsgesellschaften Englands, sondern brachte ihm auch die erste große, in aller Öffentlichkeit ausgetragene Kontroverse um den Rationalismus ein, durch die nicht nur seine Berufung nach Halle fast unmöglich gemacht wurde, sondern auch sein ganzes theologisches Denken und Arbeiten eine neue Richtung erhalten sollte.

Sir George Rose hatte Tholuck zugesagt, daß er die Reise nach England auf Kosten der Londoner „Society“ unternehmen könne. Deshalb richtete Tholuck bereits am 24. Juni 1823 ein Gesuch an den preußischen Minister v. Altenstein, in dem er den Zweck seiner Reise so beschrieb: „Ich habe den Wunsch, im nächsten Jahre von Frühling bis Herbst eine literarische Reise nach Holland, England und Frankreich zu machen. Meine Endzwecke sind erstens religiös-theologische, indem ich den Zustand des Christentums und der Theologie in diesen drei Ländern kennen zu lernen wünsche... In England, wo ich schon jetzt mehrere theologische Verbindungen habe, würde mir, da ich überdies so glücklich bin, die Sprache in der Gewalt zu haben, es besonders leicht werden, die mannigfaltigen Gestaltungen der Erscheinungen des religiösen Lebens zu untersuchen. Außerdem habe ich auch den Endzweck, Materialien zu einer ausführlichen Geschichte der morgenländischen Religionsphilosophie, woran ich schon lange arbeite, zu sammeln, und die gesammelten durch Vergleichung von Handschriften zu vervollständigen. Mein Hauptaufenthalt wird wohl Oxford und Paris sein.“ ³⁰) Da v. Altenstein jedoch befürchtete, Tholuck könnte durch diese Reise veranlaßt werden, sein Tätigkeitsfeld gänzlich nach England zu verlegen, lehnte er dessen Gesuch am 17. Juli 1823 ab. Am 30. Juli 1824 wiederholte Tholuck seinen Antrag und wies darauf hin, daß er weiterhin mit Studien

²⁹) Vgl. den „Siebenten Bericht... über das Jahr 1829“, in: NN (Anm. 25) 14, 1830, S. 427 und die Berichte der folgenden Jahre. Nicht unerwähnt bleiben sollen auch C. Schwartz, vgl. le Roi (Anm. 3), Band 3, S. 337 ff., und der spätere Missionsinspektor Wallmann, vgl. Witte (Anm. 20), Band 1, S. 230 f.

³⁰) Zitiert nach Witte (Anm. 20), Band 1, S. 354, wo der vollständige Text des Gesuchs abgedruckt ist.

zur orientalischen Religionsgeschichte beschäftigt sei, darüber hinaus aber einen großen Kommentar zu den messianischen Stellen der Propheten erarbeiten wolle, zu dem er viele arabische und rabbinische Werke, wie sie sich nur in den englischen Bibliotheken befänden, benutzen müsse ³¹⁾. Erst im Januar 1825 richtete nun v. Altenstein seinerseits ein Unterstützungsgesuch an Friedrich Wilhelm III., das am 19. Januar 1825 durch den König genehmigt wurde. Tholuck erhielt einen außerordentlichen Zuschuß von 300 Talern, und am 26. Februar des gleichen Jahres konnte die zu damaliger Zeit noch höchst beschwerliche Reise nach England angetreten werden.

Anfang Mai 1825 ist Tholuck nach mancherlei Zwischenstationen im westlichen Deutschland und in Holland in London eingetroffen. Im Jahr 1825 gab es in England rund dreißig christliche Gesellschaften und Vereinigungen mit unterschiedlicher Zielsetzung, die in London ihre Jahresfeste feierten. Während Tholucks Aufenthalt in London wurden drei weitere solcher Gesellschaften gegründet. Der junge deutsche Gelehrte hat diese „Spezialität“ des christlichen Lebens in England mit einer Mischung von nüchterner Kritik und bewundernder Anerkennung des darin zum Ausdruck kommenden christlichen Strebens beobachtet und beschrieben. Von den unterschiedlichen Gesellschaften bemerkte er in einem späteren Brief aus Paris an seine Berliner Freunde, sie seien fast „ein Luxusartikel im christlichen Leben Englands“. Kritisch hebt er bei aller Anerkennung vor allem folgende, gewiß zutreffende Beobachtungen hervor: „Der Hauptmakel ist die sichtbare Anstrengung, alle Nerven der Zuhörer zu erregen, um – Geld zu erpressen. Selbst rhetorische Kunstgriffe (vulgo: Kniffe) werden nicht verschmäht... Unter den verschiedenen Gesellschaften ist ein Wettlauf, wer den andern überholt. Ich kann aber diesen Wettlauf nicht mit dem gewöhnlichen Prädikate ‚edel‘ belegen, wenigstens nicht geradezu; es ist viel Ambition dabei... Außer dem sichtlichen Bestreben, Geld zu pressen, ist mir anstößig gewesen der Geist der lügenhaften Komplimentiersucht, welcher in den Reden so allgemein ist.“ Trotzdem urteilte Tholuck zusammenfassend: „Bei allen diesen menschlichen Gebrechen, über deren Abwesenheit bei einem so großen Werke man sich mehr wundern müßte, als über deren Anwesenheit, steht das Werk doch unter Gottes Leitung; und sind wir Deutsche das Auge des christlichen Europa; so soll das Auge im Körper Christi die Hand nicht verachten.“ ³²⁾

³¹⁾ Vgl. Witte (Anm. 20), Band 1, S. 355.

³²⁾ Zitiert nach Witte (Anm. 20), Band 1, S. 392ff.

Am 6. Mai 1825 hielt die „London Society for Promoting Christianity amongst the Jews“, die im Jahr 1809 gegründet worden war ³³), ihr Jahresfest ab. Nach George Rose hielt Tholuck eine kurze Rede in englischer Sprache. Er gab „eine ermunternde Mitteilung von dem, was in den preußischen Landen für das geistige Heil dieses Volkes geschieht, von der teilnehmenden Gesinnung, mit welcher der König selbst diese Unternehmungen ins Auge gefaßt hat, von der gesegneten Tätigkeit des Missionars der Berliner Gesellschaft, von der zunehmenden Teilnahme der Christen an dem Schicksale des verstoßenen Volkes Gottes und von den hier und da stattfindenden Bewegungen unter diesem Volke selbst“ ³⁴). Die Rede Tholucks scheint mit Wohlwollen, aber ohne übermäßige Begeisterung aufgenommen worden zu sein ³⁵).

Es ist übrigens überhaupt auffallend, wie wenig Raum die englische Judenmission in Tholucks Reiseberichten und Tagebüchern einnimmt. Auch wenn er auf Einladung und Kosten der „London Society“ nach England gekommen war, fesselten ihn die verschiedenartigen Aktivitäten und der eigentliche wissenschaftliche Zweck seiner Reise, wie er im Gesuch an v. Altenstein ausgesprochen worden war, eben mehr als das vergleichsweise engbegrenzte Feld der Judenmission. In den späteren Erinnerungen wurde die Englandreise Tholucks ohnehin völlig durch eine Begebenheit überschattet, die sich wenige Tage nach dessen Auftreten vor der „London Society“ ereignete. Auf der Jahresfeier der „Continental Society“ wurde er aufgefordert, über die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands zu berichten. In seiner Stegreifrede erklärte Tholuck u. a.: „Jene preußische Universität, welche der größte Teil der Theologie-Studierenden bezieht, Halle, von wo aus Professor Francke einst den Samen wahrer Religion über Deutschland ausstreute, ist nun der Sitz des Unglaubens. Es zählte diese Universität zwischen 500 und 600 Studenten der Theologie, und mehrere ihrer Professoren fahren fort, jahrein jahraus zu lehren, daß Christus ein Mensch war gleich den übrigen unseres Geschlechts, zum Teil wohl von der göttlichen Vorsehung geleitet, zum Teil aber auch von schwärmerischen Ideen. Wenn das die Lehren sind, die man künftigen Hirten der Herde erteilt, wie kann die Herde auf den Weg der Wahrheit geleitet werden?“

³³) Zur Geschichte der „London Society“ vgl. le Roi (Anm. 3), Band 3, S. 6 ff. Vgl. auch die „Einrichtung und Statuten der Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung des Christentums unter den Juden“, in: NN (Anm. 25) 3, 1819, S. 92 bis 95. Die NN haben später fortlaufend über die Arbeit der „London Society“ berichtet.

³⁴) So zitiert nach dem „Bericht der Jahresfeier der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christentums unter den Juden, am 6. May 1825“, in: NN (Anm. 25) 10, 1826, S. 90–100, bes. S. 95.

³⁵) Bezeichnenderweise wird sie nicht wörtlich wiedergegeben!

Diese Bemerkungen Tholucks wurden zunächst im Juniheft des Londoner „Missionary Register“ veröffentlicht und wenig später durch die hier zitierte Übersetzung der Sonntagsbeilage der „Darmstädter Allgemeinen Kirchenzeitung“, Nr. 138 vom 16. Oktober 1825, auch in Deutschland bekannt. Die Kirchenzeitung stellte sie unter die Überschrift „Verlästerung Deutschlands im Auslande durch Deutsche“ und gab ihr als Motto das Wort von Chr. M. Pauli „Eine frömmelnde Heilandsliebe mindert die Menschenliebe“ bei. Dadurch wurde eine literarische Kontroverse ausgelöst, die ihre eigentliche Brisanz durch die Tatsache erhielt, daß gerade im Oktober 1825 die Verhandlungen über eine Berufung Tholucks ausgerechnet an die Hallenser Theologische Fakultät, die er in seiner Londoner Rede so heftig attackiert hatte, begonnen hatten. Die Fakultät in Halle erhob deshalb heftigen Einspruch beim preußischen Kultusministerium, konnte aber letztlich damit nicht durchdringen, zumal sich Tholuck zu mancherlei versöhnenden Schritten bereit fand, ohne jedoch seinen grundsätzlichen Standpunkt aufzugeben. So hielt er, versehen mit dem aufmunternden Zuruf Hegels: „Gehen Sie hin und bringen Sie ein Pereat dem alten Hallischen Rationalismus“³⁶⁾ und der unter manchen Schwierigkeiten zustande gekommenen Promotion zum Dr. theol. der Berliner Fakultät vom 4. März 1826, am 1. April 1826 seinen Einzug in Halle, wo er von nun an über fünfzig Jahre lang bis zu seinem Tode am 10. Juni 1877 lehren, predigen, Seelsorge treiben und so zu einem der „Kirchenväter des 19. Jahrhunderts“ werden sollte³⁷⁾.

Der Wechsel von Berlin nach Halle bedeutete für diesen zugleich das Ausscheiden aus dem Komitee der „Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“. Der Jahresbericht für 1825 bemerkt dazu: „An die Stelle des Herrn Prof. Tholuck, welcher nach Gottes Leitung in einen anderen Wirkungskreis versetzt ist, indem er dem an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe als Professor ordin. an der Universität zu Halle gefolgt ist, haben wir den Herrn Prof. Hengstenberg in unsern Ausschuß aufgenommen; jedoch wird auch jener unserm Verein noch fernerhin seine Dienste mit freudiger Angelegenheit widmen.“³⁸⁾

³⁶⁾ Zitiert nach Witte (Anm. 20), Band 1, S. 451.

³⁷⁾ Zu den Umständen der Berufung Tholucks nach Halle und seiner Berliner Promotion vgl. Witte (Anm. 20), Band 1, S. 411ff. – Die Bezeichnung Tholucks als „Kirchenvater des 19. Jahrhunderts“ wurde von Wilhelm Hoffmann geprägt: Vgl. L. Witte (Ed.), Immer geknickt, aber nie zerbrochen. Gedanken und Worte von August Tholuck, Hamburg 1907, S. 7; M. Kähler, Art.: Tholuck, in: RE³ 19, S. 702.

³⁸⁾ Vgl. NN (Anm. 25) 10, 1826, S. 294f.

Mit Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802–1869), der heute weithin nur noch als Herausgeber der „Allgemeinen Evangelischen Kirchenzeitung“ und Hauptvertreter des kirchlichen Konservatismus und politischen Legitimus apostrophiert wird, war für Tholuck ein Nachfolger gewonnen worden, der ganz nach dessen Herzen war. Beiden gemeinsam waren nicht nur die bemerkenswerten Kenntnisse in der orientalischen Philologie oder die editorischen Bemühungen um das Werk Calvins³⁹⁾, sondern vor allem die starke Beeinflussung durch die führenden Gestalten der Berliner Erweckungsbewegung. Wie Tholuck versuchte auch Hengstenberg die exegetische Arbeit durch die Rückbesinnung auf die altkirchliche und reformatorische Schriftauslegung zu befruchten⁴⁰⁾. Die gemeinsame Frontstellung gegen den Rationalismus zog beide in den denkwürdigen „Hallischen Streit“ des Jahres 1830 hinein, der durch eine von L. v. Gerlach in der „Allgemeinen Evangelischen Kirchenzeitung“ veröffentlichte Polemik gegen die rationalistische Schrifterklärung der Hallenser Professoren Gesenius und Wegscheider, die von den Betroffenen Tholuck zugeschrieben wurde, ausgelöst worden war⁴¹⁾.

Tholuck durfte also sicher sein, daß die von ihm nur eine verhältnismäßig kurze Zeit in Berlin wahrgenommenen Aufgaben durch Hengstenberg in rechter Weise fortgeführt werden würden, und konnte sich fortan auf eine gelegentliche Mitwirkung an den Arbeiten der Berliner „Gesellschaft“ beschränken. Er tat dieses um so lieber, als ihm in Halle sehr schnell eine neue Aufgabe von gesamtkirchlicher Bedeutung zuwuchs, der er sein ganzes späteres Lebenswerk verpflichtet wußte: der Kampf gegen den theologischen Rationalismus.

Trotzdem versuchte Tholuck, wann immer sich die Gelegenheit dazu ergab, die Ziele der Judenmission zu unterstützen. Im Jahr 1827 erschien in den „Neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes“ ein nicht namentlich gezeichneter Beitrag „Über das Verhältniß der gegenwärtigen Missionsversuche unter den Juden, zu der dereinstigen allgemeinen

³⁹⁾ Hengstenberg besorgte eine Neuausgabe des Genesis-Kommentars von Calvin (Berlin 1838); Tholuck veröffentlichte Calvins Synoptiker-, Johannes- und Apostelgeschichtskommentare (Berlin 1833/34), die Kommentare Calvins zu den Briefen des Neuen Testaments (Halle 1864^a) und die *Institutio christianae religionis* (Berlin 1834/35 und 1846).

⁴⁰⁾ Vgl. vor allem seinen Kommentar zu den Psalmen, der in 4 Bänden 1849–1852 in 2. Auflage erschien.

⁴¹⁾ Vgl. Witte (Anm. 20), Band 2, S. 174ff. Die Literatur zu Hengstenberg ist sehr zahlreich und in den einschlägigen Nachschlagewerken schnell zu finden. Besonders instruktiv ist immer noch J. Bachmann – Th. Schmalenbach, E. W. Hengstenberg nach seinem Leben und Wirken, Gütersloh 1876–1879.

Bekehrung derselben“⁴²⁾. Die Gedankenführung, Argumentationsweise sowie die zitierten Autoritäten lassen Tholuck als Autor dieses Aufsatzes vermuten. Zumindest aber muß der nicht genannte Verfasser als sehr stark von Tholucks Anschauungen abhängig angesehen werden. Der Jahresbericht der Berliner „Gesellschaft“ für 1828 teilte sodann mit, daß die „Gesellschaft zur Bekehrung der Juden Glasgow“⁴³⁾ beschlossen habe, der Berliner „Gesellschaft“ einen dritten Missionar zu finanzieren, der durch Tholuck ausgewählt werden sollte⁴⁴⁾. Allerdings konnte diese Absicht erst 1830 verwirklicht werden, als der schon erwähnte Student Wedemann in Halle sein Examen bestanden hatte und sofort im Anschluß daran über Berlin in das damalige Großherzogtum Posen abreiste⁴⁵⁾. Auf welche Weise Tholuck zum Vertrauensmann der Glasgower Judenmission geworden war, ist nicht mehr sicher zu ermitteln. Noch im gleichen Jahr 1828 konnte die Berliner „Gesellschaft“ die Schrift von Händes „Das Passah-Lamm, oder Passahbelehrungen für Jüdische Kinder; drei Theile, in drei Abendgesprächen zwischen einem Vater und seinem Sohne“ erscheinen lassen, deren Druckkosten durch eine Spende aus Glasgow in Höhe von 20 Pfund Sterling gedeckt wurden, die gleichfalls durch Tholuck vermittelt worden war⁴⁶⁾.

Am 5. April 1829 taufte Tholuck den aus Hamburg stammenden, jüdischen Maler Adolf Loesser in Rom, wo er für einige Zeit als Gesandtschaftsprediger gewirkt hatte. Loesser konvertierte allerdings bald danach zum Katholizismus⁴⁷⁾.

Auf dem Jahresfest der Berliner „Gesellschaft“ von 1829 hielt Tholuck, der in dem darüber erschienenen Bericht als einer der „Directoren dieser Gesellschaft“ bezeichnet wurde, die Festpredigt über Röm. 9, 1–6⁴⁸⁾. Seit 1829 wurde Wedemann auf Tholucks Vorschlag hin durch die Berliner „Gesellschaft“ bis zu seinem Examen im Jahr 1830

⁴²⁾ NN (Anm. 25) 11, 1827, S. 89–97.

⁴³⁾ „The Glasgow Society for promoting Christianity among the Jews“, gegründet am 8. 1. 1819; vgl. le Roi (Anm. 3), Band 3, S. 305ff.

⁴⁴⁾ Vgl. NN (Anm. 25) 13, 1829, S. 346.

⁴⁵⁾ Vgl. NN (Anm. 25) 15, 1831, S. 338 und NN 16, 1832, S. 474f.

⁴⁶⁾ Vgl. NN (Anm. 25) 13, 1829, S. 348.

⁴⁷⁾ Vgl. Witte (Anm. 20), Band 2, S. 142; NN (Anm. 25) 13, 1829, S. 251 und „Mitteilungen aus Tholucks Leben“, in: Sonntagsbeilage Nr. 36 der „Kreuzzeitung“ 1878.

⁴⁸⁾ Vgl. NN (Anm. 25) 13, 1829, S. 241–252, bes. S. 244ff.

finanziell unterstützt ⁴⁹⁾). Von 1830 an wurde dann, wiederum auf Tholucks Anregung hin, ein Student Kliem von der Berliner „Gesellschaft“ vorsorglich unterstützt, um den notwendigen Nachwuchs an Judenmissionaren sicherzustellen ⁵⁰⁾). Allerdings scheint dieser dann später nicht in den Dienst der Judenmission getreten zu sein. In den Jahren 1836 und 1839 hielt Tholuck wiederum die Festpredigten bei den Jahresfesten der Berliner „Gesellschaft“. 1836 predigte er über Joh. 4, 22 „Das Heil kommt von den Juden“ und 1839 über Jer. 31, 20 „Ist nicht Ephraim mein teurer Sohn und mein trautes Kind? Denn ich denke noch wohl daran, was ich ihm geredet habe; darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich sein erbarmen muß, spricht der Herr“ ⁵¹⁾).

Zu Anfang des Jahres 1837 trat Tholuck in Verbindung mit Leopold Zunz, der in einem Brief vom 14. Mai 1837 lakonisch darüber berichtete: „Kürzlich hat mich auch Prof. Tholuck aus Halle besucht und mich aufgefordert, einige Bücher zu schreiben. Ich forderte ihn auf, mir eine Pension zu verschaffen oder eine einträgliche Professur“. ⁵²⁾ In einem Brief vom 22. Dezember hieß es dann beiläufig: „Ich stehe jetzt in Correspondenz mit (F. A. G.) Tholuck in Halle“. ⁵³⁾ Die einzig nachweisbare Frucht dieser Verbindung scheinen die Berichtigungen geblieben zu sein, die Zunz zu Tholucks „De ortu cabbalae“ in dessen „Litterarischem Anzeiger“ 1838 veröffentlichte ⁵⁴⁾).

⁴⁹⁾ Vgl. NN (Anm. 25) 14, 1830, S. 427 und NN 15, 1831, S. 338.

⁵⁰⁾ Vgl. NN (Anm. 25) 15, 1831, S. 338.

⁵¹⁾ Vgl. NN (Anm. 25) 20, 1836, S. 225–237, bes. S. 227–237. Der „Dreizehnte Bericht etc. über das Jahr 1835“, in: NN 20, 1836, S. 293 vermerkte: „Schließlich erwähnen wir noch für unsere auswärtigen Mitglieder, daß wir im Laufe des vorigen Monats das Jahresfest unserer Gesellschaft in der Neuen Kirche vor einer gedrängten Anzahl von Zuhörern begangen haben, und wir können es nicht unterlassen, eine Mittheilung dieser Feier, und insbesondere die bei dieser Gelegenheit von dem Consistorial-Rat Dr. Tholuck aus Halle gehaltenen Predigt diesem Bericht beizufügen, indem wir hoffen, daß durch dieselbe Liebe, Eifer und Theilnahme für das Volk des Bundes durch welches uns so große Segnungen zu Theil geworden sind, in vielen unseren Mitchristen angeregt und vermehrt werden wird.“ Vgl. weiter NN 23, 1839, S. 240, wo Tholuck wieder als „Secretair der Gesellschaft“ bezeichnet wird, sowie S. 252–262 „Altargebet und Festpredigt bei der Jahresfeier der Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden. Berlin 11. April 1839“ und S. 297.

⁵²⁾ Zitiert nach Glatzer (Anm. 25), S. 195.

⁵³⁾ Zitiert nach Glatzer (Anm. 25), S. 198.

⁵⁴⁾ Vgl. Zunzens Brief vom 6. Mai 1838: „Dem Prof. (F. A. G.) Tholuck hatte ich zu seinem Werkchen de cabbala, das er mir geschickt, einige Bemerkungen eingesandt, die er in seinem Anzeiger Nr. 15 d. J. abdrucken lassen (wird). Das ist also mein neuestes Opus.“ Zitiert nach Glatzer (Anm. 25), S. 202. Vgl. auch L. Zunz, Gesammelte Schriften, Band 3, 1876, S. 105ff.

1839 empfahl Tholuck Karl Theodor Teichler als Judenmissionar ⁵⁵⁾, der von 1840–1848 für die Berliner „Gesellschaft“ tätig war ⁵⁶⁾.

Das Jahr 1840 wurde für die innere Biographie Tholucks von entscheidender Bedeutung. Er selber hat dieses in einem Brief vom 14. Januar 1872 so beschrieben: „Wie viel habe ich von diesem Unterschiede der Zeiten erlebt, wenn ich an meine Anfangszeiten denke und an diese letzten zwei Jahrzehnte! Welch ein Unterschied, wenn man selbst mit einem abgehenden Geschlechte von Feinden zu kämpfen hat, oder mit einem aufgehenden! Mit einem aufgehenden haben wir jetzt zu kämpfen. In jenen Zeiten, von 1817–1840, ein aufwachendes Geschlecht durch alle evangelischen Länder hindurch von dem baltischen Meere bis nach Genf, von Nordamerika bis Paris – gerade so wie 1650–1750 –, und jetzt der schwere Abfall unter den Geistlichen selbst und überdies unter den Laien, selbst in Ländern wie England und Schottland. Da gilt es auch am Tage der kleinen Dinge nicht zu verzagen...“ ⁵⁷⁾ Tholuck fühlte, daß seine eigentliche Arbeit, der Kampf gegen den Rationalismus, getan war. In die Auseinandersetzungen der Zeit nach 1840 um Hegelianer und Junghegelianer, Lichtfreunde, Revolution und Reaktion wurde er zwar noch hineingezogen, ohne den Gang der Dinge jedoch noch entscheidend fördern und gestalten zu können.

Inwieweit auch die Entwicklung der deutschen Judenmission insgesamt und der Berliner „Gesellschaft“ insbesondere das merkbliche Nachlassen des Tholuckschen Interesses an dieser Arbeit bedingt haben mag, wird noch zu erörtern sein. Daß auch der greise Tholuck die Anstöße, die er aus dem Wirken der Judenmission empfangen hatte, nicht vergaß, bewies u. a. die Predigt beim Jahresfest der Berliner „Gesellschaft“ des Jahres 1865 über Hos. 3, 1–5, die er unter das Thema „Die Wahrheit Gottes in der Erfüllung seiner Drohung über Israel unser Unterpfand, daß er auch seine Verheißungen an ihm erfüllen werde“ stellte, sowie die Äußerungen aus Anlaß seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums ⁵⁸⁾.

In gewisser Weise hat sich Tholucks Gattin Mathilde, geb. v. Gemmingen, die von den Studenten hochverehrte „Frau Rätin“, der den

⁵⁵⁾ Vgl. NN (Anm. 25) 24, 1840, S. 362.

⁵⁶⁾ Vgl. le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 149.

⁵⁷⁾ Zitiert nach Witte (Anm. 20), Band 2, S. 391f. Vgl. auch die ähnlich lautenden Äußerungen in: Dr. Tholucks fünfzigjährigem Jubiläum (Anm. 23), S. 16f.

⁵⁸⁾ Vgl. die Belege Anm. 23.

Händen ihres Mannes entglittenen Aufgaben angenommen. Wilhelm Faber ⁵⁹⁾ berichtete im Vorwort zu den „Erinnerungen an Professor Tholucks Heimgang von Mathilde Tholuck“, die 1892 in Leipzig erschienen: „Meinem früheren Berufe als Judenmissionar verdanke ich auch die Freundschaft der ehrwürdigen Lebensgefährtin Tholucks. Gastlich bot sie dem studentischen Judenmissionskreis ihren Saal zu Versammlungen, liebevoll betätigte sie ihre Teilnahme für Gläubige aus Israel. Ein kleiner bessarabischer getaufter Judenknabe, der mit seiner Mutter eine Zufluchtsstätte in Halle gefunden, ist täglicher Gast bei Frau Rätin, die mit großmütterlicher Sorgfalt sich seiner annimmt... Wie schön ist es doch, daß die von jugendlicher Begeisterung getragene Liebe Tholucks für das Heil des alten Bundesvolkes noch über sein Grab hinaus durch die Gefährtin seines Lebens weiter gepflegt wird.“ ⁶⁰⁾

3. „Der Freund Israels“

Haben wir uns bisher darauf beschränkt, Tholucks Wirken im Dienste der Judenmission allgemein biographisch zu skizzieren, so gilt es nun, jenes Feld Tholuckscher Tätigkeit genauer zu schildern, welches ihm in besonderem Maß aufgegeben und gelegen war: das literarische Wirken für die Zwecke der Londoner und Berliner „Gesellschaften“ ⁶¹⁾. An den Anfang sei „Der Freund Israels. Eine Zeitschrift für Christen und Israeliten“ gestellt, die nur zwei Jahrgänge in den Jahren 1824 und 1825 erlebte, bei Trowitzsch und Sohn in Berlin erschien und das Motto „Lasset uns in Liebe die Wahrheit suchen. Eph. 4, 15“ trug. In der Vorrede zum 1. Heft beschrieb Tholuck den Zweck und geplanten Inhalt folgendermaßen: „Sie (d. i. die Zeitschrift P. M.) soll suchen herzliche Theilnahme zu erwecken und durch die Theilnahme liebevolles Mitwirken zu dem großen Ziele. Denn wenn jeder Christ für jeden Juden, mit dem er in Berührung kommt, ein barmherziger Samariter, ein

⁵⁹⁾ Zu Faber vgl. le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 171ff.

⁶⁰⁾ Erinnerungen an Professor Tholucks Heimgang von Mathilde Tholuck, Leipzig 1892, S. 6 f. An gleicher Stelle erwähnt Faber auch, daß Martin Kähler vor den Freunden der Instituta Judaica am 22. Juni 1884 (Gründungsfeier des Vereins) „ein Bild davon (gab), was Tholuck dem schweren Werk der Evangelisierung Israels, dem Aschenbrödel unter den Arbeiten am Reiche Gottes, und was er einzelnen Seelen aus Israel gewesen“. Leider ist dieser Vortrag Käblers nicht gedruckt worden. Zumindest ist er auch in der von E. Kähler zusammengestellten Bibliographie im Anhang zu Kähler, Protestantische Dogmatik (Anm. 5), S. 290ff. nicht nachgewiesen worden.

⁶¹⁾ Vgl. den Anm. 27 zitierten Auszug aus dem Sitzungsprotokoll vom 25. 2. 1825 der Londoner „Society“!

erleuchtender Philippus, ein Petrus am Pfingstfeste wird, der die großen Taten Gottes an seinen Herzen zu verkündigen sich gedrungen fühlt, dann wird Israel sein Ohr neigen, sein harter Nacken wird weich werden, sein steinernes Herz fleischern und es wird seinem Bräutigam entgegengehen. Auf der anderen Seite sollen diese Blätter auch dem Israeliten bestimmt sein, um ihm die liebevollen Gesinnungen zu offenbaren, welche jeder wiedergeborene Jünger Jesu für die Kinder Abrahams hat; um ihm zu zeigen wie sein Testament so genau mit dem unsers Herrn übereinkommt, und endlich um ihm auch in manchen wichtigen Beispielen die Kraft des Heilandes an den Herzen seines Volkes zu beweisen... Zu dem Ende wird diese Zeitschrift enthalten: 1. Abhandlungen über wichtige alttestamentliche Gegenstände; auch wichtige Stellen aus rabbinischen Schriften. 2. Erzählungen aus der jüdischen Geschichte und aus dem Leben bekehrter Israeliten. 3. Missionar-Berichte über die Verbreitung des Christenthums unter den Juden neuerer Zeit.“⁶²⁾

Dieses Programm hat Tholuck mehr oder weniger im Alleingang zu bewältigen versucht, wenn er auch häufig von der Gelegenheit Gebrauch machte, aus fremden Schriften umfangreiche Zitate zu verwerten. Das trifft vor allem auf jene Gruppe von Beiträgen zu, die man als Berichte aus der Arbeit der Judenmission ansehen kann. Vornan standen hier solche Mitteilungen, in denen die Lage der Juden und Judenmission in den verschiedensten Ländern beschrieben wurde. Allerdings handelt es sich hierbei zumeist nur um streiflichtartige Nachrichten, aus denen es unmöglich wäre, ein auch nur einigermaßen geschlossenes Bild der tatsächlichen Vorgänge zu gewinnen. Am häufigsten waren die Berichte aus Preußen, Polen und Rußland, aber der Blick der Leser wurde auch nach Kleinasien, Jerusalem, Hinterindien und sogar nach Australien gelenkt⁶³⁾. Besondere Erwähnung mag in diesem Zusammenhang auch die Schilderung der Jahresfeier der Londoner „Society“ am 6. Mai 1825 verdienen, an der Tholuck, wie bereits erwähnt, ja selbst teilgenommen hatte⁶⁴⁾.

Zu den Nachrichten aus der Missionsarbeit müssen die umfangreichen Auszüge aus den Tagebüchern und Reiseberichten der Judenmissionare gezählt werden. An erster Stelle sind die umfangreichen Berichte aus dem Leben des Stephan Schultz (1714–1776) zu nennen⁶⁵⁾, für die Tholuck

⁶²⁾ Der Freund Israels. Eine Zeitschrift für Christen und Israeliten (= FI) 1, 1824, S. 1f.

⁶³⁾ Die entsprechenden Berichte vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 76–79, 90–99, 158–176, 198–210; FI 2, 1825, S. 15–20, 32–41, 139–150, 150–155 und 189–196.

⁶⁴⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 2, 1825, S. 88–104, 202–211, bes. S. 206.

⁶⁵⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 185–197; FI 2, 1825, S. 61–87 und 163–189.

die autobiographischen Aufzeichnungen jenes Mannes verwandte, von dem le Roi später bemerkte: „Nie aber wohl seit der Apostel Tage wurde ein Judenmissionar so weit unter Juden und Christen bekannt als Stephan Schultz.“⁶⁶⁾ Er war der vielleicht bedeutendste Missionar, den das Callenbergische Institutum Judaicum in Halle hervorgebracht hat. Seine Reisen führten ihn durch ganz Europa und bis nach Kleinasien sowie Palästina. Von 1760 an wirkte er als Nachfolger Callenbergs in der Leitung des Hallenser Institutum Judaicum, zugleich hielt er vielbesuchte Vorlesungen an der Hallenser Theologischen Fakultät, so z. B. 1775 ein „Collegium antijudaicum“⁶⁷⁾. In der Einleitung zu den Auszügen aus „Die Leitungen des Höchsten durch Europa, Asien und Afrika“ (Halle 1771–1775) vermerkte Tholuck zur Darstellungsweise kritisch: „Schade, daß der Vortrag in diesem Werk zu breit ist, dabei so viel Unnöhthiges mit eingeflochten!“⁶⁸⁾ Aber das war eben der Stil jener Zeit, wie er sich gewöhnlicherweise bereits in der Gestaltung der Titel bemerkbar machte.

Wenn Stephan Schultz wohl auch der bedeutendste Hallenser Judenmissionar gewesen ist, so dürfen doch zwei andere Männer den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die ersten gewesen zu sein, die im Dienst des Institutum Judaicum auszogen: Johann Georg Widmann (gest. 1754) und Johann Andreas Manitius (1707–1758). Ihre erste Missionsreise geschah im Jahr 1730 und führte zunächst nach Polen. Widmann, durch unglückliche Jugenderlebnisse stark depressiv veranlagt, bereitete Callenberg auch in seiner Tätigkeit als Judenmissionar viele Schwierigkeiten, zumal „er glaubte Gesichte und Offenbarungen gehabt und ein prophetisches Amt nach Art Johannis des Täufers unter den Christen, zumal aber unter den Juden überkommen zu haben. Insbesondere hielt er sich berufen, dem endlichen Reiche Gottes unter Israel die Bahn zu brechen“⁶⁹⁾. Er stand bis 1739 in Callenbergs Diensten, versuchte dann, eine Gruppe von Christen und bekehrten Juden zu bilden, die in Palästina eine Kolonie gründen sollten, um so dem bevorstehenden Anbruch des Gottesreiches einen Stützpunkt zu bieten, starb aber über diesen Plänen 1754 in Stettin und wurde in der dortigen St. Jacobi-Kirche beigesetzt. Von ganz anderer Art war Manitius, der aus Etzien bei Brandenburg stammte, als Theologiestudent in Halle unter Callenbergs Einfluß kam

⁶⁶⁾ le Roi (Anm. 3), Band 1, S. 322.

⁶⁷⁾ Zu Schultz und seinen umfangreichen Veröffentlichungen vgl. le Roi (Anm. 3), Band 1, S. 304ff, und derselbe, Stephan Schultz, Gotha 1878².

⁶⁸⁾ FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 185.

⁶⁹⁾ le Roi (Anm. 3), Band 1, S. 281.

und zunächst Widmann, später auch Schultz, auf ihren Missionsreisen begleitete. „Ohne jede überspannte Erwartung und von der Rechnung auf Erfolg in keiner Weise bestimmt, betrieb er sein Missionswerk. Nicht der Gedanke an eine bevorstehende allgemeine Judenbekehrung, so äußerte er sich einmal, als man ihm ein anderes Amt anbot, treibe ihn zu seinem Zeugnisse an die Juden, sondern dass die Pflicht der Liebe und Zurechtweisung von Irrenden zu keiner Zeit versäumt werden dürfe. Von einer allgemeinen Verstockung der Juden aber solle man nicht so schnell sprechen, ehe man nicht und zwar den Einzelnen in ihrer Muttersprache das theure Evangelium liebevoll, deutlich, gründlich, überzeugend und anhaltend vorgehalten habe. Die Juden sollten uns auch am Tage des Gerichts nicht beschuldigen dürfen, wir Christen hätten ihnen den Glauben an den Messias nicht vorgehalten.“⁷⁰⁾ Bis 1744 hat Manitus für die Judenmission gewirkt, dann zwang ihn „eine krankhafte Anlage zum Fettwerden, welche auch nicht einmal durch die geringe und entbehrungs-volle Lebensweise im Missionsamt überwunden wurde und ihm große Atmungsbeschwerden verursachte“, zur Annahme einer Pfarrstelle zunächst in Nienburg, später in Köthen, wo er 1758 gestorben ist⁷¹⁾. Tholuck druckte im „Freund Israels“ die „Geschichte der Gefangenschaft der zwei Missionare der Callenbergischen Anstalt im Österreichischen“⁷²⁾. Widmann und Manitus waren 1733 in Böhmen unter dem Verdacht in Haft genommen worden, hussitische Prediger zu sein. In der mehrmonatigen Haftzeit, die sie meistens in den Block geschlossen zubringen mußten, widerstanden die Missionare erfolgreich allen Versuchen, sie zum Übertritt zum Katholizismus zu bewegen.

Der dritte Bericht erinnert an das Wirken jenes Mannes, dem die Londoner „Society“, die Berliner „Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“ und damit Tholuck selbst so viel verdanken: Lewis Way (1773–1840)⁷³⁾. Dieser ehemalige Advokat widmete sein ganzes Leben und beträchtliches Vermögen der Sache der Judenmission, die erst durch ihn zu einer Europa umspannenden Organisation wurde. Die Grabinschrift in der Palestine Place-Kapelle preist ihn als denjenigen, „dessen rastloser Eifer daheim und auswärts

⁷⁰⁾ le Roi (Anm. 3), Band 1, S. 287.

⁷¹⁾ Zu Widmann und Manitus vgl. le Roi (Anm. 3), Band 1, S. 280ff. mit Angabe der von diesen verfaßten Schriften.

⁷²⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 2, S. 21–31. Zu dieser Begebenheit vgl. auch le Roi (Anm. 3), Band 1, S. 288ff.

⁷³⁾ Zu 1. Way vgl. le Roi (Anm. 3), Band 3, S. 19ff. mit Literatur.

den Grund zu dem Missionswerke unter Gottes altem Volke legte, dessen kraftvolle Ansprache die christlichen Souveräne nicht erfolglos aufrief, das Unrecht der Jahrhunderte wieder gut zu machen, dessen Auslegungen des Wortes Gottes die Kirche Christi erweckten, mitfühlend Anteil an der Bekehrung und Wiederherstellung der Juden zu nehmen“⁷⁴). Im „Freund Israels“ wurde die „Reise des Herrn Way nach Palästina und Stiftung einer Maltesischen Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden“ geschildert⁷⁵).

An vierter Stelle ist ein „Brief des Missionars Moritz aus Zytomir in Rußland (im Auszuge)“⁷⁶) zu nennen. Johann Christian Moritz wurde 1786 als Sohn des Kaufmanns Marcus Treitel in Bernstein (Pommern) geboren und erhielt den Namen Moses. 1809, aus Anlaß seiner Taufe, wechselte er den Namen. 1817 wurde er durch L. Way in die Judenmission eingeführt und arbeitete bis 1825 unter den Juden Rußlands im Auftrag des Zaren Alexander. Von 1825 an wirkte er dann 42 Jahre lang als Missionar der Londoner „Society“ vor allem in Skandinavien und in Deutschland. 1868 ist er in London gestorben⁷⁷).

Zweimal veröffentlichte Tholuck auch Auszüge aus den Tagebüchern des Judenmissionars Joseph Wolff⁷⁸), den man einen „Meteor in der Mission“⁷⁹) genannt hat. Wolff wurde 1795 geboren und begehrte bereits als achtjähriger Knabe nach dem Evangelium, wenn er auch an einer ernsthaften Verfolgung dieses Zieles noch durch seine Eltern gehindert wurde. In der Zeit um 1810 begegnete er in Halle Georg Christian Knapp⁸⁰), dem Vorgänger Tholucks, der dem nach Erkenntnis Ringenden zurief: „Kennen Sie Christum? Er ist Gott über alles. Wenn Sie das nicht glauben, ist es eine große Sünde Christ zu werden.“ Wegen der Nachstellungen durch die Juden Halles zog Wolff nach Weimar, wo ihm Johannes Daniel Falk, damals noch „ein Lump mit tausend andern Lumpen in der deutschen Litteratur“, wie er später von sich selbst bekannt hat, empfahl: „Lassen Sie sich raten, bleiben Sie, was Sie sind; wenn Sie Jude bleiben, werden sie ein berühmter Mann werden, als Christ

⁷⁴) Zitiert nach le Roi (Anm. 3) Band 3, S. 24f.

⁷⁵) Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 76–79. Zur Gründung der Maltesischen „Gesellschaft“ vgl. auch le Roi (Anm. 3), Band 3, S. 23. Sie geschah am 2. Mai 1823.

⁷⁶) Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 57f.

⁷⁷) Zu J. Chr. Moritz vgl. le Roi (Anm. 3), Band 3, S. 99ff. mit Literatur.

⁷⁸) Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 52–56 und 79–89.

⁷⁹) Vgl. le Roi (Anm. 3), Band 3, S. 152.

⁸⁰) Vgl. F. A. G. Tholuck, Art.: Knapp, G. Chr., in: RE³ 10, S. 588ff.

hingegen nie einen Namen erlangen. Christen, die tüchtig sind, gibt es in der ganzen Welt im Überfluß.“ Goethe jedoch hielt dagegen: „Junger Mann, folgen Sie der Stimme Ihres eigenen Herzens, und lassen Sie sich nicht nach dem gelüsten, was Falk Ihnen sagt.“ Nach mancherlei Irrfahrten ließ sich Wolff 1812 in Prag durch den Abt des Benediktinerklosters Emmaus taufen. In Wien studierte er orientalische Sprachen und wurde 1815, trotz seiner katholischen Konfession, in das berühmte Tübinger Ev.-Theologische Stift aufgenommen. Ständig zwischen Katholizismus und Protestantismus schwankend, begab sich Wolff 1816 nach Rom, um den Katholizismus an seiner Wurzel kennenzulernen. Im Seminario Romano gehörte der spätere Papst Pius IX. zu seinen Kommilitonen. Als Wolff jedoch mit der Inquisition in Konflikt geriet, floh er 1819 nach London, wo er in die Dienste der „Society“ eintrat. „Sein Plan aber war, überall den zerstreuten Juden Jesum zu verkündigen und die Zeit der Versammlung Israels wieder anzubahnen. Seine überspannte Phantasie ließ ihn auch in der allerseltsamsten Weise überall gewisse Anzeichen der Erfüllung der Prophetie erblicken; zugleich aber erfüllte ihn ein übermässiges jüdisches Nationalbewußtsein. Das alles trieb ihn vorwärts.“⁸¹⁾ Wolff bereiste ganz Europa und Kleinasien, kam bis nach Indien und Afrika und wurde schließlich 1837 bei einer Reise zu den Juden Amerikas durch den Bischof von New Jersey ordiniert, worauf er 1838 ein Pfarramt in England übernahm. Doch bereits nach fünf Jahren brach er erneut auf, und erst 1844 ließ er sich endgültig in England nieder, wo er als Inhaber einer kleinen Pfarrstelle 1862 gestorben ist⁸²⁾. Tholuck veröffentlichte im „Freund Israels“ Auszüge aus den Tagebüchern der Reise Wolffs nach Palästina und Ägypten, die im Jahr 1822 stattfand. An diesen Auszügen wird u. a. die antikatholische Haltung und Tätigkeit Wolffs besonders deutlich.

Schließlich ist noch eine kurze Mitteilung aus dem Tagebuch des Mai 1824, verfaßt von G. F. G. Händes, zu erwähnen⁸³⁾. Tholuck konnte hier die direkten Beziehungen zu seinem ehemaligen Schüler am Missionsseminar des Johannes Jänicke nutzen, um so auch einmal wirklich aktuelles Material den Abonnenten seiner Zeitschrift zu präsentieren⁸⁴⁾.

Auf die Gruppe der Berichte aus der Missionsarbeit in Vergangenheit und Gegenwart lassen wir diejenigen folgen, die man unter dem Begriff

⁸¹⁾ le Roi (Anm. 3), Band 3, S. 151.

⁸²⁾ Zu Wolff vgl. le Roi (Anm. 3), Band 3, S. 146ff. mit Literatur.

⁸³⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 2, 1825, S. 212–214.

⁸⁴⁾ Zu Händes vgl. le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 148. Vgl. auch Anm. 28 dieser Arbeit.

der „Bekehrungsgeschichten“ zusammenfassen könnte. An ihre Spitze sei die „Bekehrungsgeschichte eines Juden im zwölften Jahrhundert nach der Geburt Christi, von ihm selbst beschrieben“ ⁸⁵⁾ gestellt. Der Held dieser autobiographischen Erzählung ist der Proselyt und Prämonstratenser Hermann von Köln, ein Zeitgenosse des Bernhard von Clairvaux. Tholuck benutzte hierzu nach eigener Angabe ⁸⁶⁾ des „Raymundi Martini Ordinis Praedicatorum Pugio Fidei adversus Mauros et Judaeos, cum observationibus Josephi de Voisin, et introductione Joh. Benedicti Carpzovi, qui simul appendicis loco Hermanni Paulinae Academiae Lipsiensis recensuit“, welches 1687 in Leipzig erschien ⁸⁷⁾. Darauf folgt, wohl mehr als warnendes Beispiel aufgenommen, der „Lebenslauf des Uriel Acosta, der von der christlichen zur Jüdischen Religion übertrat, von dieser zum Naturalismus überging, und durch Selbstmord endete; von ihm selbst beschrieben“ ⁸⁸⁾. Es handelt sich hierbei um einen Auszug aus der Selbstbiographie Acostas „Exemplar humanae vitae“, die durch Ph. Limborch in „De veritate religionis christianae amica collatio cum erudito Judaeo“ ⁸⁹⁾ publiziert wurde. Uriel Acosta, eigentlich: Gabriel da Costa, wurde wohl 1585 (oder 1594) in Portugal als Glied einer marranischen Familie geboren. Aus Zweifeln an der katholischen Lehre vom Ablass und am Christentum überhaupt floh er nach Amsterdam, um dort zum Judentum zu konvertieren. Seine Kritik an der jüdischen Tradition und die Leugnung der Unsterblichkeit führten zum synagogalen Bann in Hamburg und Venedig, sowie zu Geldstrafen, Autodafé der Schriften und körperlicher Züchtigung in der Synagoge von Amsterdam. 1640 nahm sich der Mann, der als Vorläufer Spinozas angesehen werden kann, das Leben, wenn man der späteren Überlieferung trauen darf ⁹⁰⁾. Sein

⁸⁵⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 17–47.

⁸⁶⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 17f.

⁸⁷⁾ Zu dieser Ausgabe vgl. H. L. Strack, Art.: Raimundus Martin, in: RE³ 16, S. 413. Tholuck gab den Namen des Editors fälschlich mit Joh. And. Carpzow an, es handelt sich jedoch um Johannes Benedikt (II.) Carpzow (1639–1699), einen Schüler des Johannes Buxtorf d. J. (1599–1664). Tholuck selbst hat später in der 1. Auflage der „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“ die Geschichte der berühmten Gelehrtenfamilie Carpzow geschrieben. Vgl. auch le Roi (Anm. 3), Band 1, S. 78.

⁸⁸⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 63–71.

⁸⁹⁾ Basel 1740, S. 651ff.; Erstdruck 1687; vgl. auch C. Gebhardt, Die Schriften des Uriel da Costa, Heidelberg 1922.

⁹⁰⁾ Vgl. dazu J. J. van Oosterzee, Art.: Acosta, Uriel, in: RE³ 1, S. 140, der als Todesjahr 1647 nennt.

bewegtes und tragisches Schicksal hat noch 1846 Karl Gutzkow zu der Tragödie „Uriel Acosta“ angeregt.

Hatte Tholuck auf diese Weise eine der ganz und gar unglücklichen Existenzen zwischen Judentum und Christentum ins Gedächtnis gerufen, so vermochte er, indem er einen Nachfahren eben jenes Uriel Acosta dem Leser vorstellte, ein in seiner Sicht sehr viel glücklicheres Exempel darzustellen. Gemeint ist die „Bekehrungsgeschichte der Israeliten Isaak Acosta und Abraham Cappadose in Holland“⁹¹⁾. Tholuck publizierte hierzu einen „Brief des Herrn Missionarius Prediger Thelwall aus Amsterdam“ vom 17. Juni 1823. Rev. A. S. Thelwall (gest. 1864) war ein Schüler des Wayschen Seminars zu Stansted, lehrte dann am Trinity College zu Dublin und kam 1819 nach Amsterdam, wo er eine Traktatgesellschaft gründete, die Schriften für die Judenmission herausgab. Thelwall trat auch selbst als Verfasser von Missionstraktaten hervor, die unter dem Sammeltitle „Old Testament Gospel“ veröffentlicht wurden⁹²⁾.

Isaak da Costa, wie sein Name üblicherweise wiedergegeben wird, wurde 1798 als Großneffe des Uriel Acosta in Amsterdam geboren. Sein Vater, Daniel da Costa, gehörte zu den aufgeklärten Geistern der Zeit, ohne jedoch offen mit dem Judentum zu brechen. Durch Willem Bilderdijk wurde der junge Isaak von einem rationalistischen Deismus zum Christentum bekehrt und 1822 zusammen mit Abraham Cappadose getauft. Dieser, 1795 als Kind portugiesischer Juden in Amsterdam geboren, studierte auf Wunsch seiner Eltern Medizin, in deren Annalen er sich später durch die Bekämpfung der Kuhpockenimpfung eintragen sollte. Zugleich trieb er aber ausgedehnte philosophische Studien, bis er gleichfalls durch Bilderdijk zu einem positiven Christentum bekehrt wurde. Von da an haben beide Männer das kirchliche Leben ihrer Zeit in entscheidender Weise mitbestimmt⁹³⁾. Isaak da Costa, den man einen „Prophetensohn“ genannt hat und der als der größte holländische Dichter des 19. Jahrhunderts gefeiert wurde, wurde zum Vorkämpfer gegen den Vulgärrationalismus, den er in einer Flut von Schriften unterschiedlichsten Genres unermüdlich angriff. Dabei vergaß er seine Herkunft niemals und wies gerne darauf hin, daß er aus einer Familie stamme, die einst nicht aus der babylonischen Gefangenschaft nach Palästina zurückgekehrt war und deshalb auch keinen Anteil an der

⁹¹⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 71–75.

⁹²⁾ Vgl. le Roi (Anm. 3), Band 3, S. 24, 27 und 81.

⁹³⁾ Vgl. Tholucks durchaus nicht unkritische Bemerkungen zum Wirken beider in: NN (Anm. 25) 11, 1827, S. 93 (ohne Namensnennung!).

Kreuzigung Christi haben konnte! Dieser in seiner streng anti-rationalistischen Frömmigkeit Tholuck so verwandte Geist starb 1860 mit den Worten „Es ist noch vorhanden eine Ruhe dem Volke Gottes“⁹⁴).

Abraham Cappadose gehörte zu den Mitbegründern des „Niederländisch evangelisch-protestantischen Vereins für Evangelisation“, der es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, das ganze Land mit der reinen Schriftlehre zu erfüllen. Zugleich bemühte er sich auf mannigfaltige Weise um die Katholiken in Spanien und Italien. Für die holländische Judenmission wurde seine Gründung einer Gesellschaft der „Freunde Israels“ wichtig. Aus der Kirche trat er aus, weil diese keine Lehrzucht ausüben wollte. 1874 ist er im Haag gestorben⁹⁵).

Die Reihe der Bekehrungsgeschichten wird fortgesetzt durch den „Wahrhaften Bericht von Gottfrieds Bekehrung vom Judenthum zum Christenthum. Von ihm selbst aufgesetzt“⁹⁶). Gemeint ist Johann Adam Gottfried, der 1726 in Altona geboren wurde und 1750 in Erlangen getauft wurde. Aus seiner Feder stammen neben der mehrfach aufgelegten Selbstbiographie mehrere Schriften, in denen er sich an die Juden mit der Aufforderung zur Bekehrung wandte. 1773 starb er⁹⁷). Es folgt die „Merkwürdige Bekehrungsgeschichte des Rabbi Selig und Rabbi Mendel, welche in der Synagoge Christum als den Heiland bekannten“⁹⁸). Benjamin Selig, genannt Felix, aus Jung-Bunzlau in Böhmen konvertierte zunächst zum Katholizismus, lebte dann wieder als Jude und wurde schließlich in Weikersheim (Württemberg) durch den Hofprediger Kern getauft. Aron Mendel, der sich als Christ Johann Ludwig Karl Friedrich Christlieb nannte, wurde ebenfalls durch Kern in Weikersheim einige Jahre nach Selig, 1754, getauft. Ihre Bekehrungsgeschichte, aus der Tholuck zitierte, wurde durch Kern, der selbst Proselyt war, 1760 in Hildenburghausen veröffentlicht⁹⁹).

⁹⁴) Zu Isaak da Costa und seinen Schriften vgl. le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 300ff.; J. A. Gerth van Wijk, Art.: Da Costa, Isaak, in: RE³ 4, S. 401ff.; J. Meyer, Isaak da Costas weg naar het christendom, Amsterdam 1946.

⁹⁵) Zu Abraham Cappadose und seinen Schriften vgl. le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 298ff.; D. Kalmijn, Abraham Capadose (Diss. Utrecht), 's-Gravenhage 1955.

⁹⁶) Vgl. FI (Anm. 62) 2, 1825, S. 107–128.

⁹⁷) Zu J. A. Gottfried vgl. le Roi (Anm. 3), Band 1, S. 399ff. mit Literatur.

⁹⁸) Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 129–158.

⁹⁹) Vgl. le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 50 mit Literatur.

Zu den Bekehrungsgeschichten gehörte schließlich auch die des „Christian Salomon Deutsch, nachherigen christlichen Predigers“¹⁰⁰⁾. Dieser wurde 1734 in Temesvar, das damals zu Ungarn gehörte, geboren, besuchte die Talmudschule in Prag und durchstreifte anschließend fast ganz Europa, bis er schließlich in Amsterdam 1767 getauft wurde. 1777 erhielt er eine Pfarrstelle in Mijdrecht. Die aus diesem Anlaß gehaltene Antrittspredigt bildet den Kern des Tholuckschen Berichts. Das Hauptwerk des 1797 Verstorbenen ist der dreibändige Traktat „Israels verlossinge en eeuwige Behoudenis“ (Amsterdam 1769 bis 1793) gewesen¹⁰¹⁾. Drei weitere Bekehrungsgeschichten, die Tholuck im „Freund Israels“ veröffentlicht hat, sind historisch nicht näher zu fixieren gewesen¹⁰²⁾.

Durch drei Beiträge versuchte Tholuck auch grundsätzliche Probleme der Mission unter den Juden zu beleuchten. Der erste, aus Tholucks Feder stammend, trägt den Titel „Wie hat der Christ sich der zu Christo bekennenden Israeliten anzunehmen?“¹⁰³⁾ In ihm wird die geldliche Unterstützung der Proselyten ganz allgemein abgelehnt, dagegen wird die individuelle Fürsorge stark betont, die gelegentlich auch die materielle Versorgung mit einschließen kann. Um diese Aufgabe zu verwirklichen, möge jede Judenmissionsgesellschaft drei Mitglieder – und zwar einen Gelehrten, einen Kaufmann und einen Handwerker – wählen, die sich der Proselyten annähmen. Insbesondere aber soll jeder die Taufe begehrende Jude gründlich auf seine Motivation hin überprüft werden, ehe man ihn in die Kirche aufnimmt. Bei den Getauften sei dann streng darauf zu sehen, daß sich nicht Hochmut, Unwahrhaftigkeit, Trägheit und Liebe zum Müßiggang entwickeln. Tholuck bewies durch diesen Aufsatz, daß er die teilweise unhaltbare Lage erkannt hatte, in die Juden geraten konnten, wenn sie zum Christentum übertraten. In den allermeisten Fällen waren es bereits Erwachsene, die nach langen inneren Kämpfen die Taufe beehrten. Damit verloren diese aber fast automatisch die soziale Bindung zur jüdischen Gemeinschaft, in der sie aufgewachsen waren, ohne jedoch sofort und vollständig in die christliche

¹⁰⁰⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 2, 1825, S. 55–60.

¹⁰¹⁾ Vgl. zu Christian Salomon Duytsch (so die korrekte Namensschreibung) le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 59ff. mit Literatur.

¹⁰²⁾ Es sind die „Erzählung von der Bekehrung eines jüdischen Knaben an Bord eines Schiffes mit Gefangenen in Sheerneß“, in: FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 48–51, die sich als Gegenwartereignis stilisiert; ein Beitrag „Verborgenes Christenthum unter den Juden“, in: FI 2, 1825, S. 104–106, der von einem bekehrten Juden in Schlesien erzählt, der mit der Taufe wartete, bis sich auch seine Familie bekehrt hatte; die „Bekehrungsgeschichte eines jungen Israeliten“, in: FI 2, 1825, S. 128–139.

¹⁰³⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 109–120.

Gesellschaft integriert zu werden. Da mußten Bildungsschranken und Zunftordnungen überwunden werden, um von dem latenten Mißtrauen der Christen den Proselyten gegenüber gar nicht erst zu sprechen. Selbst Tholuck war von solchen Regungen keineswegs vollständig frei, wie seine Forderung nach gründlichster Überprüfung der Motivation jüdischer Taufbewerber verrät. Zu tief saß der durch schlechte Erfahrungen genährte Verdacht, daß bekehrungswillige Juden weniger nach der durch Christus geschenkten Erlösung als nach materiellen Vorteilen unterschiedlicher Art streben könnten. Die Biographie so manches zum Christentum übergetretenen Juden aus dieser Zeit weiß in ergreifender Weise von der Heimatlosigkeit und Verlassenheit zu berichten, in die jener ohne Hoffnung auf eine gründliche Besserung seiner Lage geriet.

Welche Schwierigkeiten hier auf beiden Seiten zu überwinden waren, zeigt die Geschichte eben jener Einrichtungen, durch denen den jüdischen Proselyten Hilfe zu geben versucht wurde. 1823 gründete der „Rheinisch-Westfälische Verein für Israel“ eine Anstalt für jüdische Taufbewerber in Stockamp bei Düsseldorf, die allerdings bereits 1825 geschlossen werden mußte, weil man bei dieser Arbeit zu schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Wahrscheinlich sind es diese sich abzeichnenden Mißerfolge gewesen, die auch Tholuck zu solcher Reserviertheit veranlaßten. War die Anstalt in Stockamp im wesentlichen eine Missionsschule für Proselyten gewesen, so weitete Adalbert Graf von der Recke-Volmerstein die Aufgaben seines 1822 in Düsseldorf gegründeten Rettungshauses bald dahingehend aus, daß in diesem bekehrungswilligen Juden auch der Übergang zu einem bürgerlichen Gewerbe ermöglicht werden sollte. 1824 wurden auf diese Weise 20 Juden in Düsseldorf betreut, später stieg diese Zahl zeitweilig sogar bis auf 50 an. 1830 wurde jedoch auch dieses Asyl bereits wieder geschlossen, weil sich in ihm zu viele Arbeitsscheue versammelten, die lediglich eine sichere Versorgung anstrebten. Graf v. der Recke hat dann nur noch jüdische Kinder zusammen mit christlichen in seiner Anstalt aufgenommen und erzogen. 1836 begründete die Berliner „Gesellschaft“ einen „Verein zur christlichen Fürsorge für jüdische Proselyten“, der sich mit wechselndem Erfolg um das äußerliche Fortkommen der jüdischen Katechumenen und Proselyten bemüht hat. Le Roi hat alle diese Versuche zusammenfassend dahingehend charakterisiert: „Hatte man hierbei mit vielen Unwürdigen zu thun, so hat es doch auch an Lohn für diese Arbeit durchaus nicht gefehlt; denn eine erhebliche Zahl der so Verpflegten hat nachher ihrem Christennamen Ehre gemacht. Innerhalb der Gemeinden aber ist für die geistliche Pflege der Proselyten meistens überaus wenig geschehn.“¹⁰⁴⁾

¹⁰⁴⁾ Le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 258.

Später stellte Tholuck die Frage „Wann wird ein Israelit wahrhaft bekehrt?“¹⁰⁵⁾ Gewöhnlicherweise, so meinte er, würden die Juden dadurch bekehrt, daß sie die christliche Auslegung der alttestamentlichen Weissagungen anerkennen. In diesem Zusammenhang entwickelte Tholuck das „Ideal eines Buches...“, welches Zeugniß vom Messias an Israel hieße, und dieses nach der Schrift fortschreitend so entwickelte, in steter Einfalt, und doch mit Abweisungen aller Mißverständnisse – daß im ganzen Buche der Name Jesus erst auf der letzten Seite stehen dürfte und etwa dabei: Nun seht einmal nach, ob ers nicht ist!“¹⁰⁶⁾ Der Verfasser der „Lehre von der Sünde“ wies dann aber zugleich auf einen zweiten, tiefer greifenden Weg der Erkenntnis und Bekehrung hin: „Mit dem Messer des Gesetzes muß unerbittlich die harte Haut aufgeschnitten werden, die jede Krümmung der geheimen Ader der Eitelkeit und des Stolzes verdeckt, damit der Unrath des alten Menschen ihm in der Tat stinkend erscheine und er ein Graun und einen Eckel vor sich selbst bekommt. Dann erst, dann erst werde ihm, wenn dieses Grauen vor sich selbst beginnt, davon gesagt, daß sein Messias aber nicht bloß gekommen sei um alle Adern der Tücke seines Herzens offenbar zu machen, sondern auch um ihm Vergebung bei Gott zu bewürken und dadurch denn auch ihm ein Heilmittel einzugeben, vermöge dessen die Giftadern allmählig absterben würden und gesundes Blut in seinen geistlichen Menschen sich ergießen werde... So wird denn also der gewöhnliche Weg der Bekehrung der Israeliten durch Weissagungen nur Segen haben, wo zugleich damit Hand in Hand geht Erkenntniß der Sünde, Vergebung der Sünde, und das Flehen um den heiligen Geist.“ Für den christlichen Judenmissionar gelte aber vor allem die Gewißheit: „Ist Liebe stärker als der Tod, so ist sie auch stärker als alle Rabbinischen Spitzfindigkeiten und wird die armen Söhne Abrahams überwinden.“

Fast ein Jahrhundert zurück in die Vergangenheit führten die sehr viel grundsätzlicheren „Äußerungen eines Mitgliedes der Brüdergemeine über seine Art mit den Juden sich zu besprechen“¹⁰⁷⁾. Wiedergegeben wird ein Bericht des Samuel Lieberkühn, der 1710 in Berlin geboren wurde. Sein Vater, der Hofgoldschmied Friedrich Wilhelms I., hielt enge Verbindung mit Spener und Francke, weshalb er den Sohn auch in den Franckeschen Anstalten zu Halle erziehen ließ. Schon während seiner Studienzeit in Halle und Jena kam Lieberkühn in Kontakt mit der Brüdergemeine, der er 1735 beitrat. 1736 wirkte er gemeinsam mit

¹⁰⁵⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 234–240.

¹⁰⁶⁾ Die Anregung zu einem solchen Buch stammte von Rudolf Stier. Vgl. dessen Brief vom 10. 5. 1824, in: Tholucks Anfänge (Anm. 23), S. 100f.

¹⁰⁷⁾ Vgl. FI (Anm. 62), 2, 1825, S. 196–201.

Zinzendorf unter den Juden und Zigeunern der Wetterau ¹⁰⁸). Dadurch lernte er die Judenmission der Brüdergemeine näher kennen, über die le Roi urteilt: „Ganz besonders aber verdient es Erwähnung und Anerkennung, dass die Brüdergemeine die erste evangelische Kirche gewesen ist, welche die Judenmission als ein Werk ihrer Kirche selbst trieb, und welche es nicht der privaten Liebeshätigkeit überließ. In ihrem Namen und Auftrage gingen ebenso wie unter die Heiden Missionare unter die Juden. Hier zuerst wurde die Mission ein kirchliches Werk.“ ¹⁰⁹) Im Auftrag der Herrnhuter kam Lieberkühn 1737 zu den Juden Böhmens und anschließend nach Amsterdam, wo er den Juden in allem, was ihm sein Gewissen nur irgend erlaubte, ein Jude wurde. 1740 bereiste er England, und auch in den folgenden Jahren, in denen er an verschiedenen Orten als Prediger der Brüdergemeine wirkte, blieb er der Sache der Judenmission und den Juden, die ihn erfurchtsvoll „Rabbi Samuel“ zu nennen pflegten, treu verbunden. Als Lieberkühn 1777 starb, betrauerte die Brüdergemeine ihn als denjenigen, der nicht nur durch seine Bemühungen um die Judenmission, sondern auch durch seine katechetischen und dogmatischen Arbeiten wegweisend geworden war.

Tholuck zitierte aus einem Bericht Lieberkühs an die Brüderunität aus dem Jahr 1764 über seine Methode, mit den Juden zu disputieren: „Ich bleibe bei dem Hauptpunkt: Jesus der Gekreuzigte ist der Messias... Von diesem Punkt lasse ich mich nicht ablenken, und wenn mich die Juden in eine andere Materie hineinziehen wollen, z. B. von der Dreieinigkeit, so sage ich ihnen, daß man davon nicht eher sprechen könne, als bis es mit dem Glauben an Jesum, als dem Messias, seine Richtigkeit habe... Ich gebe den Juden zu, daß die Verheißungen des alten Testaments, welche von ihrer Erlösung aus der jetzigen Zerstreuung handeln, noch nicht erfüllt sind; daß sie aber zu seiner Zeit in Erfüllung gehen werden... Indem ich ihnen eingeräumt habe, daß sie ihr Gesetz behalten können, wenn sie an Jesum gläubig werden, habe ich vielen Anstoß bei ihnen weggenommen... Jesus hat nirgends gelehrt, daß bei den Juden das Gesetz aufgehoben sey. Hingegen ging dasselbe die Heiden, welche sich zu Jesus bekehrten, nichts an, weil es ihnen nicht gegeben worden war, und also ist es ihnen nicht aufzuerlegen... Es ist sehr nöthig, daß die Juden einen rechten Begriff von dem Volke Gottes

¹⁰⁸) Vgl. C. Axenfeld, Graf Zinzendorf und Samuel Lieberkühn, Köln 1873; G. Dalman – A. Schulze, Zinzendorf und Lieberkühn, Studien zur Geschichte der Judenmission, Leipzig 1903.

¹⁰⁹) le Roi (Anm. 3), Band. 1, S. 364.

aus den Heiden bekommen, damit das Ärgerniß aufhöre, welches sie insgesamt an den Christen nehmen.“¹¹⁰⁾

Lieberkühn führte damit Gedanken aus, die auch Zinzendorf bewegt hatten. Dieser wollte innerhalb der Brüdergemeine eine besondere judenchristliche Gemeinschaft bilden, die missionierend auf die Judenheit einwirken sollte. Allerdings wandte sich Zinzendorf später von dieser Idee ab, als er ihre Undurchführbarkeit und Wirkungslosigkeit erkennen mußte. Die eigentliche theologische Problematik des „Judenchristen“, die auch heute noch keineswegs als bewältigt betrachtet werden sollte, war ihm dabei überhaupt nicht in den Blick gekommen. Möglicherweise aber ist der logenartige Zusammenschluß von Judenchristen, 1770 in Amsterdam, durch Gedankengut Zinzendorfs und Lieberkühns beeinflußt worden¹¹¹⁾.

Durch einige Artikel versuchte Tholuck auch in die Welt jüdischen Denkens einzuführen. Die Auswahl der Themen wurde weitgehend durch apologetische Interessen bestimmt. Am wichtigsten dürften die „Betrachtungen über das Buch Sohar und Auszüge daraus“¹¹²⁾ sein. Tholuck konnte hier auf das Material zurückgreifen, das er in dem im gleichen Jahr erschienenen Büchlein „Wichtige Stellen des Rabbinischen Buches Sohar, in Text und Übersetzung, nebst einigen Anmerkungen“¹¹³⁾ vorgelegt hatte. Dieses fußte auf dem „Specimen theologiae Soharicae“ des G. Chr. Sommer (Gotha 1734), der versucht hatte, die gesamte christliche Lehre aus dem Sohar zu entwickeln. Die Absicht seines Buches und damit auch des Aufsatzes im „Freund Israels“ beschrieb Tholuck folgendermaßen: „Aus diesem wichtigsten Buche (d. i. dem Sohar P. M.) teilen wir hier eine Reihe merkwürdiger Aussprüche mit, die schon früher ein christlicher Lehrer Sommer (Specimen theologiae Soharicae, Gotha 1734) gesammelt hatte. Es sind vorzugsweise solche, welche mit den christlichen Lehren große Übereinstimmung haben. Die evangelischen Glaubensboten unter den Juden werden sie benutzen können, teils um die Israeliten zu überzeugen, daß so vieles, was sie im Christenthum verschmähen, schon von ihren ältesten, für heilig geachteten Lehrern ausgesprochen worden ist...“ So war das Buch als

¹¹⁰⁾ FI (Anm. 62) 2, 1825, S. 197ff. Vgl. auch die etwas andere Textfassung, die le Roi (Anm. 3), Band 1, S. 367f. mitteilt.

¹¹¹⁾ Zum Problem des „Judenchristentums“ vgl. den entsprechenden Artikel von F. Majer-Leonhard, in: RGG³ 3, Sp. 972ff. mit Literatur.

¹¹²⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 120–128 und 179–183.

¹¹³⁾ Berlin 1824, revidierte Neuauflage Berlin 1837 (ed. Biesenthal), 1876 erschien in Leipzig eine 4. Auflage dieser Ausgabe.

regelrechte Missionsschrift aufgemacht und als solche auch durch die Berliner „Gesellschaft“ mit einem beträchtlichen Druckkostenzuschuß subventioniert worden, so daß es für nur 75 Pfennige verkauft werden konnte. Dieses bedeutete aber fast zwangsläufig, daß Tholuck sich von vornherein jede tiefergehende Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Kabbala, auf das er möglicherweise durch seine Studien über den Sufismus gestoßen war, und deren Hauptwerk, dem Sohar (= Glanz), so genannt nach Dan. 12,3 „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz“, versagen mußte. Weshalb er sich denn auch darauf beschränkte, diejenigen Passagen aus dem Sohar erneut zu publizieren, die bereits seit der Reformationszeit dafür herhalten mußten, die christlichen Wahrheiten als auch in der jüdischen Kabbala bekannt auszuweisen¹¹⁴⁾. So übernahm Tholuck aus dieser Tradition denn auch fast alle Irrtümer und Fehlauslegungen, durch die das Verständnis des Sohars wie der kabbalistischen Literatur überhaupt christlicherseits belastet war. Das betraf nicht nur die Frage der Entstehungszeit und Verfasserschaft, sondern vor allem auch die oberflächliche Inanspruchnahme kabbalistischer Spekulationen als Wahrheitsbeweise der christlichen Lehre. Um dazu nur ein Beispiel namhaft zu machen: In einer Anmerkung auf S. 71 seines Buches über den Sohar bemerkte Tholuck: „Es ist auffallend, daß die heutigen Kinder Israels so sehr die Lehre von der dreifachen Art des göttlichen Seins anfeinden und verwerfen, da doch die älteren Israeliten alle sie so fest glaubten.“ Daß damit der komplizierte Gottesbegriff der Kabbala, der ja letztlich auf eine Zehneinigkeit Gottes hinausläuft, unzulässig simplifiziert wurde, ist unbestreitbar¹¹⁵⁾.

Etwa zur gleichen Zeit hat Tholuck für die Berliner „Gesellschaft“ einen „Briefwechsel zweier Rabbinen über das ewige Leben“¹¹⁶⁾ geschrieben, von dem nicht zu ermitteln war, ob er überhaupt gedruckt worden ist. Möglicherweise ist er als anonymer Traktat erschienen.

In den „Proben Rabbinischer Weisheit“¹¹⁷⁾ gab Tholuck Auszüge aus dem Talmudtraktat Abot, wozu er bemerkte: „Diese Aussprüche sind

¹¹⁴⁾ Vgl. A. Wünsche, Art.: Kabbala, in: RE³ 9, S. 688f.

¹¹⁵⁾ Tholucks Schrift über den Sohar fand trotz oder gerade wegen dieser Schwächen so manchen Nachahmer: vgl. le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 120. Vgl. auch Tholucks spätere Schrift „De ortu Kabbalae“, die 1837 in Hamburg als 2. Teil des Programms „De vi quam graeca philosophia in theologiam tum Muhammedanorum tum Judaeorum exercuerit“ veröffentlicht wurde, und Anm. 54 unserer Arbeit hierzu. Zur Kabbala und dem Sohar vgl. G. Scholem, Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen, Frankfurt/M. 1957, mit Literatur. Scholem hat zusammen mit E. Müller auch eine deutsche Teilübersetzung des Sohar publiziert.

¹¹⁶⁾ Vgl. le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 142f.

¹¹⁷⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 2, 1825, S. 155–160.

größtentheils wahrhaft gottesfürchtig, sinnvoll und aus dem Leben gegriffen. Einige haben Aehnlichkeit mit einigen Aussprüchen unseres Herrn.“¹¹⁸⁾ Weiter teilte er „Merkwürdige Aussprüche von Rabbinen über den Messias und sein Werk“¹¹⁹⁾ mit. Die rabbinischen Aussagen aus Tikkune Sohar und den Midraschim Bereschit Raba, Kohelet und Tehillim werden ohne jeden näheren Kommentar aneinander gereiht, auch wird eine sichere Bezugnahme auf Christus nicht behauptet. Ebenso kurz war der Aufsatz „Die Jugendgeschichte Abrahams nach der rabbinischen und muhammedanischen Tradition“¹²⁰⁾ gehalten, zu dem noch „Die Geschichte Bileams“¹²¹⁾ hinzugefügt werden kann.

Im Jahr 1825 veröffentlichte Tholuck schließlich einen Beitrag zu einer aktuellen jüdischen Problematik. Unter dem Titel „Über die neue Synagoge der sogenannten reformierten Juden“¹²²⁾ äußerte er sich zu der Schließung der von Israel Jacobson (1768–1828) 1815 zunächst in seinem Haus, später dann in dem des Bankiers Jakob Beer, des Vaters von Giacomo Meyerbeer, eingerichteten Synagoge. Über dieses Unternehmen schrieb Heinrich Graetz später: „Infolge der Siege der Deutschen über Napoleon und der sogenannten heiligen Allianz war die Kirchlichkeit in Mode gekommen und steckte auch diejenigen Juden damit an, welche früher nicht das geringste Bedürfnis nach Andacht empfanden. Solche Halbbekehrte, aber nicht für das Judentum, sondern für religiöse Empfindelie Eingenommene fanden sich zum Jacobsonschen Gottesdienst ein, um sich zu erbauen und sich Andacht zu verschaffen... Das war der Ursprung einer Reformpartei, einer winzigen Gemeinde in der Gemeinde, die aber durch ihre anfängliche Rührigkeit und das abstoßende Wesen des althergebrachten Gottesdienstes eine Zukunft hatte. Der Mittelpunkt dieses neuen Gottesdienstes war die deutsche Predigt, die Jacobson meistens selbst hielt. Sie übte den meisten Reiz aus, weil die sogenannten ‚gottesdienstlichen Vorträge‘ der Rabbiner und der polnischen oder mährischen Wanderprediger nach jeder Seite geschmacklos waren... Plötzlich wurde der Berliner Betsaal von der preußischen Regierung auf Grund der Beschwerden einiger Altfrommen wegen Neuerung geschlossen. Friedrich Wilhelm III. war jeder Neuerung,

¹¹⁸⁾ FI (Anm. 62) 2, 1825, S. 155.

¹¹⁹⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 59–62.

¹²⁰⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 176–179.

¹²¹⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 219–234.

¹²²⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 2, 1825, S. 41–53.

auch in jüdischen Kreisen abhold und haßte sie als Umsturzversuche.“¹²³⁾

Tholuck wandte sich in seinem Beitrag vor allem gegen den Verdacht, daß die Berliner „Gesellschaft“ etwas mit den königlichen Repressalien zu tun gehabt habe und erklärte: „Die neue Synagoge in Berlin ist seit einem halben Jahr auf Befehl Sr. Majestät geschlossen worden. Die Judenschaft glaubt, daß dazu die Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden Veranlassung gegeben habe. Sie sei aber überzeugt, daß durch diese Gesellschaft auch nicht Ein Schritt dafür geschehen ist. So wenig als diese Gesellschaft durch Geld zu locken sucht, so wenig wird sie durch Verordnungen zu zwingen suchen. Jene Schließung der neuen Synagoge ist aus den Grundsätzen hervorgegangen, die S. Majestät überall in Ausübung bringen, wo ein Theil einer vorhandenen Religionsgesellschaft Neuerungen im Cultus vornehmen will.“ Den Gottesdienst der Reformsynagoge sah Tholuck als Ausdruck eines „alttestamentlichen Deismus“ an und schlußfolgerte: „In jeder Rücksicht scheint daher, von christlichem Standpunkt aus betrachtet, die Nicht-Unterdrückung der neuen Synagoge wünschenswerth. Wendet sie sich immer entschiedener zum leeren Deismus, so wird sie das Schicksal treffen, was stets den Deismus traf, und für die geschichtliche Offenbarungsreligion wird ein neuer Triumph erwachsen. Sollten ihre Lehrer immer tiefer ins Alte Testament eindringen, so könnte ein lebendiges und dabei schlackenfreies Judenthum entstehen – welcher Fall freilich am unwahrscheinlichsten ist. Geschieht aber das, was den Fügungen Gottes nach in dieser Zeit das Wahrscheinlichste ist, werden einzelne Gemeindeglieder und Lehrer von dem im Christenthum erwachenden lebendigeren Geiste ergriffen, so erfolgt der Übertritt einer bedeutenden Anzahl in die Kirche Christi, und eine Vorbereitung für die Anderen in großem Umfange.“ Tholuck schloß mit einem Appell an die Glieder der Berliner Reformgemeinde: „Darum denn, ihr Seelen Israels, die ihr Christum kennet aber nicht bekennet, lasset euch bitten und ermahnen, aufzuheben eure Häupter und eure Hände von Stund an und von Grund der Seele zu flehen, daß die Kraft euch verliehen werden möge, die Banden, die euch jetzt binden zu durchbrechen!“ Tatsächlich erlebte das Berliner Judentum jener Zeit eine Taufbewegung, innerhalb

¹²³⁾ H. Graetz, *Volkstümliche Geschichte der Juden*, Band 3, Leipzig o. J., S. 583. Schon Heinrich Heine hatte diese „gute, reinliche Religion, diesen Mosaikgottesdienst mit den orthographischen deutschen Gesängen und gerührten Predigten“ spöttisch apostrophiert. Zu den bekanntesten Predigern an der Reformsynagoge gehörte Leopold Zunz: Vgl. A. Altmann, *Zur Frühgeschichte der jüdischen Predigt in Deutschland*. Leopold Zunz als Prediger, in: *Year Book, Leo Baeck Institute* 6, London 1961, S. 3–59 und derselbe, *The New Style of Preaching in 19th Century German Jewry*, in: derselbe (Ed.), *Studies in 19th Century Jewish Intellectual History*, Cambridge (Mass.) 1964, S. 65–116.

derer bis zu über 200 Taufen im Jahr vorkamen. Inwieweit es sich hierbei aber durchweg um ein Ergriffensein „von dem im Christenthum erwachenden lebendigeren Geiste“ gehandelt haben mag, muß vorerst dahingestellt bleiben. Wohl so mancher den traditionellen Formen seiner Religion entfremdete Jude trat nur deshalb zum Christentum über, um mit der Taufe jenes „Entréebillett zur europäischen Kultur“ und einer dieser „Kultur“ gemäßen Form der Religionsausübung zu gewinnen, wie Heinrich Heine in sarkastischer Weise angemerkt hat¹²⁴⁾.

In zwei Aufsätzen hat Tholuck endlich auch versucht, dem Leser umfassendere theologische Fragen nahezubringen. Der erste „Die Offenbarung des Alten Bundes und die des Neuen in ihrem genauen Zusammenhange“¹²⁵⁾ läuft auf den in der christlichen Literatur seit den Tagen des Neuen Testaments immer neu formulierten Gedanken hinaus: „Es kann zur Überführung der verblendeten Kinder Abrahams nicht mehr dienen, als sie darauf hinweisen, wie sie gerade in der Zeit ihr Heiligthum, ihre Priesterschaft, ihr Opfer verloren, als das Heiligthum des geistlichen Leibes Christi in der Welt erschien, als die Glieder des unsichtbaren Christenstaates allzumal die geistliche Priesterwürde empfangen hatten (1. Petri 2,9.), als das große Opfer für die Sünden der Welt dargebracht worden war.“¹²⁶⁾ Dieser Gedanke wurde dann durch den Aufsatz „Die Weissagungen Jesu über Jerusalem nebst Beschreibung der Zerstörung der heiligen Stadt“¹²⁷⁾ spezifiziert, in dem Tholuck weitläufig und nur leicht kommentiert die einschlägigen Passagen aus Josephus ausbreitete. Wichtig für die grundsätzliche Einstellung Tholucks zum theologischen Problem des Judentums ist jedoch die Einleitung: „Das deutlichste Zeichen, daß Gott den alten Bund als Vorbild gegründet, ist gewiß, daß, als das Urbild erscheint, er das Vorbild, welches sich nicht will verwandeln lassen ins Urbild, aus der Mitte thut unter dem Donner seines Grimms. Wichtig muß uns daher die Geschichte des Untergangs dieser heiligen Stadt seyn, weil mit dem Untergang dieser Stadt auch zugleich das Volk, das durch zwei Jahrtausende geleitet worden war von seinem Gott wie ein Adler seine Jungen auf seinen Fittigen trägt, entlassen wird aus der Kindschaft und in die Fremde

¹²⁴⁾ Zur inneren, geistigen Verfassung des Judentums der damaligen Zeit vgl. die Bemerkungen weiter unten.

¹²⁵⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 1–17 und 99–108.

¹²⁶⁾ FI (Anm. 62) 1, 1824, S. 12.

¹²⁷⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 2, 1825, S. 1–14.

gestoßen. Wogegen der Segen sich zu einem neuen Geschlechte wendet, zu dem nur ein Theil jenes alten Volkes hinzugethan wird.“¹²⁸⁾

In einer „Anzeige für die Theilnehmer an der Zeitschrift: Der Freund Israels“¹²⁹⁾ vom 10. bzw. 12. Dezember 1825 kündigte Tholuck dann an: „Den Theilnehmern an jener Zeitschrift zeige ich hierdurch an, daß dieselbe vom nächsten Jahre an nicht mehr besonders erscheinen, sondern mit der Zeitschrift: Neueste Nachrichten aus dem Reiche Gottes vereinigt werden wird. Jedes vierte Heft der letztgenannten Zeitschrift wird ausschließlich Mittheilungen gewidmet seyn, die sich auf die Vorbereitung der Heilserkenntniß unter den Israeliten beziehen. Es werden demnach jährlich vier Hefte dieser Monatschrift an die Stelle der vier Hefte des Freundes Israel treten, auch wird jährlich für diejenigen Leser, welche sich diese vier Hefte besonders binden zu lassen wünschen, ein besonderer Titel ausgegeben werden: Der Freund Israels. Der Grund zu dieser Einrichtung liegt darin, daß die Neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes sich einer viel weiteren Verbreitung erfreuen als der Freund Israels und um deßwillen eher das Interesse an der Sache Israels allgemein machen können, wie auch darin, daß die Versendungen auf diese Weise vereinfacht werden. Überdieß ist der Antheil an der Sache des Evangelii unter den Juden bisher so gering gewesen, daß die Zahl der Theilnehmer an einer diesem Gegenstande besonders gewidmeten Vierteljahresschrift nicht hinreichten, die Kosten völlig zu decken...“

Der „Freund Israels“ war also bereits nach zwei Jahren schlicht pleite gegangen. Wenn wir ihn trotzdem so ausführlich darzustellen versucht haben, dann geschah das vor allem deshalb, weil gerade an dieser kurzlebigen Zeitschrift der Arbeitsstil und die Einstellung des jüngeren Tholuck zur Judenmission so besonders deutlich zu erkennen sind. Die Gründe für den geringen Erfolg dieser Tholuckschen Zeitschrift sind mannigfaltiger gewesen, als dieses der Herausgeber selbst erkannte und benannte. Ganz gewiß bestand ein Hauptübel von Anfang an darin, daß es in den seit 1817 erscheinenden „Neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes“ eine Zeitschrift gab, die das Anliegen der Judenmission, eingebettet in die christlichen Missionsbestrebungen ganz allgemein, auf eine Weise förderte, die der mit Arbeit überhäufte junge Berliner Dozent nicht annähernd erreichen konnte. Der besondere Vorzug der „Nachrichten“, der auch dem heutigen Leser sofort auffällt, war deren Aktualität. Im Vergleich dazu mußte der „Freund Israels“ wie ein häufig eben doch recht flüchtig zusammengestellter Almanach wirken, dessen Material fast durchweg veraltet war oder aus zweiter Hand stammte. Die

¹²⁸⁾ FI (Anm. 62) 2, 1825, S. 1.

¹²⁹⁾ Vgl. FI (Anm. 62) 2, 1825, ohne Seitenzählung.

Berechtigung dieses harten Urteils wird einsehbar, sobald man nur vergleicht, was der 8. und 9. Jahrgang der „Nachrichten“ 1824 und 1825, also gleichzeitig mit dem „Freund Israels“, an Beiträgen veröffentlichte, die die Judenmission betrafen. Wir finden da nicht nur den 15. Jahresbericht der Londoner „Society“ für 1823, sondern auch den 1. Bericht der Berliner „Gesellschaft“. Darüber hinaus berichtete der 8. Jahrgang der „Nachrichten“ noch über die Juden in Palästina und die Tätigkeit der Missionare Moritz und Händes. Der darauf folgende 9. Band der „Nachrichten“ aus dem Jahr 1825 enthielt wiederum mehrere Berichte über die Missionsarbeit von Händes, druckte den 2. Jahresbericht für 1824 der Berliner „Gesellschaft“ und den „Ersten Bericht über die Wirksamkeit des Dresdner Vereines zur Verbreitung wahrer biblischer Erkenntniß unter dem Volk Israel. 1825“ ab und informierte so wiederum wesentlich aktueller und präziser über den gegenwärtigen Stand der Judenmission, als dieses der vergleichbare 2. Jahrgang des „Freundes Israels“ tat.

Darüber hinaus läßt sich feststellen, daß die „Nachrichten“ das neugegründete Publikationsorgan der Berliner „Gesellschaft“ zwar freundlich begrüßten, ihre eigene Informationstätigkeit über die Arbeit der Judenmission deswegen aber keineswegs einschränkten. Es war also nur folgerichtig, daß Tholuck, sobald er sich gezwungen sah, die Erfolglosigkeit seiner eigenen Zeitschrift zu erkennen, diese in den „Nachrichten“ aufgehen lassen wollte. Allerdings ist das in der von ihm angekündigten Weise, daß jedes vierte Heft der monatlich erscheinenden „Nachrichten“ Mitteilungen aus der Judenmission vorbehalten werden sollte, niemals geschehen. Vielmehr setzten die „Nachrichten“ im wesentlichen unverändert ihre Berichterstattung aus der Judenmission fort, bereichert durch die gelegentliche Mitarbeit Tholucks, deren Umfang und Dauer sich jedoch kaum eindeutig feststellen läßt, da die meisten Beiträge, dem Stil jener Zeit entsprechend, ohne Angabe des Verfassers erschienen.

War es also einmal die unüberwindliche Konkurrenz der bei den Missionsfreunden bereits bestens eingeführten „Nachrichten“, die den „Freund Israels“ in seiner Wirksamkeit beeinträchtigte, so war es andererseits aber vor allem der Stil, in dem Tholuck seine Herausgeberschaft betrieb. Dieser mußte den Erfolg der Zeitschrift von Anfang an fraglich machen. Auf die mangelnde Aktualität des von Tholuck verwandten Materials wurde bereits hingewiesen. Schwerer aber mußte noch wiegen, daß aus dem „Freund Israels“ wirklich keinerlei abgerundetes Bild der Vorgänge innerhalb der Judenmission in Vergangenheit und Gegenwart gewonnen werden konnte. Vielmehr bot Tholuck in der Überzahl Beiträge an, die ohne näheren inneren Zusammenhang aneinandergereiht und zudem in der Regel unzu-

reichend kommentiert dem Leser angeboten wurden. Kaum jemals erfährt er Einzelheiten über das Leben und Wirken der zitierten Persönlichkeiten ¹³⁰⁾, geschweige denn, daß umgreifendere historische, kirchliche und theologische Zusammenhänge erläutert wurden. Trotz aller dieser Einwände soll le Rois Urteil nicht gänzlich verworfen werden: „Tholucks Blatt war recht lesenswerth gewesen und ein schöner Anfang der Missionszeitschriftenliteratur in Deutschland.“ ¹³¹⁾ Dieses Urteil würde an zusätzlichem Gewicht gewinnen, wenn der „Freund Israels“ tatsächlich die erste deutschsprachige Zeitschrift, die sich ausschließlich der Judenmission widmete, gewesen sein sollte ¹³²⁾.

Die Berliner „Gesellschaft“ ließ 1836 als Nachfolger des „Freund Israels“ eine Zeitschrift mit dem Titel „Der wahre Israelit oder Mittheilungen für ernst gesinnte Israeliten“ erscheinen, die 1863 durch den „Friedensboten für Israel“ abgelöst wurde. Die 1885 durch H. L. Strack begründete Zeitschrift „Nathanael“ erschien in ihrem ersten Jahrgang noch als Organ der Berliner „Gesellschaft“, bevor sie sich 1886 unabhängig machte und den Untertitel „Zeitschrift für die Arbeit der Evangelischen Kirche an Israel“ annahm.

Wie schnell der Tholucksche „Freund Israels“ in den Kreisen der Judenmission vergessen gewesen sein muß, zeigt die Tatsache, daß die ab 1857 von E. Bernoulli publizierte Zeitschrift des Baseler „Vereins der Freunde Israels“, die auch in einer französischen Ausgabe („Ami d'Israel“) erschien, den gleichen Titel „Der Freund Israels“ tragen konnte.

4. „Litterarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt“

Von bleibenderer Wirkung war die Zeitschrift, die Tholuck 1830 unter dem Namen „Litterarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt“ begann und bis zum Jahr 1849 fortführte. Dieser „Anzeiger“ wurde zu einem wichtigen Kampfmittel der Erweckungs- und Vermittlungstheologie gegen den Rationalismus in seinen theologischen Spielarten. Damit war Tholuck die Aufgabe gestellt, eine Zeitschrift zu redigieren, die fast zweimal wöchentlich

¹³⁰⁾ Wir haben dieses in unserer Inhaltsübersicht über den „Freund Israels“ nachzuholen versucht, soweit dieses möglich war, ohne den durch das Thema dieser Arbeit gesteckten Rahmen vollständig zu sprengen.

¹³¹⁾ le Roi (Anm. 3), Band 2, S. 130.

¹³²⁾ Sowohl le Roi (Anm. 3) als auch der sehr gründliche Artikel „Mission unter den Juden“, in: RE³ 13, S. 171ff., von K. F. Heman geben hierzu keine eindeutige Auskunft.

(80 Nummern pro Jahr und Beilagen) erschien und durch wichtige Beiträge des Herausgebers laufend bereichert wurde¹³³). Sowohl der Geist einer sich wandelnden Zeit – wohl nicht ganz ohne Grund hat der „Anzeiger“ das Jahr 1848 nicht überlebt – und der in ihr heran-drängenden neuen Fragestellungen als auch der Beginn von Tholucks umfassenden Studien zur Geschichte des Rationalismus führten dazu, daß der von Anfang an durch diese Aufgabe überlastete Herausgeber das Erscheinen des „Anzeigers“ einstellte, ohne seinen Lesern Näheres über die Gründe hierzu mitzuteilen.

Uns muß im Rahmen dieser Untersuchung besonders interessieren, ob und in welchem Umfang Tholuck in dieser unter seiner Leitung stehenden Zeitschrift das Anliegen der Judenmission berücksichtigte. Erst im 8. Jahrgang des „Anzeigers“ von 1837 führte Tholuck eine Rubrik „Jüdische Theologie“ ein, die er durch folgende Vorbemerkungen einleitete: „Es war wohl natürlich, daß die unter uns lebende jüdische Nation auf theologischem Gebiete einen Einfluß jener Gährungen erfuhr, welche auf dem Gebiete der christlichen Theologie stattfinden. Man pflegt die neue Synagoge, die außerhalb Preußens in vielen deutschen Hauptstädten sich erhoben hat und gedeiht, als eine Frucht des Unglaubens, als eine unerfreuliche Copie unseres Rationalismus anzusehen; möglich, daß es diese Ansicht der Sache ist, welche in preußischen Staaten höchsten Orts her diesem Cultus den Zugang verschlossen und zur Aufhebung der in Berlin bereits begonnenen Gottesdienste beigetragen hat. Nun wird sich wohl nicht bezweifeln lassen, daß sehr viele Vertreter dieser neuen Synagoge des positiven Glaubens an eine alttestamentliche Offenbarung ermangeln mögen, nichts destoweniger hat doch gewiß ein positives religiöses Interesse der neuen israelitischen Synagoge ihren Ursprung gegeben. Der alte synagogale Gottesdienst konnte Männern nicht mehr genügen, welche die Bildung der Christen theilten und mit dieser Bildung leider auch mehr oder minder den Unglauben an positive Offenbarung. Dennoch hatte seit den Befreiungskriegen die Religion wieder eine solche Bedeutsamkeit in Deutschland gewonnen, daß auch diese Juden dem Einfluß davon nicht fremd bleiben konnten; wollten sie nun doch im Judenthum verharren, was blieb übrig als an eine neue Form des Cultus zu denken. Als einen Beleg dafür, daß ein solches anerkennungswerthes religiöses Interesse diese neue Synagoge hervorgerufen, darf man wohl erwähnen, daß gerade die ältere, unter der Regierung Friedrich des Großen aufgewachsene Schule der jüdischen Aufgeklärten, deren Repräsentant in Berlin der gefeierte Freund

¹³³) Die Aufsätze Tholucks im „Anzeiger“ erschienen später zusammengefaßt in den „Vermischten Schriften größtenteils apologetischen Inhalts“, Hamburg 1839, 2 Bände; 2., gekürzte Auflage in einem Band Hamburg 1867.

Mendelssohns Friedländer¹³⁴⁾ war, bei der Einrichtung der neuen Synagoge am wenigsten warmen Antheil zeigte.“¹³⁵⁾ Im gleichen Zusammenhang erklärte Tholuck, daß Franz Delitzsch in Zukunft Judaica im „Anzeiger“ besprechen werde, denn „diese Kämpfe und Bestrebungen innerhalb der Synagoge können nun unter den erwähnten Umständen für den christlichen Theologen weder in wissenschaftlichem, noch in religiösem Betracht gleichgültig seyn“.

Dreierlei scheint an diesen Auslassungen bemerkenswert: Tholuck ließ immerhin sieben Jahre verstreichen, ehe er in dem von ihm allein herausgegebenen „Anzeiger“ überhaupt auf die „Jüdische Theologie“ eingeht. Diese war ihm dann aber offensichtlich auch nur insofern interessant, als sich in ihr der sein eigenes Denken beherrschende Gegensatz von rationalistischer Verwässerung und positiver Offenbarungsgläubigkeit wiederfinden ließ. Schließlich theilte er dann auch mit, daß nicht er selbst, sondern Delitzsch die Besprechung der Judaica übernehmen werde. Dieses ist in der Folgezeit auch nur sehr sporadisch geschehen und dann fast stets mit der Tendenz, die Tholuck in seinen Vorbemerkungen von 1837 vorgezeichnet hatte. Der Hallenser Professor betrachtete die Vorgänge innerhalb des Judentums mit innerer Distanz, aus der heraus sie ihm fast nur noch als Paradigmen für den Kampf innerhalb der eigenen Kirche wichtig waren. So findet sich gleichfalls im „Anzeiger“ von 1837 die bezeichnende Bemerkung: „Das orthodoxe Judenthum steht dem rechtgläubigen Christenthum näher, als das moderne, in welchem die synagogalen Dogmen überhaupt und namentlich die der eigentlichen Synagoge und wahren Kirche gemeinsamen Glaubenselemente aufgelöst und verflüchtigt sind.“¹³⁶⁾

1839 wurde in den „Vermischten Anzeigen“ auf die Bekehrungsgeschichte des A. Capadose und M. J. A. Balbait¹³⁷⁾ sowie die „Reise des evangelischen Missionar's (für die Juden) Chr. Ferd. Ewald von Tunis nach Tripolis und wieder zurück, im Jahr 1835 etc.“¹³⁸⁾ hingewiesen. Im „Vorwort des Herausgebers. Zum zehnten Jahrgange“ von 1840 gab

¹³⁴⁾ Tholuck meint hier David Friedländer (1750–1834), einen der Wortführer der Berliner Emanzipationsbewegung, dessen „Sendschreiben an Propst Teller“ allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte.

¹³⁵⁾ Litterarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt (= LA) 1837, S. 150f.

¹³⁶⁾ LA (Anm. 135) 1837, S. 160.

¹³⁷⁾ Vgl. LA (Anm. 135) 1839, S. 103.

¹³⁸⁾ Vgl. LA (Anm. 135) 1839, S. 119f.

Tholuck eine ausführliche Schilderung und Wertung der damaligen theologischen Situation, die für ihn ganz wesentlich durch die Namen Schleiermachers, Hegels und Hengstenbergs bestimmt war, und versuchte eine genauere Standortbestimmung des „Anzeigers“ zu umreißen¹³⁹⁾. Das Problem des Judentums und seiner Mission fand dabei keine Erwähnung. 1844 wurde H. J. Koenen, Geschiedenis der Joden in Nederland, Utrecht 1843, besprochen und in diesem Zusammenhang zur jüdischen Emanzipation Stellung genommen: „Die Judenemanzipationsfrage ist in der heutigen politischen Welt an der Tagesordnung, und ist namentlich durch den Beschluß des Rheinischen Provinziallandtages, den König um die völlige politische Gleichstellung der Juden mit den christlichen Unterthanen zu bitten, für Preußen in gewaltige Anregung gekommen. Den Juden ist es gewiß nicht zu verdenken, daß sie sich über diesen Beschluß freuen; ihre Freude würde nur mehr Grund haben, wenn der Beschluß tiefer in dem Sinne des Volkes wurzelte, als es wirklich der Fall ist, und nicht die Meisten nur deßhalb mit dem Votum der Städte übereinstimmen, weil sie doch keine Männer des Rückschrittes seyn wollen, man ihnen allenthalben in den Zeitschriften vorsagt, daß der Geist der Zeit die Emanzipation der Juden nothwendig fordere. Da bringt denn freilich fast jeder, der auf den Namen eines Gebildeten Anspruch machen will, mit schwerem Herzen seine alte Abneigung gegen die Juden dem Zeitgeiste zum Opfer, und stimmt in die scheinbar allgemeine Meinung ein... Vielmehr kann nur der Geist des Christenthumes zu einem rechten Begreifen des Standpunktes des jüdischen Volkes, und somit auch zu einer gerechten Behandlung desselben, die nicht zu einem Unrecht gegen die christliche Bevölkerung wird, leiten und führen...“ Es ist Christus, „welcher allein die wahre Emanzipation Israels gewährt“¹⁴⁰⁾.

Das letzte auf die Judenmission bezügliche Buch, das im „Anzeiger“ besprochen wurde, war das von B. St. Steger, Die evangelische Judenmission in ihrer Wichtigkeit und ihrem gesegneten Fortgange, Hof 1847¹⁴¹⁾. Diese Rezension stammt wahrscheinlich von Tholuck selbst, da sie genaue Vertrautheit mit den Verhältnissen an der damaligen Berliner Theologischen Fakultät erkennen läßt: „Vor ungefähr 10 Jahren war die

¹³⁹⁾ Vgl. LA (Anm. 135) 1840, S. 1–11.

¹⁴⁰⁾ LA (Anm. 135) 1844, S. 566ff.

¹⁴¹⁾ Uns war nur zugänglich: B. St. Steger, Die evangelische Mission unter Heiden und Juden in ihrem gesegneten Wirken übersichtlich zusammengestellt. Neue Ausgabe. Drei Theile in einem Band, Halle 1857. Dort findet sich als Anhang zum III. Teil mit gesonderter Seitenzählung „Die evangelische Judenmission in ihrer Wichtigkeit und in ihrem gesegneten Fortgange“.

merkwürdige Erscheinung eingetreten, daß die theologische Fakultät in Berlin nicht weniger als vier ehemalige Juden unter ihren Dozenten zählte, Neander, Benary, Philippi, Neumann. Der letztere ging nach Rio de Janeiro als deutscher Prediger, der andere als Professor der Theologie nach Dorpat, und an ihre Stelle sind abermals zwei Proselyten getreten, die Licentiaten Jacobi und ein in kurzem sich habilitierender Docent Rau.“¹⁴²⁾

5. „Auslegung des Briefes Pauli an die Römer“

Obwohl sich Tholuck fast sein ganzes Leben lang der Sache der Judenmission mehr oder weniger eng verbunden wußte, hat er niemals den Versuch unternommen, das Unternehmen einer christlichen Mission an Israel zusammenhängend theologisch zu reflektieren. Wenn wir also versuchen wollen, die theologischen Grundlagen dieser Arbeit Tholucks zu erfassen, sind wir darauf angewiesen, verwertbares Material aus unterschiedlichen Äußerungen Tholucks zusammenzutragen. Dabei beschränken wir uns im wesentlichen auf die bis 1824/25 erschienenen Veröffentlichungen, da nur bis zu jenem Zeitpunkt Tholucks Interesse direkt auf die Judenmission fixiert war, und konzentrieren unsere Aufmerksamkeit besonders auf Tholucks bedeutsame Römerbriefauslegung.

Die erste Schrift, die unser Interesse verdient, erschien 1821 in Berlin unter dem Titel „Einige apologetische Winke für das Studium des Alten Testaments. Den Theologie Studierenden des jetzigen Decenniums gewidmet von August Tholuck“. Der jugendliche Privatdozent, dessen Dissertation über den Sufismus Schleiermachers Bedenken im Hinblick auf eine theologische Lehrtätigkeit hervorgerufen hatte¹⁴³⁾, versuchte durch diese schnell hingeschriebene Studie von 51 Seiten auch als Theologe sich einen Namen zu machen. Zudem entsprach er damit der ausdrücklichen Aufforderung des preußischen Kultusministeriums, eine positivere Behandlung des Alten Testaments zu bewirken, als sie bisher durch Schleiermachers generell kritische Einstellung zum Alten Testament oder durch de Wettes historisch-kritische, zugleich aber auch stark auf die Praxis der Kirche orientierte Arbeit am Alten Testament in Berlin üblich gewesen war.

¹⁴²⁾ LA (Anm. 135) 1847, S. 231f. Schon in seiner Festpredigt bei der Jahresfeier der Berliner „Gesellschaft“ 1836 war Tholuck auf den bedeutenden Anteil jüdischer Proselyten an dem Lehrkörper der Berliner Theologischen Fakultät eingegangen. Vgl. NN (Anm. 25) 20, 1836, S. 236.

¹⁴³⁾ Vgl. den Schriftwechsel der Berliner Fakultät hierüber bei Witte (Anm. 20), Band 1, S. 174ff.

In wenigen Sätzen umriß Tholuck die Situation, die er bei Antritt seiner akademischen Lehrtätigkeit in bezug auf das Alte Testament vorfand, und benannte die Ziele, die er mit seinem eigenen Versuch zu erreichen trachtete: „Es hat sich in den letzten Decennien fast allgemein, wie in der Theologie, so im gemeinen Leben, der Irrtum verbreitet, als sei das Studium des Alten Testaments für den Theologen, und die erbauliche Lesung desselben für den Laien entweder ganz unnütz oder wenig förderlich. — Mit besonderer Rücksicht auf den Theologen wollen wir daher in diesem Schriftchen andeutend entwickeln: 1) wie wichtig das Studium des Alten Testaments wäre, auch wenn es nicht mit dem Neuen Testament zusammenhinge. 2) wie tief und weise die Führungen und Institute der Israeliten eingerichtet waren. 3) wie der neue Bund so ganz auf dem alten ruht, und wie Christus der Kern ist des ganzen Alten Testaments.“¹⁴⁴⁾

Für uns ist der dritte Abschnitt dieser Arbeit von besonderem Interesse, da Tholuck hier näher auf den Zusammenhang von Altem und Neuem Testament zu sprechen kommt. Als Motto steht über diesem Kapitel das Wort Augustins „Non sapit vetus Scriptura, si non Christus in ea intelligatur (Das Alte Testament schmeckt nicht, wenn Christus nicht darin erkannt wird).“. Die damit aufgestellte These wird durch drei Behauptungen gestützt. Zunächst konstatierte Tholuck, daß die gesamte neutestamentliche „Moral“ auf dem Alten Testament beruht, da bereits dort Demut, Glaube und Liebe in unvergleichlicher Weise als Tugenden gepriesen wurden. Mag man dieser Feststellung noch folgen, so stimmt die nächste bereits recht nachdenklich. Tholuck behauptete nämlich nicht mehr und nicht weniger, als daß alle Lehren der christlichen Kirche bereits im Alten Testament wurzeln. Dabei stieß er allerdings auf die problematische Tatsache, daß verschiedene Anschauungen des Alten Testaments erst in nachexilischer Zeit eindeutig zu belegen sind, wie zum Beispiel die dem eschatologischen Gedankenkreis zugehörigen. Diese Schwierigkeit löste Tholuck schließlich durch die eigentümliche Behauptung einer „hebräischen Geheimlehre“, „welche unter den Weiseren sich in Überlieferung fortpflanzte und nur hie und da durchschimmert in allgemeinen Lehrschriften“¹⁴⁵⁾. „Durch göttliche Leitung (scheint) auch das Judentum in so nahe Berührung mit den persischen Lehren gekommen zu sein, daß, was lange im Dunkel geheimnisvoller Fortpflanzung gelehrt wurde, damals ans Licht trat, an den persischen Lehren sich noch aufklärte und vervollständigte und so zur Grundlage diente für die neue

¹⁴⁴⁾ A. Tholuck, Einige apologetische Winke für das Studium des Alten Testaments. Den Theologie Studierenden des jetzigen Decenniums gewidmet, Berlin 1821, S. 3.

¹⁴⁵⁾ Vgl. Tholuck, Winke (Anm. 144), S. 25ff., bes. S. 33.

Ordnung der Dinge, welche Christus begründete.“¹⁴⁶⁾ Eine enge Beziehung zwischen Altem und Neuem Testament sah Tholuck endlich auch durch die Weissagungen geknüpft, bei denen er „solche, die im allgemeinen sich auf die Zeit des Christenthums, des Himmelreichs auf Erden beziehen, und solche, die bloß von der Person des Herrn handeln“, unterschied¹⁴⁷⁾.

Die sich hieran anschließenden Bemerkungen zu einer Typologie des Alten Testaments sind in sich nicht immer logisch zwingend und verraten, wie die gesamte Schrift überhaupt, die Eile, mit der Tholuck hier erste Überlegungen zu einer positiven, christlichen Interpretation des Alten Testaments zu formulieren versuchte. Trotzdem hat die Arbeit mannigfache Zustimmung erfahren und das wohl weniger um der tatsächlich erzielten Ergebnisse als um der religiösen Grundhaltung willen, die sich in ihr ausdrückte. In späterer Zeit hat Tholuck die hier in Angriff genommene Problematik mehrfach wieder aufgegriffen¹⁴⁸⁾, wobei manche Unzulänglichkeiten der ersten Schrift vermieden wurden, ohne daß sich an der grundsätzlichen Einstellung Entscheidendes geändert hätte: Der heilsgeschichtliche Zusammenhang zwischen Altem und Neuem Testament sowie die durchgängig christlich-christologische Interpretation des Alten Testaments blieben das durchgehende Anliegen der Auslegungskunst Tholucks, die auf immer neue Weise beide Testamente unlösbar miteinander zu verbinden suchte.

Was dieses für die Arbeit am Neuen Testament zu bedeuten hatte, beweist unter anderem die Interpretation der problembeladenen Kapitel Röm. 9–11, die Tholuck innerhalb seines 1824 erschienenen Römerbriefkommentars¹⁴⁹⁾ vorlegte.

Der Römerbriefkommentar Tholucks ist bereits von den Zeitgenossen als „epochemachend“, um das Urteil F. Chr. Baur¹⁵⁰⁾ aufzunehmen,

¹⁴⁶⁾ Tholuck, Winke (Anm. 144), S. 33f.

¹⁴⁷⁾ Tholuck, Winke (Anm. 144), S. 34.

¹⁴⁸⁾ Vgl. A. Tholuck, Das Alte Testament im Neuen Testament. Ueber die Citate des Alten Testaments im Neuen Testament und Ueber den Opfer- und Priesterbegriff im Alten und Neuen Testamente, Hamburg 1836 (insgesamt 6 Auflagen bis 1877); derselbe, Die Propheten und ihre Weissagungen. Eine apologetisch-hermeneutische Studie, Gotha 1860.

¹⁴⁹⁾ F. A. G. Tholuck, Auslegung des Briefes Pauli an die Römer nebst fortlaufenden Auszügen aus den exegetischen Schriften der Kirchenväter und Reformatoren, Berlin 1824.

¹⁵⁰⁾ Vgl. F. Chr. Baur, Paulus, der Apostel Jesu Christi. Sein Leben und Wirken, seine Briefe und seine Lehre. Ein Beitrag zu einer kritischen Geschichte des Urchristenthums, Band 1, Leipzig 1866², S. 346 Anm. 3; vgl. auch die 1. Aufl. Stuttgart 1845, S. 335.

angesehen worden ¹⁵¹). Allerdings haftet auch diesem Urteil die fatale Eigentümlichkeit an, daß eigentlich niemals exakt beschrieben wird, worin die Bedeutsamkeit dieses Kommentars zu sehen ist ¹⁵²). Viel genauer sind wir dagegen durch die ätzende Kritik des zeitgenössischen Theologen K. A. Fritzsche über die Unzulänglichkeiten unterrichtet, deren sich Tholuck vor allem in philologischer Hinsicht bei seiner Auslegung tatsächlich oder auch nur vermeintlich schuldig machte. Ganz gewiß bemerkenswert ist wohl schon die Tatsache, daß Tholucks Kommentar die erste umfassende monographische Behandlung des Römerbriefes in der Neuzeit darstellte. Zwar war durch die Arbeiten J. A. Bengels von 1742 und die J. J. Wettsteins von 1752 bereits die Richtung gewiesen und beträchtliches Material zusammengetragen worden, trotzdem aber blieb es Tholuck vorbehalten, innerhalb nur eines reichlichen halben Jahres ein Kommentarwerk zu schaffen, das vor allem dadurch beeindruckte, daß in ihm das reiche Erbe altkirchlicher und reformatorischer Auslegung voll zur Geltung kam. Besonders durch diesen Rückgriff auf die Tradition der Väterauslegung vermochte Tholuck die theologische Öde der Exegese des vergangenen Jahrhunderts weitgehend zu überwinden, ohne die in diesem Zeitraum erzielten positiven Ergebnisse leichtfertig oder verständnislos zu vernachlässigen. So konnte sich Tholuck durch seinen Römerbriefkommentar als der Mann ausweisen, der in jeder Weise auf der Höhe der theologischen Wissenschaft seiner Zeit stand, die exegetischen Methoden, wenn auch teilweise etwas großzügig behandelnd, beherrschte und zudem und vor allem durch den festen Willen zur Einheit von systematischer und exegetischer Behandlung eines paulinischen Briefes Maßstäbe für die künftige Behandlung des Corpus Paulinum setzte.

Bevor wir jedoch nun auf Tholucks theologische Auseinandersetzung mit der Judenfrage an Hand seiner Auslegung von Röm. 9–11 näher eingehen, ist zuvor noch auf jenen inneren Zwiespalt hinzuweisen, der Tholuck hinsichtlich des Erscheinungsbildes des konkreten Juden erfüllte. Welche Probleme hier letztlich im Hintergrund lauern, hat Tholuck wohl geahnt. Noch in der Schrift „Ueber das Verhältniß der gegenwärtigen Missionsversuche unter den Juden, zu der dereinstigen

¹⁵¹) Vgl. die in Anm. 16 dieser Arbeit genannte Literatur.

¹⁵²) Die bedeutsamen Darstellungen der Entwicklung der Paulus-Forschung von A. Schweitzer, R. Bultmann, W. G. Kümmel u. a. übergehen Tholuck auffallenderweise mit Stillschweigen. H.-J. Kraus, Geschichte der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments, Neukirchen-Vluyn 1969², S. 215, skizziert Tholucks Bedeutung für die Geschichte der Exegese mit den Worten: „Tholuck lehrte die Einheit und Kontinuität der biblischen Aussagen – ohne freilich je ein geschlossenes heilsgeschichtliches System entwickelt zu haben. Der Sachzusammenhang zwischen Altem und Neuem Testament war ihm über alles bedeutsam.“

allgemeinen Bekehrung derselben“ von 1827 bekennt er ganz offen: „Wenn wir es uns selbst gestehen wollen, so liegt auch in den gläubigen Christen noch immer ein so großer Widerwille gegen die Juden, der noch weniger geneigt macht, ihnen zu Hülfe zu eilen.“¹⁵³⁾ Ähnliches sprach er in der Predigt zum Jahresfest der Berliner „Gesellschaft“ über Joh. 4, 22 „Das Heil kommt von den Juden“ aus dem Jahr 1836 aus¹⁵⁴⁾. Und 1829 gelang es ihm, die Tiefe des Zwiespalts, in der er ebenso wie viele gläubige Christen stand, so zu beschreiben: „Mit Verachtung haben wohl schon manche von Euch das verstoßene Volk angesehen, etliche wohl auch mit Mitleid, denn man braucht nur Mensch zu sein um dabei gerührt zu werden, aber Brüder, Christen, habt ihr wohl schon *mit dem Blick des Glaubens* (von Tholuck gesperrt gedruckt) auf das verachtete Volk geblickt? Wenn Ihr sie vor Euch stehen sehet, wie sie Moses im Stande der Verwerfung schildert und wie sie bis zum heutigen Tage vor Euern Augen wandeln, zerstreut unter alle Völker von einem Ende der Welt bis ans andere, wie ihre Fußsohlen keine Ruhe haben und ihr Leben schwer geworden ist, mit dem feigen Herzen, daß ein rauschendes Blatt sie jagt, und daß sie ein Spott und ein Sprichwort sind: kann Euer Blick über das Alles hin im Glauben auch die Kindschaft und den Bund und die Verheißung und Christum anschauen, der von ihnen herkommt nach dem Fleisch? Kannst Du jeden einzelnen Israeliten, der vor Dich hintritt, mit *dem Glaubensblick* anschauen, und dabei all sein Elend und seine Schuld und seine Herzenshärte vergessen?“¹⁵⁵⁾

Im Kommentar zum Römerbrief wird die Kritik am Juden theologisch grundsätzlich so formuliert: „Der Charakter des Heiden, im allgemeinen betrachtet, ist, daß er nicht fragt ob ein Gott sei und zwar ein heiliger. Der Charakter des Juden, daß er es weiß, zittert, aber sich selbst den Muth wiedergiebt. Der Charakter des Christen, daß er es weiß, zittert, aber sich trösten *läßt*. Der Heide eifert nicht, der Jude eifert, aber mit Unverständnis.“¹⁵⁶⁾ Wie es hierzu kommen konnte bzw. mußte, entwickelte Tholuck in enger Anlehnung an die Gedankenführung des Paulus in

¹⁵³⁾ NN (Anm. 25) 11, 1827, S. 89. Wie skeptisch die Juden, auch die Judenchristen, in den Kreisen der Berliner Erweckungsbewegung beurteilt wurden, erhellt aus einem Brief des Baron v. Kottwitz an Tholuck vom 19. Juni 1827: „Es ist... meist nur ein äußerliches Treiben, wobey die Juden-Christen, Juden bleiben.“ Vgl. Bonwetsch, Tholucks Anfänge (Anm. 23), S. 32.

¹⁵⁴⁾ Vgl. NN (Anm. 25) 20, 1836, S. 227, wo die Juden als ein Volk bezeichnet werden, „zu welchem, wenn wir die natürliche Neigung befragen, auch unter uns (!) keiner so leicht sich hingezogen fühlt“.

¹⁵⁵⁾ NN (Anm. 25) 13, 1829, S. 248.

¹⁵⁶⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 401.

Röm. 9–11. Das Rätsel der Verstockung von Gottes eigenem Bundesvolk löste sich ihm durch den immer wiederkehrenden Gedanken einer „himmlischen Oeconomie“, innerhalb derer sich das von Gott im vorhinein bestimmte Schicksal Israels und der ganzen Welt seinem ewigen Ziel nähert. In der Interpretation von Röm. 10, 5 wird der Weg dieser „himmlischen Oeconomie“ so beschrieben: „Nach dem großen Gesetze göttlicher Weltentwicklung und Weltregierung sollte ja das innere Reich Christi erst auf jener niederen Entwicklungsstufe (des Alten Testaments, P. M.) im Aeüßeren vorgebildet werden. Alles demnach was das Judentum enthält in Rücksicht auf Cultur und Geschichte trägt den Charakter des Leiblichen, Aeüßerlichen, und ist eine Weissagung, die zweimal in Erfüllung geht, zuerst in der innern unsichtbaren Gemeinde Christi, dann dereinst in der verherrlichten sichtbaren Gemeinde des Herren. Des Orig.(enes) Auslegungsnorm, nach welcher er in jedem Theile der Schrift das *somatikon*, *psychikon* und *pneumatikon* eines in dem anderen enthalten glaubt, ist demnach vollkommen wahr in Bezug auf das A.T., welches in seiner eigentlichen Geschichte ein *somatikon* ist mit den Weissagungen auf das *psychikon* der innern unsichtbaren Gemeinde, in diesen Weissagungen aber zugleich die Vorahnung des *pneumatikon* enthält, welches auch die unsichtbare Gemeinde Christi nur im dunkeln Spiegel schaut.“¹⁵⁷⁾ Dasselbe ist gemeint, wenn Tholuck von der „israelitischen Theocratie“ spricht, die „nur äußerlich vorbildet, was der neue Bund innerlich gewährt“¹⁵⁸⁾. In der Auslegung zu Röm. 9, 7 umschreibt er das Verhältnis dieser beiden „Theocratieen“ zueinander, das sie miteinander Verbindende ebenso wie das sie grundsätzlich Trennende: „In Bezug auf die äußere Theocratie läugnet P.(aulus) nur, daß sie auf Grund von Anrechten wegen leiblicher Abkunft oder wegen der Werke ertheilt worden, ohne daß er dadurch sonstige in der Weisheit Gottes liegende Beweggründe zu verneinen beabsichtigt. Und was die innere neutestamentliche Theocratie anlangt, so findet in der Ertheilung des Zutritts zu derselben nur eine negative Uebereinstimmung mit der Ertheilung des Zutritts zu der alttestamentlichen statt, nämlich insofern als auch der Eintritt in das Reich Christi nicht auf den Grund leiblicher Geburt oder der Werke erlangt wird. Weil aber das Reich Christi etwas nicht bloß den äußeren Menschen angehendes ist wie die Jüdische äußere Kirche, so findet von Seiten des Positiven aus erwogen der Unterschied statt, daß das Reich Christi nur unter einer *Bedingung* an die Menschen kommt, unter der, daß sie die Gnade nicht zurückstoßen.“¹⁵⁹⁾ Aber nicht

¹⁵⁷⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 413f.

¹⁵⁸⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 343 zu Röm. 9, 4.

¹⁵⁹⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 356.

nur als äußerlichen, unvollkommenen Vorgänger der späteren vollkommenen neutestamentlichen Theokratie charakterisiert Tholuck die Theokratie des Alten Testaments, zumal durch solche Charakterisierung der innere, heilsgeschichtliche Zusammenhang und die geistliche Notwendigkeit der himmlischen Ökonomie kaum recht einsichtig gemacht werden würde. Den eigentlichen „Sinn“ dieser Aufeinanderfolge erblickt er in folgendem, wenn er zu Röm. 11, 17 bemerkt: „Er (Paulus) spricht hier... die erhabene Bestimmung der Israelitischen Theocratie aus, indem er zeigt, wie das Volk der Juden gleichsam der göttliche Canal ist, der durch das ganze Menschengeschlecht geht, und aus dem alle, die göttliche Erleuchtung genießen wollen, ihr Lebenswasser ableiten müssen. Durch das Christenthum – will P.(aulus) sagen – ist das Judenthum nicht eigentlich aufgehoben; vielmehr war das Judenthum nur die Hülle, welche einst das Christenthum verdeckte.“¹⁶⁰⁾

Wohl nicht zuletzt aus dem Gedanken einer Ökonomie des göttlichen Heilsplanes, in der Juden und Christen als geistlich qualifizierte Gruppen unlösbar miteinander verbunden sind, rührt die gelegentlich zu beobachtende Gelassenheit des Auslegers im Blick auf das Geschick des Einzelnen, die z. B. in der Interpretation zu Röm. 9, 17 erkennbar wird: „Es läßt sich kein größerer Kampf denken als der eines unbußfertigen Menschenherzens mit seinem Gott. Gott aber wird Verherrlichung zu Theil, sei der Ausgang des Kampfes zum Segen, sei er zum Verderben. Läßt das stolze Herz sich überwinden, so singt es selbst seinem Überwinder jubelnden Dank; weiß es aber zu widerstreben, so bringen diejenigen Lob, Preis und Anbetung, welche, dem Kampf zusehend, theils die Barmherzigkeit Gottes anbeten lernen, theils die göttliche Allmacht und Allweisheit, nach der er auch aus unüberwundenen Feinden seinem Reiche Triumph zu bereiten versteht.“¹⁶¹⁾ Diese Gelassenheit müßte tief erschrecken, wenn sie von Tholuck konstant durchgehalten worden wäre. Dann würde sich nämlich allen Ernstes die Gefahr abzeichnen, daß der Christ Tholuck, seines eigenen Standes viel zu sehr bewußt, dem Juden wie auch jedem anderen an Christus Nichtglaubenden gegenüber jene Solidarität verlassen könnte, die Paulus in Röm. 11, 32 mit den Worten „Gott hat alle beschlossen unter dem Unglauben, auf daß er sich aller erbarme“ in so tiefgehender Weise begründet hat¹⁶²⁾. Wir werden

¹⁶⁰⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 449. Ähnlich prägnant z. B. auch S. 342 zu Röm. 9, 4, wo von dem „besonderen Platz, den die Juden in der Ökonomie Gottes einnehmen als Canal des göttlichen dem Menschengeschlecht mitgetheilten Lichtes“ gesprochen wird.

¹⁶¹⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 380f. zu Röm. 9, 17.

¹⁶²⁾ Tatsächlich ist, eigentlich erstaunlicherweise, gerade die Exegese dieses Verses in Tholucks Römerbriefkommentar einigermaßen dürftig ausgefallen!

beobachten können, daß Tholuck das hier formulierte Axiom modifizierte, sobald er den konkreten Menschen ins Auge faßte.

Dieser Tatbestand wird sofort deutlicher, wenn wir uns Tholucks Äußerungen über das Israel post Christum natum vergegenwärtigen. Generell stand für ihn fest, daß das jüdische Volk in seiner gegenwärtigen Verfassung unter dem göttlichen Strafgericht steht. Dieser Zustand kann aber nicht Ergebnis einer unwandelbaren göttlichen Prädestination zum Verderben genannt werden, sondern muß als ernsthaftes Strafen mit „pädagogischer“ Abzweckung angesehen werden: „Die Strafe ist Liebe; sie ist Liebe über dem Herzen, das dadurch weich wird; sie ist strenge Gerechtigkeit nur über dem Herzen, das nicht weich werden will.“¹⁶³⁾ Oder anders begründet und formuliert: „So liegt denn also deutlich der Grund, warum Israel nicht in das neue Gottesreich aufgenommen wird, nicht in Gott, sondern Israel selbst habe diese Verwerfung sich beizumessen, weil sie durch eigenes Streben und auf Grund gewisser Ansprüche die Begnadigung erhalten wollen, nicht aber der von Gott nach freiem Entschlusse gestellten Bedingung sich fügen, die vollgültige Genugthuung Christi in kindlichem Glauben anzunehmen.“¹⁶⁴⁾ Tholuck folgte damit nicht nur im wesentlichen der Argumentationsweise des Paulus in Röm 9–11, für den die (zeitweilige) Verwerfung Israels vor allem den dunklen Hintergrund abzugeben hat, vor dem die Erwählung der Christgläubigen nur um so heller aufstrahlt, und seiner eigenen Theorie von einer Ökonomie der Heilsgeschichte, sondern erwies sich gerade in diesem Punkt „von der innerprotestantischen Kontroverse bestimmt“, d. h. „betont antiprædestinianisch“¹⁶⁵⁾.

So konnte Tholuck einerseits die Existenz des jüdischen Volkes fast ausschließlich unter dem Aspekt des göttlichen Strafgerichts sehen, z. B. in seiner Predigt von 1839 über Jer. 31, 20: „Was sagen jene Tränen, was sagt dieser Weheruf Jesu anders, als daß es eine Strenge göttlicher Gerechtigkeit giebt, die sich über aller Sünde vollziehen muß. Wenn wir sehen, wie so der Herr die grauenvolle Zerstörung der heiligen Stadt und des Tempels als ein Strafgericht dafür ankündigt, daß sie die Zeit ihres Heils nicht erkannt haben, können wir noch einen Augenblick daran zweifeln, daß wir auch in der Zerstreung Israels, daß wir in diesem seinen Zustande, wo es ohne Tempel, ohne Opfer, ohne König und Herrn über die Erde hinirrt, ein *Strafgericht* Gottes anzuerkennen haben? ... So ist es denn ein langer und ernster, ein anhaltender Zorn Gottes, der auf dem

¹⁶³⁾ NN (Anm 25) 23, 1839, S. 257.

¹⁶⁴⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 351f.

¹⁶⁵⁾ Wiefel, Neutestamentliche Arbeit (Anm. 16), S. 10.

Volke ruht, das er einst seinen Augapfel, seine Taube, sein trautes Kind genannt hatte.“¹⁶⁶⁾ Dann waren es der „Hochmuth“ und „Dünkel“ der Juden, die sich auf die Abrahamskindschaft und die Werke berufen¹⁶⁷⁾, oder aber auch die Mitschuld am Tode Jesu¹⁶⁸⁾, die solch allgemeines Strafgericht begründen. Andererseits aber ist damit nun nicht alles gesagt, denn die Bundestreue Gottes blieb Tholuck unbezweifelbar. So konnte er praktisch-seelsorgerlich betonen: „Ein ewiger Bund ist es, den der Herr mit Abrahams Samen geschlossen hat, und welchen Israeliten Ihr auch anblickt, er ist ein abgewichenenes Bundeskind, über welchem seinem Gott das Herz in Liebe bricht.“¹⁶⁹⁾ Und noch grundsätzlicher heißt es: „Hat Gott vor der Welt Grundlegung diesem Volke seine Bestimmung als Bundesvolk gegeben, so läßt es sich nicht denken, daß Gott es jetzt als *Volk* verwerfen sollte.“¹⁷⁰⁾

Die im Bundesgedanken sich anbietende Möglichkeit, jede mechanische Prädestination auszuschließen, wurde von Tholuck nun allerdings nur teilweise realisiert. Unüberhörbar begegnen uns immer wieder Äußerungen, die es als wahrscheinlich erscheinen lassen, daß Tholuck von der Verwerfung der Juden schlechthin überzeugt war. Gottes Bundestreue manifestiert sich nach Tholuck nicht mehr am Ganzen des Volkes Israel, sondern in der Berufung und Erwählung des Einzelnen! So argumentierte er im Zusammenhang von Röm. 11, 4–5, wo Paulus auf 1. Kön. 19,18 „Ich habe mir lassen übrig bleiben siebentausend Mann, die nicht haben ihre Kniee gebeugt vor dem Baal“ eingeht: „So sehr wie dem menschlichen Auge damals die treugebliebenen Gläubigen bemerkbar waren, so wenig kann der einzelne Mensch gegenwärtig bemerken, wie groß die Zahl der aus Israel an Jesum Gläubigen sei.“¹⁷¹⁾ Daß es einzelne solcher wahrhaft Glaubenden in Israel gegeben hat und wohl auch gegenwärtig noch gibt, lernte Tholuck bei Paulus: „Die Absichten Gottes sind nicht gänzlich an Israel gescheitert; sind doch aus Israel die ersten Verkündiger des Heils ausgegangen... Es wird demnach hiermit ein unbedingtes Verwerfungsurteil geläugnet. P.(aulus) führt sich selbst an; sein Beispiel hatte um so mehr Gewicht, da er selbst die Verwerfung Israels gelehrt hatte.“¹⁷¹⁾ Hier begegnen wir einer

¹⁶⁶⁾ NN (Anm. 25) 23, 1839, S. 258f.

¹⁶⁷⁾ So immer wieder im Römerbriefkommentar.

¹⁶⁸⁾ Vgl. die Äußerung über das jüdische Volk, „über dem der Zorn Gottes ruht, weil sie Gottes Sohn ans Kreuz geschlagen“! NN (Anm. 25) 13, 1829, S. 244.

¹⁶⁹⁾ NN (Anm. 25) 23, 1839, S. 260.

¹⁷⁰⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 431.

¹⁷¹⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 429.

Fortentwicklung des Gedankens von Israel als dem „göttlichen Canal“. Die „israelitische Theocratie“ hat nicht nur äußerlich vorgebildet, was der neue Bund innerlich gewährt, um in Anlehnung an Tholuck zu formulieren, aus ihr ist nicht nur Christus dem Fleische nach hervorgegangen, ihr entstammen auch die ersten Zeugen Christi. Insofern, aber wohl nur insofern wird Gottes Bundestreue dem Israel post Christum natum gegenüber zunächst wirklich offenbar. Tholuck kann hierfür auf das sichere Zeugnis des Neuen Testaments zurückverweisen und in der Festpredigt des Jahres 1836, die das Wort Joh. 4, 22 „Das Heil kommt von den Juden“ auslegt, sagen: „Wenn es gewiß ist, daß es keine Erkenntniß Gottes giebt, so lange der Strom der Andacht sich in so viele Strahle zersplittern muß, als es Kräfte im Himmel und auf Erden giebt, und so lange nicht der Eine Mittelpunkt erkannt ist, von dem alle Menschengeister ausgegangen und in dem sie daher allein auch Ruhe finden können, wenn aber dieser Eine Vater der Geister nirgends angebetet wird, als wo das Wort, das er Jakob gegeben, gepredigt worden, wie mögt ihr es leugnen, daß das Heil der Völker *von den Juden gekommen ist?* ... Ist nun solches Heil uns gekommen von den Juden, o ihr Gesegneten des Herrn, die ihr vom geistlichen Israel seid, so rufe ich euch zu: ‚Tröstet, tröstet das Volk, über welches der heilige Name genannt war, redet mit Jerusalem freundlich, auf daß ihre Gefangenschaft ein Ende habe, und ihre Missethat vergeben werde!‘“¹⁷²⁾ So gewiß Tholuck in der Überzeugung war, daß das Heil nämlich Christus und seine ersten Zeugen, von den Juden gekommen ist, und damit Gottes Bundestreue ihre Bestätigung erfahren hat, so unsicher war er, wenn er versuchte, die Verheißung der göttlichen Bundestreue allgemeiner zu fassen. Wohl muß vermutet werden, daß einzelne in Israel wahrhaft Glaubende vorhanden sind, aber deren Zahl bleibt im Verborgenen und vermag das gegenwärtige Judentum keineswegs zu qualifizieren. So bleibt selbst für die Zeit des Anfangs der christlichen Verkündigung das Urteil Tholucks kompromißlos hart: „Bei Gott wird durch die gegenwärtige Ausschließung der ungläubigen Israeliten ihrer künftigen Wiederaufnahme kein Hinderniß in den Weg gelegt. Sobald sie glauben, können sie sofort wieder in ihre Kindesrechte eintreten. Dies mußte allerdings unwahrscheinlich seyn in jener Zeit, wo es schien als ob ein göttlicher unabwendbarer Fluch auf den Juden ruhte, indem die neue Kirche von Stunde zu Stunde durch die Heiden Zuwachs erhielt, die Juden aber wie blind immer heftiger gegen ihr Heil eiferten, wo überdies, nach der

¹⁷²⁾ NN (Anm. 25) 20, 1836, S. 230f.

Weissagung des Herrn, der ganze Umsturz der äußeren Theocratie erfolgen sollte.“¹⁷³⁾

Da Tholucks Denken in so ausschließlicher Weise um Bekehrung und Glauben als Grundbedingung zur Erlangung des Heils kreiste, konnte er auch das Paulus offenbarte Mysterium, von dem der Apostel in Röm. 11, 25ff. spricht, nur innerhalb dieser Kategorien verstehen. Schon seine Erklärung des Begriffes *mysterion*, die sich Chrysostomos verpflichtet weiß, ist nicht recht scharf: „Es bezeichnet nämlich *mysterion* in der heiligen Schrift nur seltener das was es in der Kirchensprache bezeichnet, nämlich diejenigen Lehren, welche über die Vernunft sind, so daß sie nur nach einigen ihrer Begriffe aufgefaßt werden können. Gewöhnlich wird es von den christlichen Lehren gebraucht, insofern dieselben, ehe sie geoffenbaret wurden, nicht durch menschlichen Scharfsinn errathen werden konnten... Wo nun eine göttliche Offenbarung kund wird, da werden alle menschlichen Weisheitspläne vernichtet.“¹⁷⁴⁾ Aber gerade dadurch wurde es Tholuck wohl möglich, den Inhalt des paulinischen Mysteriums als Ziel der himmlischen Ökonomie zu begreifen: „Die himmlische Oeconomie auf Erden ist erst dann vollendet, wenn auch die Juden sich bekehrt haben, diese sind das complementum von Allem, dann folgt die Auferstehung.“¹⁷⁵⁾

Bemerkenswerterweise hat Tholuck niemals den Versuch unternommen zu entfalten, was das für den Juden der Gegenwart und Zukunft zu bedeuten hat. Über die Gründe hierfür hat er sich 1827 sehr klar ausgesprochen: „Eine ganze Anzahl gibt es nämlich unter den Christen, welche sich auf jenes Wort des Apostels Paulus Röm. 11, 25 berufen und eine übernatürliche Bekehrung des Volkes erwarten. Dergleichen Ansichten finden sich besonders in solchen Gegenden, wo ein größeres Haften an dem Buchstaben der Schrift stattfindet, und wo zuweilen eben dadurch eine gewisse Starrheit entsteht, welche die Gesinnung erkaltet, und für das vor Augen liegende blind macht. Besonders in England, herrscht jene Ansicht unter den Christen, und stellt sich von der einen Seite der Judenmission entgegen, sie ist aber auch den deutschen Christen nicht ganz fremd.“¹⁷⁶⁾ Röm. 11, 25ff. verfolgt nach Tholuck einen ausschließlich pädagogischen, auf die Heidenchristen abzielenden

¹⁷³⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 453 zu Röm. 11, 23.

¹⁷⁴⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 457.

¹⁷⁵⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 443f. Tholuck zitiert hier Origenes.

¹⁷⁶⁾ NN (Anm. 25) 11, 1827, S. 89f.

Zweck: „Diese Wahrheit nämlich von der zukünftigen Bekehrung des ganzen Israel diene dazu den Heiden den Wahn zu benehmen, als seien sie jetzt anstatt Israel das Bundesvolk geworden, und könnten auf das ehemalige Volk Gottes wie auf einen von Gott Verfluchten herabsehen.“¹⁷⁷⁾ Über diese Einsicht ist Tholuck auch durch die bereits zitierten Erwägungen zur Bundestreue Gottes nicht mehr wesentlich hinausgestoßen. Bekehrung und Glauben sind dem Juden eine stets offen gehaltene Möglichkeit. Die fortwirkende Kraft des mit Israel geschlossenen göttlichen Bundes bewährt sich darin, wie sie sich am Ende der Zeiten in der Heimholung ganz Israels¹⁷⁸⁾ bewähren wird. Das endzeitliche Schicksal Israels ist insofern kein „übernatürliches“, als sich in ihm die heilsgeschichtliche „Logik“ der himmlischen Ökonomie erfüllt, innerhalb derer sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem Ganzen zusammenfügen, dessen Sinnhaftigkeit als göttliche Offenbarung im Glauben erfaßt werden kann. In sehr prägnanter Weise hat Tholuck dieses Ineinandergreifen und aufeinander Zugeordnetsein der einzelnen Phasen der Heilsgeschichte einmal so beschrieben: „Der ganze Inhalt der zweiten Hälfte dieses Cap. war Liebe Gottes, welche zuerst Israel lockte; da es nicht hörte, es mußte fallen lassen; seinen Fall aber zum Reichthum der Heiden machte und so die Heiden ins Reich Gottes einführte; dadurch am Ende der Zeiten die Juden lockt und als Endpunkt der Weltentwicklung auch dieses Volk dem großen geistigen Bruderbunde der unsichtbaren Gemeinde einverleibt.“¹⁷⁹⁾

Im Innersten ist sich Tholuck wohl klar darüber gewesen, daß diese fast mechanistische Sicht der Heilsgeschichte die Rätselhaftigkeit des göttlichen Heilsweges nicht angemessen zu beschreiben vermochte. Gegen Ende seiner Auslegung der Israel-Kapitel des Römerbriefes bekennt er deshalb: „Nur was der uns Unzugängliche durch seine unaussprechliche Erbarmung aus seiner geheimnisvollen Verborgenheit uns selbst kund gethan hat, nur das wissen wir. Und wie reich ist dies! Ein Erbarmen über Alle! Ein Endziel der Entwicklung des verderbten Geschlechts, an welchem seine Erlöseten Ihn sehen wie er ist, und Gott alles in allen seyn wird.“¹⁸⁰⁾ Oder noch weitgreifender: „Gott ist der

¹⁷⁷⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 457.

¹⁷⁸⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 458 zu Röm. 11., 26a: „*Pas Israel*... bezeichnet die Gesamtheit des Israelitischen Volkes als solches.“

¹⁷⁹⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 464.

¹⁸⁰⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 466.

Grund von allem, was da ist, denn es ist alles aus ihm geworden. Gott ist das Mittel von allem, was da ist, denn es ist alles aus ihm geworden. Gott ist das Mittel von allem was da ist, denn er leitet alles was da ist zum Ziele. Gott ist das Ende von allem was da ist; denn in ihm ruhen alle Geschöpfe. Aus Gott ist der Mensch geworden; zu Gott muß er zurück, wenn er wahrhaft seyn will; durch Gott muß er zu Gott geführt werden. So ist denn Gottes Erbarmen der Anfang, das Mittel und das Ende!“¹⁸¹⁾

Dr. Peter Maser

¹⁸¹⁾ Tholuck, Römerbrief (Anm. 149), S. 467f.

Beiträge zur schlesischen Presbyterologie aus den Kirchenbüchern von Nimptsch im 17. Jahrhundert

Bisher haben uns an dieser Stelle in den früheren Bänden des Jahrbuches ausschließlich „reduzierte“ Kirchenbücher beschäftigt, also solche, die aus evangelischen Pfarreien stammen, deren Kirchen in der Gegenreformation rekatholisiert wurden. Zu den spärlichen Resten der nach 1945 erhalten gebliebenen Kirchenbücher aus Gemeinden des Fürstentums Brieg gehören die der Stadt Nimptsch, die erst in letzter Zeit in das polnische Staatsarchiv Breslau gelangt sind, wo ich im vergangenen Herbst die ältesten Jahrgänge – etwa 6 Jahrzehnte umfassend – einsehen und presbyterologisch auswerten konnte ¹⁾. Die daraus gewonnenen neuen Forschungsergebnisse sollen nachstehend hier dargeboten werden.

Eine auch nur knappe Darstellung der Kirchen- und Reformationsgeschichte von Nimptsch ²⁾ ist weder beabsichtigt noch zu geben möglich, aber einige Bemerkungen zum Pfarrerkatalog vor 1600 als Ergänzung

¹⁾ Die Angaben bei E. Randt und H-O. Swientek, Die älteren Personenstandsregister Schlesiens (Görlitz 1938), S. 80 sind in allen Einzelheiten genau und zutreffend, während in dem Verzeichnis der noch vorhandenen evangelischen Kirchenbücher Schlesiens (Schlesisches Geschlechterbuch 4. Bd., bearbeitet von K. Puschmann, Limburg 1978, S. XL) die Angabe bei den Taufen in „ab 1635“ verbessert werden muß.

²⁾ Die mittelalterliche Kirchengeschichte behandelt Jürgen Schölzel, Nimptsch in Schlesien; Vorzeit, Frühzeit, Mittelalter (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas, hsg. von Hans-Jürgen Karp), J. G. Herder-Institut Marburg 1974, S. 170–184, die Reformationsgeschichte S. J. Ehrhardt, Presbyterologie des Evang. Schlesiens II, 1 (Liegnitz 1782), S. 325–327. Einen Abriß der „Kirchlichen Verhältnisse im alten Nimptsch“ vom Mittelalter bis 1945 gibt J. Schölzel in „Hohe Eule“, Heimatblatt für Stadt und Kreis Reichenbach (Eulengeb.) 7. Jg., Warendorf 1958, Nr. 73, S. 5–6 und Nr. 74, S. 6–7 mit Abbildung der alten Stadtpfarrkirche aus F. B. Werners Topographia Silesiae. Weitere Literatur: Ernst Rauch, Geschichte der Bergstadt Nimptsch, Nimptsch 1936; Carl Brunn, Geschichte der kath. Kirche zu Nimptsch, Nimptsch 1871; H. Uhtenwoldt, Nimptsch, in: Deutsches Städtebuch, hsg. von Erich Keyser, 1. Bd. (Stuttgart-Berlin 1939), S. 837–838; J. Schölzel, Nimptsch, in: Handbuch der historischen Stätten Schlesiens, hsg. von Dr. Hugo Weczerka (Kröner-Verlag Stuttgart 1977), S. 361–365. – Nicht erreichbar war Wilhelm Heinel, Chronik der Stadt Nimptsch 1869 (auch in der Universitätsbibliothek Breslau nicht vorhanden).

und Berichtigung der vorliegenden Verzeichnisse ³⁾ sind angebracht und erforderlich.

Letzter katholischer Pfarrer von Nimptsch war seit 1507 Kaspar Koch, der 1534 „in der Erkenntniß der lutherischen Glaubenswahrheiten“ gestorben sein soll ⁴⁾. Daß schon bald nach 1520 die neue Glaubenslehre Eingang gefunden habe ⁵⁾, läßt sich nicht belegen; eine „um 1520“ von Herzog Friedrich II. einberufene Synode, auf der die Reformation im Nimptscher Raume „durchgeführt“ worden sein soll ⁶⁾, hat es nicht gegeben! Es muß eine Verwechslung sein mit dem 1534 nach Brieg ⁷⁾ einberufenen Konvent der Geistlichen des Brieger Fürstentums, wobei der Herzog die Pfarrer vor die Entscheidung stellte, entweder die lutherische Lehre anzunehmen oder binnen einer Woche das Land zu räumen ⁸⁾. Im Nimptscher Weichbilde erklärten nur zwei Dorfpfarrer, Priscianus und Kupferschmidt, beim katholischen Glauben zu verbleiben; letzterer beschwerte sich am 5. März 1535 beim Breslauer Domkapitel, daß er bei seiner „Berufung“ nach Nimptsch ⁹⁾ genötigt worden wäre, einen neugläubigen Katechismus anzunehmen ¹⁰⁾. Kupferschmidt scheint mit dem von Rauch genannten Kaplan Hammerschmidt personengleich zu sein ¹¹⁾, doch kann er schwerlich 1535 noch als katholischer Geistlicher in der Stadt tätig gewesen sein.

³⁾ Ehrhardt II, S. 328; J. Rademacher, Predigergeschichte des Kirchenkreises Nimptsch (Wohlau 1937), S. 16.

⁴⁾ Ehrhardt a. a. O. S. 326.

⁵⁾ Rauch, Nimptsch, S. 39.

⁶⁾ G. Hultsch, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen (Lübeck 1977), S. 278.

⁷⁾ Nicht nach Strehlen, wo angeblich in diesem Jahr eine vom Herzog einberufene Synode getagt haben soll; vgl. H. Eberlein, Die sogenannte Synode zu Strehlen, in: Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte Bd. XXV (1935), S. 12–19.

⁸⁾ Buckisch, Religions-Acta 1. Bd. Cap. 5, Mem. 10.

⁹⁾ So allein Ehrhardt a. a. O. S. 10, was nicht als „Berufung“ in das Pfarramt zu verstehen ist, sondern zu einem Konvent der Pfarrer, der am 3. 3. 1535 in Nimptsch stattgefunden hatte, wobei ihnen die Entscheidung über Annahme oder Ablehnung des Katechismus abverlangt worden war. Vgl. K. Engelbert, Die Anfänge der lutherischen Bewegung in Breslau und Schlesien, in: Archiv für schles. Kirchengeschichte Bd. XXI (Hildesheim 1963), S. 198, Sonderdruck S. 304.

¹⁰⁾ M. J. Fibiger, Das in Schlesien gewaltthätig eingerissene Lutherthum, 2. Teil (Breslau 1723), S. 111–112; Engelbert, Anfänge, S. 198 bzw. 304.

¹¹⁾ S. 39. – Brunn, Kath. Kirche, S. 5.

Als ersten evangelischen Pfarrer nennen Ehrhardt und Rademacher übereinstimmend Christoph von Hund von 1535 bis 1555 bzw. 1548, falls in diesem Jahr Adam Bruske aus Herrnstadt, bisher Pastor von Groß-Wilkau, nach Nimptsch gegangen sein sollte, was nicht ganz eindeutig ist. Wenn von Hund erst, wie Ehrhardt angibt, 1555 gestorben ist, dann bleibt für Bruske kein Raum im Pfarrerkatalog, es kann auch nicht der von Rademacher für 1557 bis 1580 angeführte Martin Scholtze (oder Schultze) Bruskes Nachfolger gewesen sein. Denn als 1557, Dienstag nach Ostern, 14 Pfarrer des Fürstentums nach gemeinsamer Beratung in einer Eingabe an Herzog Georg die Einführung der Mecklenburgischen Kirchenordnung empfehlen und um die Einsetzung eines „Superintendenten“ bitten, hat sich unterschriftlich dazu auch bekannt Jacobus Herrich, Pfarrer zu Nimptsch¹²⁾, der bei Ehrhardt und Rademacher fehlt. Wahrscheinlich ist er der mit Namen nicht genannte Pfarrer, den der Rat von Nimptsch auf herzoglichen Befehl zu Martini 1561 aus seinem Dienst entlassen mußte¹³⁾. Als seinen Nachfolger hat bereits Schimmelpfennig den ebenfalls bis jetzt in den Pfarrerkatalog nicht eingeordneten Caspar Loy für 1563 namhaft gemacht¹⁴⁾, der als Pfarrer von Zindel zu den Unterzeichnern der ‚Vorstellung‘ von 1557 gehört und im selben Jahr nach Naselwitz gegangen zu sein scheint¹⁵⁾. Wie lange Loy in Nimptsch war, läßt sich nicht feststellen. In dem Schreiben Herzog Georgs „An die Pfarrer zur Strelen, Nimbsch und Ohlau, jedern in sonderheit“ vom 10. 3. 1580 werden die Namen der Pastoren („praedicanten“ nennt sie der Herzog) nicht angegeben¹⁶⁾. Martin Scholtze soll 1579 oder 1580 gestorben sein¹⁷⁾. Die Reihe der auf

¹²⁾ C. A. Schimmelpfennig, Die Organisation der evang. Kirche im Fürstenthum Brieg während des 16. Jahrhunderts, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens Bd. 9 (Breslau 1868), S. 15. Das darauf ergangene Mandat Georgs II. in: Jessen-Schwarz, Schlesische Kirchen- und Schul-Ordnungen von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert (Görlitz 1938), S. 39–40.

¹³⁾ Zeitschr. des Vereins f. Gesch. Schlesiens Bd. 13, S. 422. – Rauch, S. 40 mit Angabe der Gründe: Eigenmächtige Erhöhung seiner Einkünfte und Aufsässigkeit gegenüber dem Rat.

¹⁴⁾ Nachträge und Berichtigungen zu Ehrhardts Presbyterologie, in: „Rübezahl“, Schlesische Provinzialblätter neue Folge Bd. 12 (Breslau 1873), S. 486.

¹⁵⁾ Richard Scholz, Predigergeschichte des Kirchenkreises Brieg (Wohlau 1930), S. 29. Bei Rademacher, Nimptsch S. 15 nicht genannt.

¹⁶⁾ G. Eberlein, Urkunden Herzogs Georg von Brieg, in: Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evang. Kirche Schlesiens Bd. VI, 1. Heft (Liegnitz 1898), S. 126–129.

¹⁷⁾ Er unterschrieb 1574 als „Eccl. Nimptsch. minister“ die Heidersdorfer Formula Concordiae. Ehrhardt II, S. 23; sonst a. a. O. S. 328, S. 555 und Rademacher, Nimptsch, S. 16.

ihn folgenden Pastoren von Martin Zimmermann 1581 bis 1592¹⁸⁾, 1592 Nikolaus Anther¹⁹⁾, 1593–1604 Nikolaus Anther²⁰⁾, 1604–1606 Kaspar Scholtz²¹⁾, 1607–1615 Paul Bresler²²⁾, 1616 bis 1629 Bartholomäus Zimmermann²³⁾, 1629–1632 Petrus Winckler²⁴⁾, von denen die beiden zuletzt Genannten auch zugleich Senioren des Nimptscher Weichbildes waren, ist vollständig, während die Personalien

¹⁸⁾ Sein ausführlicher Lebenslauf zuletzt in Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte 48 (1969), S. 67–68.

¹⁹⁾ Geb. in Nimptsch, 1556 (?) – 1592 Diakonus, 1592 Pastor in Nimptsch, gest. 21. 11. 1592 (nicht 1593). Über weitere Angehörige der Familie Anther vgl. Schultze-Brocksius, Kaufbriefe von 1587 bis 23. Febr. 1625 der Stadt Nimptsch (Nimptsch o. J.), S. 3.

²⁰⁾ Personalien ausführlich – ohne daß Ergänzungen möglich wären – bei Ehrhardt II, S. 62.

²¹⁾ Kaspar Scholtz, aus Breslau, 1596 Diak., 1600 Archidiakonus in Brieg (dort Grabstein für eine 1597 gest. Tochter in der Kirche). Gest. 27. 9. 1606. Ehrhardt II, S. 328 Anm. u. erwähnt den sog. „Blutregen“, der am 12. 6. 1605 in Nimptsch fiel, worüber in Oels von M. Jakob Günther eine Schrift erschien. R. Scholz, Brieg, S. 14; Rademacher, Nimptsch, S. 16.

²²⁾ Paul Bresler, geb. Judica 1578 in Oels, Vater Paul B., Bürger und Fleischer, Mutter Elisabeth Rießler. Schule Oels, danach 9 Jahre in Breslau, 1601 Univ. Wittenberg, 1603 nach Oels zurück. „Weilen in Jhr. Fürstl. Gn. Land vnd Kirchen die polnische Sprache gebreuchlich / Er dieselbe jhm bekandt machen solle: Inmassen er auch zu Baronaw (?) / dahin auff Jhr. Fürstl. Gn. Verordnung verschickt worden / 1604. dieselbe innerhalb einem halben Jahr zimlich erlernt / das er sie zur noth reden / vnd das Ampt vnd Predigt darinn verrichten können“. 1606 Diakonus in Strehlen. Von Nimptsch 1615 als Senior nach Bernstadt, dort 1. Febr. 1617 gestorben, begr. am 9. 2. Verh. in Brieg 22. 8. 1606 mit Maria (Name unbekannt), von 4 Söhnen u. 2 Töchtern starben 1 S. u. 1 T. vor ihm. Leichenpredigt „Geistl. Ring vnd Leibliche Sterbkunst / des im dritten Himmel gekrönten Ritters vnd Märtyrers des Hoherlauchten Heyligen Apostels Pauli...“ von M. Joh. Gebauer, Pfarrer vnd Conseniorn zu Stampen vnd Bora (vorhanden in der Univ.-Bibl. Breslau Sammelband 4, 0, 35).

²³⁾ Vgl. Jahrbuch 48/1969, S. 69, wo auch die Inschrift seines Grabsteins (nach Ehrhardt II, S. 330) aus der Nimptscher Pfarrkirche wiedergegeben ist.

²⁴⁾ Ehrhardt a. a. O. und die Leichenpredigt auf Wincklers Tochter Anna, verh. 1. 1627 Daniel Lange, Pfr. in Karzen, 2. Brieg 7. 11. 1634 Christoph Raußendorf, Pfr. in Naualtmannsdorf, seit 1659 in Wohlau, wo sie 58jährig am 17. 4. 1665 starb. Leichenpredigt von M. Andreas Hempel, Pastor in Steinau (Steinau 1665), vorhanden in der Deutschen Staatsbibliothek Berlin, Signatur E e 700, 2665 m.

der 6 von 1556 bis 1632 bekannten Diakonen ²⁵⁾ noch mancher Ergänzung bedürfen.

Am 4. Juli 1632 wurde Jacob Scribonius, bis dahin Rektor in Strehlen, als Pastor nach Nimptsch berufen. Ehe wir uns dem von ihm begonnenen und sehr sorgfältig geführten Kirchenbuche zuwenden, sollen seine Personalien – durch einige neue Funde berichtigt – bis zu seinem Amtsantritt in Nimptsch gegeben werden. Er ist 1595 oder 1596 (nicht 1591) in Landeck geboren; der am 29. 9. 1574 in Wittenberg zum Diakonus in Landeck ordinierte Markus Schreiber aus Patschkau ²⁶⁾ kann ein Verwandter, aber kaum sein Vater gewesen sein. Jacob studierte im WS 1615 in Leipzig und seit dem 28. 4. 1616 in Wittenberg. Als Student steuerte er zu der 1616 in Brieg gedruckten, von Johann Neomenius für den 1616 in Brieg verstorbenen Schüler Lucas Reinhard

²⁵⁾ 1556–1592 Nikolaus Anther.

?? – wenigstens 1617 oder 1619 Michael Timäus, geb. 1571 in Breslau, 20. 10. 1610 Univ. Frankfurt; 1619 nach Frauenhain und Grüningen, 1620 Diakonus in Brieg, gest. 29. 9. 1633 an der Pest. Erbauungsschriftsteller (Ehrhardt II, S. 105). Dreimal verh.: 1. Rosina. 2. Brieg 23. 3. 1627 Maria Porlitz, To. des verst. Kantors Joh. P. in Brieg (Hochzeitsgedichte Brieg 1627), sie wurde 25. 2. 1630 in Brieg begraben. 3. Susanna, To. des Stadtamtmanns Thomas Müntzer in Brieg. Vgl. Gottfried Kliesch, Der Einfluß der Universität Frankfurt/Oder auf die schlesische Bildungsgeschichte, Würzburg 1961, S. 189.

1619–1620 Friedrich Scholtze, vermutlich Sohn des P. Friedrich Sch. in Schreibendorf bei Strehlen, 1613 Univ. Frankfurt (?), seit 1623 Pfr. in Schreibendorf, gest. 1632, begr. 16. 1. in Brieg. Verh. Anna, begr. 9. 3. 1633 in Brieg (vgl. Beiträge zur Kirchen- u. Pfarrergeschichte von Schreibendorf – Lic. Dr. Ulrich Bunzel zum 70. Geburtstag –, in: Heimatblatt für die Kreise Strehlen u. Ohlau, 8. Jg. (Borken / Westf. 1960), Nr. 9, S. 11).

1620–1621 (?) Friedrich Höckelshofen, aus Breslau, 1610 Univ. Frankfurt, 1615 Wittenberg; 1618 (?) Pfr. in Pampitz Kr. Brieg (wohl erst nach seiner Tätigkeit in Nimptsch), 1626 zugleich reformierter Kaplan in Brieg. (R. Scholz, Brieg, S. 63; G. Kliesch, Einfluß, S. 140–141. Über seinen Vater Johann v. Höckelshofen vgl. G. Bauch, Geschichte des Breslauer Schulwesens in der Zeit der Reformation, in: Cod. dipl. Sil. 26. Bd., 1911, S. 325–329).

1621–1625 (?) M. Joseph Christannus, aus Brieg, 1605 Univ. Frankfurt. Daß er in Brieg 1625 mit Frau und Tochter an der Pest gestorben sei (Ehrhardt II, S. 337), geht aus den Kirchenbüchern von Brieg nicht hervor, vielleicht in Nimptsch an der nach Rauch S. 42 in diesem Jahr die Stadt heimsuchenden Pest. So auch Rademacher S. 17.

1626–1632 Johann Wirth, aus Reichenstein. Er ist nicht, wie Ehrhardt II, S. 337 angibt, 1633 bei dem Brande der Stadt ums Leben gekommen, sondern 1632 als Pfr. nach Senitz gegangen (Rademacher, Nimptsch, S. 25).

²⁶⁾ „Berufen von dem edlen Herrn Lorentio Ederer und dem Ehrw. H. Gregorius Krannitz ad officium Diaconi“, heißt es im Original des Wittenberger Ordiniertenbuches (Mikrofilm bei der evang. Kirche der Union in Berlin). Auszug von Th. Wotschke, Wittenberger Ordinationen für Schlesien seit 1573, in: Correspondenzblatt Bd. XIV, 1 (1914), S. 67. Schreiber fehlt bei A. Bach, Urkundliche Kirchengeschichte der Grafschaft Glatz (Breslau 1841), 414, ebenso bei J. Rademacher, Predigergeschichte des Kirchenkreises Glatz (Glogau 1937) S 11.

gehaltenen Leichenpredigt ein deutsches „Klaglied“ bei ²⁷⁾). Nach Vogelseiffen in der Herrschaft Freudenthal muß er etwa 1618 gekommen sein, nicht, wie Ehrhardt angibt ²⁸⁾, 1618 als Diakonus nach Landeck und 1620 als Pastor nach Freudenthal. Aus dem ältesten Kirchenbuch von Landeck ²⁹⁾ geht hervor, daß dort am 15. 4. 1621 „deß Ehrw. Herrn Jacobi Scribonii trewfleissigen Seelsorgers zur Vogelseiffen in der Herrschaft Frewdenthal gehörig Töchterlein Susanna getauft worden“ ist, und daß am 24. 4. 1621 bei der Taufe des Herrn Esajae Wagners, Pfarrer alhier, Sohnlein Georgius „Herr Jacobus Scribonius, gewesener Pfarrer zu Vogelseiffen, Pate gestanden hat. Demnach lebte er als Exulant in seiner Geburtsstadt, ohne ein geistliches Amt zu bekleiden, das Kirchenbuch erwähnt ihn an keiner Stelle als Diakonus. 1626 erhielt er das Rektorat in Strehlen ³⁰⁾ und trat am 24. Juli 1632 das Pastorat und Seniorat in Nimptsch an. Die schrecklichen Ereignisse des folgenden Jahres, die grausame Plünderung der Stadt unter Wallenstein am 4. Juli 1633 und ihre völlige Einäscherung, wobei der Pfarrer alles verlor, hat Scribonius selbst aufgezeichnet ³¹⁾; daß er mißhandelt und mit Frau und 5 kleinen Kindern gefangen nach Frankenstein abgeführt wurde und nach erfolgter „großer Rantzion“ sich für einige Zeit nach Strehlen flüchten mußte, erfahren wir aus den Personalien in der Leichenpredigt auf seine 1648 verstorbene Frau ³²⁾. In der entvölkerten Stadt wütet im Sommer

²⁷⁾ Vorhanden in der Gymnasialbibliothek zu Minden, Signatur 6930.

²⁸⁾ II, S. 330 und Rademacher, Nimptsch, S. 16.

²⁹⁾ Im Diözesanarchiv Breslau: Taufen ab 1598, Begräbnisse 1604–1623.

³⁰⁾ Unter den vielen Gratulanten zur Hochzeit des aus Nieder-Hansdorf bei Glatz 1623 vertriebenen Pastors Leonhart-Georg Hamperger, nunmehr Kantors in Strehlen, mit Maria Zimmermann, Pfarrerstochter aus Nimptsch – am 3. 6. 1627 in Strehlen – ist auch „Jac. Scribonius Landeccio-Glac., Expastor Vogelseiffensis Metallici L. B. Freudenthalii communi persecut. factus, p. t. JII. Scholae Strelensis Rector“. Sammelband von Hochzeitsgedichten und anderen Gelegenheitsschriften Signatur 4 V 34, Nr. 48 in der Univ.-Bibl. Breslau. Auch Jahrbuch 48/1969, S. 70.

³¹⁾ F. A. Zimmermann, Beyträge zur Beschreibung von Schlesien, 1. Bd. Fürstenthum Brieg, 4. Stück (Brieg 1783), S. 21 in einem damals noch vorhandenen Manuskript, das wahrscheinlich identisch ist mit dem von Rauch S. 53–57 mitgeteilten Bericht, der unterschrieben ist „Actum Nimptsch den 3. Monatstag Mai Anno 1634“ (vgl. auch H. Krüger, Wallensteins Kriegszug durch das Fürstentum Schweidnitz, Langenbielau 1883, S. 12–13; C. Grünhagen, Geschichte Schlesiens 2. Bd. Gotha 1886 S. 243 schildert die Ereignisse nach dem Augenzeugenbericht des Stadtpfarrers Scribonius und zitiert Anm. S. 29 Heinel, Chronik von Nimptsch S. 35 ff; H.-D. Loebner, Wallensteins Friedensverhandlungen im Jahre 1633, in: Jahrbuch der schles. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau Bd. XIX, S. 50–52.

³²⁾ „Geistlich und kräftig Conformatio und liebeiche Hertzstärkung für hochbekümmerte Hertzen“, gehalten von Martin Nentwig, Pfr. zu Töpliwoda, Brieg 1648, nach Ehrhardt II, S. 330.

und Herbst 1633 die Pest. Da hat der zurückgekehrte Pfarrer, der sich mit großer Tatkraft dem kirchlichen Wiederaufbauwerk widmet, auch ein neues Kirchenbuch anstelle des mit dem Pfarrhause verbrannten zu führen begonnen, und zwar mit den Eintragungen im Sterberegister am 31. Juli. Über das im gleichen Band enthaltene Trauregister setzt er die Worte: „Copulati Ao. Calamitoso 1633 et propter incendium et pestilem luem Oppido huic plane fatali“. Das eigentliche Taufregister beginnt erst mit dem 4. Januar 1635. Vielleicht sind die ersten Seiten verloren gegangen.

Wir wenden uns nun dem stattlichen und gut erhaltenen Foliobande des Kirchenbuches zu, dessen presbyterologische Eintragungen uns vor allem interessieren.

I. Aus dem Taufregister

Vorangestellt sind einige nachträglich aufgezeichnete Taufen – vielleicht aus Resten des verlorenen alten Buches zusammengefaßt –, die die Ratsfamilie Ludwig betreffen: „Geboren und getauft in der Stadt Parochial Kirchen zu Nimbsch vorm Brande.“ Ao. 1559³³⁾ Christoph gebohren in der heil. Christnacht, getauft folgenden Tag. Vater tit. Hr. Christoph Ludewig, Rathsvorwandter und Bürger in Nimbsch, Mutter Fr. Elisabeth Geißlerin. Als nächster Eintrag folgt: Ao. 1589 Christoph gebohren den 24. Juni war der Tag Joh. Baptistae, getauft folgend T. Vater Tit. Hr. Christoph Ludwig damals Stadt Schreiber, hernach Hoff Richter und Stadt-Vogt, Mutter Fr. Eva Kranpitzin. Pathen: 1. D(ominus) Martinus Zimmermann, Pastor, 2. Hr. Balthasar Felckel, Rentschreiber aufm Teich (später Rothschoß), 3. Hr. Niclas Hancke³⁴⁾, 4. die Fr. Hanß Korterin Bürgermeisterin Barbara, 5. Fr. Brigitta Hr. Samuelis Horns PfarEr zu Rudelsdorff eheliche Haußfrau³⁵⁾. Für 1599, 1604, 1617, 1622 und 1624 ist je ein Eintrag. Am 10. 10. 1599 bei der Tochter Susanna von Christoph Ludwig, Stadtschreiber, und Fr. Eva Kranpitzin ist Hr. Nicolaus Anter, Pfarr allhier, Pate; 1604, am 14. 6., bei dem Kinde

³³⁾ In dem Kirchenbuchverzeichnis des polnischen Staatsarchivs in Breslau hatte ich 1973 irrtümlich die Jahreszahl 1569 gelesen und sie für den Beginn der Nimptscher Kirchenbücher gehalten, was in der Einleitung zu dem 4. Schlesienbande des Deutschen Geschlechterbuches (Limburg 1978) S. XL berichtet werden muß.

³⁴⁾ Vornehmer Bürger und „Gastgeber“. Zur Familie Hanke vgl. Schultze-Brocksien, Kaufbriefe, S. 4.

³⁵⁾ Vgl. meinen Beitrag über die Pfarrerrfamilie Horn im Jahrbuch 1970, S. 17.

Johannes hat Hr. PfarEr zu Ranckau, hernach Superintendens zu Brieg Johannes Neomenius ³⁶⁾, und Hr. Niclas Anter, unser PfarEr, nachmals auch Superint. zu Brieg, Pate gestanden; bei der Taufe der am 30. 11. 1617 geborenen Hedwig am 1. 12. von Christoph Ludwig, Stadtschreiber, und Fr. Eva geb. Meckin ist Hr. Michael Timaeus, Diaconus allhier, als Taufzeuge genannt.

Der auf einer der ersten Seiten des Taufregisters stehende Eintrag ist festzuhalten wichtig genug:

1635, 25. Januar geboren und am 28. getauft Daniel, des Hr. Johann Caspar, Rhatman und Fr. Susanna Sohn. Das ist die Beurkundung der Geburt und Taufe des späteren Dichters Daniel Casper von Lohenstein ³⁷⁾. Der Vater, der sich um den Wiederaufbau der zerstörten Stadt sehr verdient gemacht hatte, wurde 1670 nobilitiert ³⁸⁾; er und seine zweite Frau werden uns im Totenregister noch begegnen. Der 1640 geborene Sohn Johann Casper von Lohenstein, Herr auf Klein-Ellgut, Mittel-Peilau und Klein-Belmsdorf, starb am 19. 5 1692 in Breslau ³⁹⁾. Unter den Paten des kleinen Daniel sind: Hr. Martin Nenquit, Pfarrer zum Prauß ⁴⁰⁾, Frau Rosina Thüßlerin, Hr. Jacobi Scribonii Pfarrers

³⁶⁾ Johann Neomenius (Neumond), geb. 1571, 2. (oder 12.) 9., in Frankenstein, 1591 Univ. Frankfurt, 1593 Kantor in Nimptsch, 1596 Pfr. in Olbendorf Kr. Strehlen, 1600 in Rankau; er tritt 1611 zum reformierten Bekenntnis über, 1612 Hofprediger in Brieg, 1614 Superintendent des Fürstentums, gest. 5. 11. 1639 (R. Scholz, Predigergeschichte von Brieg S. 8).

³⁷⁾ Über Lohenstein vgl. Joh. Sinapius, Olsnographia 1. Teil (1707), S. 679; Henel-Fibiger, Silesiographia renovata I (1704) S. 386–387; E. Schmidt, in: A D B 19. Bd. (1884), S. 120–124; H. Cysarz, in: Schles. Lebensbilder 3. Bd. (Breslau 1928), S. 126–131 mit Literaturangaben und Portrait; Der neue Brockhaus, Wiesbaden 1971, S. 372; J. Schölzel, Daniel Casper v. Lohenstein, in „Hohe Eule“ 7. Jg. (1958), Nr. 76 mit Bild.

³⁸⁾ „Er befreite die Stadt (im 30 jährigen Kriege) mehrfach unter Lebensgefahr und Einsatz seines Vermögens von Plünderung, weshalb ihm der Kaiser eine Gnadenkette geschenkt und ihm den Geschlechtsnamen Lohenstein verliehen von dem Flusse Lohe, der auf seinem bei Nimptsch gelegenen Gute durch einen durchlöchernten Stein floß“ (Joh. Heinr. Zedler, Großes vollständiges Universalexicon, Halle und Leipzig, 18. Bd., 1738, Sp. 280).

³⁹⁾ M. Christoph Pfeiffer, Edler Personen eröffnete Grüffte, Abdankung auf Joh. Casper v. Lohenstein mit Lebenslauf, Breslau 1718.

⁴⁰⁾ Es ist Martin Nentwig, geb. 1576 in Rengersdorf bei Glatz. Er kann nicht vor 1620 nach Prauß gekommen sein (vgl. Jahrbuch) 1959, S. 50), da von 1618 bis 20 dort Joh. Gebauer war (vgl. Jahrbuch 1979, S. 190), wonach Rademacher, Nimptsch, S. 22 zu berichtigen ist. Als Pfarrer von Tepliwoda verwaltete Nentwig auch Reichau und Siegroth. Gest. 14. 12. 1649 (Ehrhardt II, S. 364. Sein Studium in Wittenberg ist nicht nachweisbar).

geliebte Haußwirthin⁴¹⁾, Fr. Anna, Hr. Christoph Raußendorffs, Pastoris zu Altmannsdorff⁴²⁾ Haußfraw, und Fr. Barbara, weyl. H. Joh. Döhnij Cantoris sehl. Wittib.

1635 am 28. 4. ist die 14jährige Jungfer Susanna Schreiberin Pfarrers-tochter, Patin, und im folgenden Monat wird dem Pastor das erste in Nimptsch geborene Kind getauft:

30. Mai Pat. Jacob Scribonius Pastor, Mat. Rosina Thüßlerin filius Jacob. Unter den Paten stehen: Hr. Joh. Heinrich von Pfeyl auf Dirßdorf, Hr. Georg Mensch, Diaconus von Strehlen⁴³⁾, der mit anderen nicht erschienen war, Hr. Christoph Nigrinus, Pfarrer zu (Groß-)Knignitz⁴⁴⁾, Hr. Johann Wirth, Pfarrer zu Kartz⁴⁵⁾ und Fr. Anna Christina, Hr. Mart. Nentvigij Pfarrers zu Teppliwoda Haußfraw⁴⁶⁾. Sie war als Patin ebenso

⁴¹⁾ Sie war als Tochter des aus Guhrau stammenden Advokaten Bartholomäus Thüßler am 6. 1. 1604 in Breslau geboren und seit 1626 mit Scribonius verheiratet (Ehrhardt II, S. 331). Da ihm 1622 in Landeck schon die Tochter Susanna geboren wurde, muß Frau Rosina seine 2. Frau gewesen sein.

⁴²⁾ Es ist Neu Altmannsdorf bei Münsterberg. Seine ausführlichen Personalien nach der gedruckten Leichenpredigt im Jahrbuch 46/1967, S. 41, Anm. 31.

⁴³⁾ Georg Mensch, geb. 1582 in Tarchwitz bei Münsterberg (Pfarrei Reichau), 29. 4. 1605 Univ. Wittenberg. Ord. in Wittenberg 29. 8. 1610 für Mittelwalde, 1623 nach Groß-Ellguth bei Nimptsch, 1633 Archidiakon in Strehlen, gest. 26. 10. 1647. 2 mal verh.: 1. 1611 Ursula Hase aus Frankenstein, Vater Matthes H., Bürger u. Ratsherr; sie starb am 7. 5. 1617 im 26. Lebensjahre, 2 Kinder, am 3. starb sie. Leichenpredigt von David Wisäus, Pastor in Habelschwerdt (Breslau 1617); 2. 26. 6. 1618 Angelina Fontanus, To. des verst. P. Georg F. (?). Trauungspredigt „Fons Benedictus“, der gesegnete Brunnen“ über Spr. Sal. 5 (nach Ehrhardt II, S. 257).

⁴⁴⁾ Christoph Nigrinus, geb. um 1580 in Groß-Kniegnitz, Vater Petrus N., Pfr. dort von 1576–1607. Seine Tochter Justina heiratet in Brieg Jubilate 1634 den Rotgerber Georg Holdt (Jahrbuch 1931, S. 67). Nigrinus war wenigstens bis 1637 in Groß-Kniegnitz (nach Rademacher, Nimptsch, S. 4 nur bis 1631). Ob Adam Nigrinus, gewesener Pfarrer in Böhmen, der seit 1623 als Exulant in Waldenburg und später in Nimptsch lebte, ein Verwandter (Bruder?) von Christoph N. war, ist möglich. In Waldenburg sind nach dem dortigen Kirchenbuche (Diözesanarchiv Breslau) folgende Kinder Adam's getauft: 1627, 15. p. Trin. Justina; 1629, 12. p. Trin. Regina und am 18. 6. 1631 Johannes. Demnach war er da noch in Waldenburg (nach dem Nimptscher Landsmannkalender Jg. 1933 lebte er seit 1630 in Nimptsch).

⁴⁵⁾ Vgl. Anm. 25. Seit 1634 als Senitzer Pfarrer zugleich in Karzen.

⁴⁶⁾ Sie war die Tochter des verst. Rechtsgelehrten Dr. Johann Liebhardtsberger in Glatz, am 12. 9. 1634 mit Nentwig (wohl dessen 2. Ehe) getraut (Ehrhardt II, S. 364). Joh. Lobharzberger studierte SS 1593 in Leipzig.

beliebt wie die Nimptscher Pfarrfrau, die fast bei jedem zweiten Kinde vorkommt.

1637 am 21. 6. lassen Jacob Scribonius und Fr. Rosina Thüßlerin ihre Tochter Helena taufen, deren Paten sind: Hr. Christoph Nigrinus, Pfarrer zu Knignitz, Hr. Johann Wirth, Pfarr zu Kartzen, Hr. Petrus Andreae, Pfarrer zu Stolz ⁴⁷⁾, und Fr. Anna Christina, Hr. Mart. Nentvigii zu Töpliwuda Pfarrers Haußfr.

Im gleichen Jahr vertraut der Pfarrer seinen Kummer mit einem Kirchenzucht-Seelsorgefall dem Taufbuche ausführlich an:

„9. Sept. Filius spurius (Name fehlt) P. Christoph Glatzer zu Kittel(au), M. scortum (!) Anna. Hier ist zu berichten, daß die Mutter dieses Kindes Ihren Mann im Krieg biß ins dritte Jahr gehabt vnd keine Nachrichtnuß weder von Seinem Leben noch von Seinem Tode haben mögen, Sich inzwischen mit gedachtem Glatzer Christoph Ehelich versprochen, auch geschwängert worden, worauff er die Trauung von mir begehret, so Ich Ihm abgeschlagen vnd des Herrn Superintendentens Rhat drüber gesucht, der mein sache gutt geheißen, vnd Jhn vor das Consistorium zu kommen anbefohlen, Welchem Befehl zuwider Er nach der Großen Wiere ⁴⁸⁾ zu einem Cathol. Röm. Meß Priester gelauffen vnd sich alldar copuliren lassen, So alles auf seiner Verantwortung beruhet. Nachmals iner drey wochen wird Mir zugemuttet das Kind zu tauffen, vnd, nachdem die Herrschafft mit zugesaget, Jhn den Vater sambt der Mutter ad publicam poenitentiam zu welcher Zeit es von mir erfordert werden möchte (zu nehmen), hab Ich Ihm die Tauffe widerfahren lassen. Wird derowegen weder Vatter noch Mutter zu Communion nicht gelaßen, biß die Kirchen buß vorgegangen“.

⁴⁷⁾ Über Petrus Andreae vgl. Jahrbuch 1966, S. 50–51.

⁴⁸⁾ Groß-Wierau gehörte dem Breslauer Sandstift, die Kirche kann nur ganz kurze Zeit evangelisch gewesen sein. Um 1570 Andreas Friedrich Pastor (nach „Collectanea Histor. eccles. Suidnic. et Javor.“, Ms. Nr. 88 der Hochberger Bibliothek Fürstenstein, jetzt Staatsarchiv Breslau, auch Berg, Geschichte der gewaltsamen Wegnahme, Breslau 1854, S. 234). 1638 war Frater Caspar, ein Augustiner aus Breslau, 1653 Melchior Neumann Pfarrer von Groß-Wierau (J. Jungnitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau, Archidiakonat Breslau, Breslau 1902, S. 126; Berg, Wegnahme, S. 203).

1639, 19. Sept. unter den Paten: Hr. Adam Quecker, Pfarrer zu Girsldorff ⁴⁹⁾, und am 25. Sept. Hr. Christoph Ruttert, Pfarr zu Wilckau ⁵⁰⁾).

1640 am 12. Januar tauft Pastor Scribonius seinen Sohn Samuel. Unter den 18 Paten ist der bedeutendste Dominus Fridericus a Logaw in Brockutt, der nur der spätere Dichter und fürstliche Regierungsrat in Brieg sein kann, da sein Vater (nach seinen Biographen ⁵¹⁾) bereits ein Jahr nach seiner Geburt (1605) starb. Es folgen u. a.: Hr. Petrus Andreae, P. in Stolz, Hr. Valentin Alberti, Pastor in Dirßdorff ⁵²⁾, Hr. Fridericus Albinus, Pastor in Peilau ⁵³⁾, Hr. Christoph Rütter, Pfr. in Wilckau, Fr. Eva Gelhornin geb. Sebottendorffin (ohne Ortsangabe).

1641, am Sonntage Jubilate, unter den Paten: Hr. Tobias Jungius, Ludimoderator, der in diesem Jahre Rektor in Nimptsch geworden war und bald darauf der Schwiegersohn des Pastors wurde ⁵⁴⁾. Am 2. Juli

⁴⁹⁾ Adam Quecker, Pfr. in Girsldorff, dort als Sohn des P. Georg Qu. geboren, studierte seit 2. 8. 1634 in Wittenberg u. wurde am 6. 11. 1636 in Breslau als Nachfolger seines Vaters ordiniert (vgl. Jahrbuch 1979, S. 208).

⁵⁰⁾ Christoph Ruttert oder Ruthard, geb. 1596 in Kroischwitz bei Bunzlau als Pfarrerssohn, 2. 1. 1616 Student in Wittenberg, 1612 in Frankfurt, ord. in Oels 12. 2. 1621 für Klein Neundorf bei Löwenberg, 1625 in Seidorf, dort 1631 Exul, 1633 nach Groß-Ellguth und Ober-Panthenau, 1638 Wilkau, verwaltet Panthenau weiter und erhält noch Girsldorff und Senitz dazu, 1647 nach Kaiserswaldau bei Hirschberg, vertrieben am 21. 2. 1654, nach Ober-Wiesa bei Greiffenberg, wo er ohne Amt lebte und am 21. 6. 1663 starb (K. W. Wiontzek, Aus der Vergangenheit des Kirchspiels Oberpanthenau, Nimptsch 1931, S. 33). Seine Frau Margareta Pehsler, Pf.-Tochter aus Alt-Kemnitz, starb am 28. 8. 1629 im Alter von 27 Jahren in Seidorf, wo ihr von Ehrhardt (III, 2, S. 334) erwähnter Grabstein an der Kirche jetzt nicht mehr vorhanden ist. Frau Maria Ruttertin aus Groß-Ellguth, 27. 5. 1638 Patin in Brieg, ist des Pastors 2. Frau gewesen (Jahrbuch XXIII, 1832, S. 64).

⁵¹⁾ Über Friedrich v. Logau vgl. G. Eitner in der ADB 19. Bd. (1884), S. 107–110; M. Bojanowski in den schles. Lebensbildern 3. Bd., Schlesier des 17. bis 19. Jahrhunderts, Breslau 1928, S. 10–19; A. Lubos, Geschichte der Literatur Schlesiens (München 1960) S. 114–116, wo die Personalangaben zu verbessern sind: Geb. Januar 1605, gest. 15. 8. 1655 (Bojanowski, Lebensbilder, S. 14, nach dem Kirchenbuch von Unser Lieben Frauen in Liegnitz).

⁵²⁾ Valentin Alberti, vgl. Jahrbuch 57/1978, S. 13 ff. Demnach ist er bis Anfang 1640 in Dirsdorf gewesen und nicht schon 1638/39 nach Falkenhain bei Schönau gegangen.

⁵³⁾ Friedrich Albinus, aus Münsterberg, 1615 Univ. Wittenberg, ord. in Oels 17. 12. 1618 zum Diakonus in Peterswaldau, 1619 Pfr. in Steinseifersdorf, 1623 nach Mittel-Peilau, 1640 Langenbielau, gest. 1647. Dreimal verh. (vgl. Jahrbuch 1960, S. 47–48 und Jg. 1979, S. 205.)

⁵⁴⁾ Tobias Junge, geb. 4. 4. 1608 in Habelschwerdt, Vater Wenzel J., Bürger u. Kürschner, Mutter Ursula Kreuziger. Schule Habelschwerdt u. Münsterberg, 8 Jahre in Breslau Choralist an St. Maria Magdalena, 1632 Univ. Frankfurt. 1 Jahr Hauslehrer in Pommern, 1641 Rektor in Nimptsch, 1645 1. Kollege am Gymnasium in Brieg, 1649 Pfr. in Bankau, 1650 zugleich für Mechwitz, gest. 17. 4. 1667 (Leichenpredigt Stolberg II, 2, S. 432; Ehrhardt II, S. 168; Scholz, Predigergeschichte von Brieg, S. 28).

stehen H. Adam Quecker, Pastor in Girlsdorff, und Barbara Queckerin – wohl seine Frau – Pate. Er war also noch 1641 in Girlachsdorff.

Als 1641 am 13. August der Bürgermeister Martin Simon seine Tochter Susanna (die Mutter des Kindes ist Fr. Hedwig Brandißin) taufen läßt, haben Pate gestanden u. a. Georgius Bavarus, Pfarrer in Dirßdorff⁵⁵⁾, und Fr. Rosina Schreiberin, Pfarrfrau.

1642 am 2. Januar bei der Taufe von Valentin Pohls und seiner Frau Elisabeth Tochter Rosina sind Paten Hr. Marinus Nentwig, Pastor in Tepliwoda, und Hr. Johannes Gephardus, Pastor zu Seitendorf⁵⁶⁾.

Am 16. Mai lassen Balthasar und Margaretha Pause aus Heidersdorf ihren Sohn Balthasar in Nimptsch taufen, wobei Frau Martha Raußendorffin, Pfarrfrau von Heyersdorff, Pate steht⁵⁷⁾.

Besonders wichtig ist der folgende Eintrag:

1642 am 4. Nov. getauft Gottlieb, Pat. (Tit.) Herr Michael Großmannus Pastor zu Girlßdorff vnd Ober Peila, Mat. Elisabeth. Paten: 1. Hr. Adam v. Lucka auff Gula (Guhlau bei Nimptsch), 2. Hr. Christoph v. Abschatz. 3. Hr. Gottfried v. Gelhorn auff Girlsdorff. 4. Hr. Melchior v. Gelhorn. 5. Hr. Jacob Scribonius, Pastor in Nimptsch. 6. Hr. Fridericus Albinus, Past. in (Mittel-) Peilau. 7. Hr. Martin Nentwig, Pastor in Teplwuda. 8. Hr. Christoph Rutterus, Past. in Habendorff⁵⁸⁾. 9. Hr. Christoph Rutterus, Past. in Wilcke. 10. Hr. Georg Bavarus, Past. in Dirßdorff.

⁵⁵⁾ Georg Bavarus, geb. 1605 in Reichenbach, 1626 Univ. Frankfurt, ord. in Liegnitz 15. 1. 1633 für Quickendorf, 1638 Kaubitz und Seitendorf, 1640 Dirsdorf, 1650 Tepliwoda. 1653 exul und nach Siegroth, zugleich Verwalter von Reichau, gest. 21. 2. 1659, Grabstein an der Kirche zu Siegroth. Verh. Judith Frantz, gest. 1669 (vgl. Jahrbuch 1967, S. 51 u. 53, 1974, S. 117).

⁵⁶⁾ Johann Gebhard, aus Strehlen, 1635 Univ. Frankfurt, 1638 Rektor in Nimptsch, ord. in Breslau 16. 3. 1641 für Seitendorf bei Frankenstein. Verh. Susanna Nentwig, Pfr.-To. aus Tepliwoda (Ehrhardt II, S. 364).

⁵⁷⁾ Es ist die Ehefrau von Adam Raußendorf. Dieser geb. 1608 in Heidersdorf, Vater David R., Pfr. Bis 1628 Gymnasium Thorn, 1627 bereits in Frankfurt immatrikuliert, 1628 Studium in Leipzig, ord. in Breslau 6. 6. 1636 für Groß-Ellguth, 1637 Heidersdorf (und Langenöls), 1643 nach Waldenburg, exul 25. 2. 1654, 1654 Groß-Wilkau, 1665 Michelau, gest. 1669. Verh. Martha Kühn, geb. 1617 in Waldenburg, Vater Jacob K., Diakonus. Sie wurde am 24. 1. 1694 in Brieg begraben. Ehrhardt II, S. 148, Scholz, Brieg, S. 56.

⁵⁸⁾ Christoph Ruttert, aus Bunzlau (Vetter von Christoph R. in Wilkau?), 30. 1. 1613 Univ. Frankfurt (zugleich mit Martin Opitz). Weitere Personalien noch nicht ermittelt, doch steht nunmehr fest, daß Habendorff eigene Pastoren hatte (Berichtigung zu Jahrbuch 1967, S. 53).

11. Hr. Christoph Korn, Past. in Lampersdorff ⁵⁹⁾. 12. Hr. Adam Quecker, P. in Bärßdorff (?) ⁶⁰⁾. 13. Hr. Martin Simon, Bürgermeister. 14. Hr. Johann Stephani, Stadtschreiber ⁶¹⁾. 15. Hr. Tobias Junge, Schulmeister. 16. Tit. Fr. Anna Luckin geb. Rohnin, an deren Statt Frau Rosina Schreiberin, Pfarrfrau. 17. Fr. Susanna Casparin. 18. Fr. Maria Hulsin. 19. Fr. Maria Springerin, Wittib. – Am Rande steht: Fr. Hedwig Lucke geb. von Rohnau ist Hr. Wolf Dietrich von Lucke Fr. Mutter (? Muhme ?, das Wort ist überschrieben und nicht einwandfrei zu lesen) gewesen.

Dieser wichtige Eintrag ermöglicht die Vervollständigung des bewegten Lebenslaufes von Pastor Michael Großmann und bietet dazu für den Pfarrerkatalog von Girlachsdorf einen bisher unbekannten Namen. Außerdem erfahren wir, daß die Kirche von Ober-Peilau damals keinen eigenen Pfarrer hatte. Großmann ist 1597 in Glogau geboren und SS 1614 als Schüler in Frankfurt immatrikuliert. In Liegnitz empfing er am 25. 8. 1623 die Ordination zum „Past. Marckaviensis in districtu Guraviensis“ ⁶²⁾. Da es im Kreise Guhrau einen Ort Markau nicht gibt und der Nachfolger Großmanns, Daniel Merbig, 1626 in Liegnitz zum Pastor in „Morckau in finibus Poloniae prope Fraustadiensis“ ordiniert wurde ⁶³⁾, so kann es sich nur um Murke Kr. Lissa im Fraustädter Lande handeln, dessen Kirche demnach nicht schon 1595 endgültig rekatholisiert worden ist ⁶⁴⁾. Von 1626 bis 1633 war Großmann in Beichau bei Trachtenberg; wo er bis zu seinem Amtsantritt in Girlachsdorf, der nicht vor 1640/41 erfolgt sein kann, Dienst getan hat, ließ sich bis jetzt nicht feststellen, ebenso nicht das Jahr, in welchem er von dort wegging. Festzustehen scheint, daß er von 1652 bis März 1654 in Deutsch-Kessel bei Grünberg im Amte stand ⁶⁵⁾ und er der mit Namen

⁵⁹⁾ Christoph Korn, aus Peilau, Vater Christoph K., Pfr. in Ober-Mittel-Peilau. SS 1617 Univ. Leipzig, 1623 Pfr. in Floriansdorf, 1634 nach Lampersdorf, exul 5. 7. 1653 (Jahrbuch 1960, S. 37 u. 48).

⁶⁰⁾ Ob Bärßdorf richtig gelesen, ist fraglich, welches gemeint sein könnte ebenso.

⁶¹⁾ Vgl. Rauch, S. 62.

⁶²⁾ G. Eberlein, Der Liegnitzer Ordinationskatalog von 1617–1635, in: Correspondenzblatt IX, 1 (1904), S. 135 und Ehrhardt III, (1783), S. 489.

⁶³⁾ Ebenda S. 136 und 489.

⁶⁴⁾ So Joh. Schultz, Zur Geschichte von Schwetzkau, einer Klosterstadt im Fraustädter Land (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands Bd. 7), Köln und Wien 1971, S. 68 und 83.

⁶⁵⁾ H. Söhnle, Zur Kirchengeschichte des Fürstentums Glogau, IV. Grünberg, in: Correspondenzblatt XIII, 1 (1912), S. 138.

nicht genannte „Prädikant“ ist, der, als die Deutsch-Kessler Kirche am 4. 3. für den evangelischen Gottesdienst geschlossen wurde, gerade in Grünberg beim Bader zur Kur lag⁶⁶⁾. Noch im gleichen Jahr kam er nach Senitz, wo er am 17. 3. 1671 starb⁶⁷⁾.

1643 am 13. 11. wird die Tochter Susanna des Ludimoderators Tobias Junge und seiner Frau Susanna Schreiberin getauft, wobei u. a. Fr. Judith Beyerin, Pfarrfrau von Dirsdorff, da Patenamnt ausgeübt hat.

1644 am 12. 7. wird Pastor Scribonius von seiner zweiten Frau noch ein letztes Kind geboren und am 14. Juditha getauft; Pastor Christoph Ruttart von Wilkau und Fr. Anna-Christina Nentwigin geb. Lebhartzbergerin, Pfarrin zu Tepliwud stehen dabei Pate.

1645 am 2. 8. ist unter den Paten Hr. Melchior Fischer, Pfarr zu Dittmanßdorff (bei Waldenburg). Er wird uns als Nimptscher Pastor wieder begegnet.

1647 am 20. 2. hat der Pfarrer sein Enkelkind Juditha getauft, Pater Hr. Zacharias Lampertus, Ludi-Moderator, Mater Rosina Schreiberin, Pastoris filia⁶⁸⁾.

1650 am 24. 5. hat bei der Taufe des Sohnes Augustinus von Bürgermeister Martin Simon der neue „Schullmeister“ Christianus Crinitius Pate gestanden⁶⁹⁾.

Am 12. 8. ist Pate Hr. Melchior Eichhorn, Pastor zu Rudelßdorff, der spätere Pfarrer von Nimptsch.

1651 am 1. 2. und 3. 12. begegnet uns unter den Paten die 3. Ehefrau des Pastors Fr. Rosina Scriboniußin geb. Fuchßin.

Bei der Taufe des Sohnes Christian, des Töpfers Martin Krause am 11. 2. 1652, der nur 5 Paten hat, schreibt der Pastor dazu: „Vnd dieser Krause ist der Erste, deme nach Verordnung vnd Befehl der Herrn

⁶⁶⁾ Ehrhardt III, 1, S. 173. J. Berg, Die Geschichte der schwersten Prüfungszeit der evang. Kirche Schlesiens und der Oberlausitz (Jauer 1857), S. 459.

⁶⁷⁾ Ehrhardt II, S. 431, Rademacher, Nimptsch, S. 25. Sein Sohn Michael wurde sein Nachfolger.

⁶⁸⁾ Zacharias Lampert, geb. um 1620 in Littau bei Olmütz, Vater Pfr. Als Lutтовиensis Moravus 23. 5. 1641 in Königsberg immatrikuliert, 1645 Rektor in Nimptsch, 1649 P. in Karzen, 1659 in Prauß, gest. 1666. 2 mal verh.: 1. Nimptsch 17. 10. 1645 Rosina Scribonius (gest. 1647), 2. Peterwitz bei Frankenstein 13. 10. 1648 Anna Lincke, Pf.-Tochter.

⁶⁹⁾ Crinitius stammt aus Friedland bei Waldenburg, wo sein Vater Jacob C. 1599 Lehrer war (Werner, Chronik von Friedland 1884, S. 56).

Visitatorium ist abgeschlagen worden, mehr als 5 Gevattern zu haben, sol auch künftigt keinem mehr zugelaßen exceptis Nobilibus (!)⁷⁰⁾.

1652 am 15. Oktober tauft Pastor Scribonius sein einziges Kind dritter Ehe, Johann-Abraham. „Hr. Pastor nur 5 Paten“, hat eine spätere Hand dazu geschrieben! Unter ihnen sind keine Pastoren oder Pfarrfrauen.

Die letzte Eintragung von der Hand des Pastors Scribonius ist vom 2. Dezember 1655, 3 Tage vor seinem Tode.

1658 am 4. 12. steht erstmals die neue Pfarrfrau Rosina Fischerin geb. Tanckin Pate.

1659 am 15. 1. Frau Maria Donatin Pfarrin H. Matthiae exulis Ehefrau⁷¹⁾.

Am 14. 7. Patin Fr. Barbara Prachin Pfarrin zu Dirßdorff⁷²⁾.

Am 26. 12. ist Hr. Johannes Fiebingius S. S. Theol. Studiosus und Praeceptor in Grlßdorff Pate⁷³⁾.

⁷⁰⁾ Die Visitation fand 1651 im Seniorat Nimptsch durch Superintendent Gualther Biermann statt. Es wird sich dabei um dieselbe Verordnung handeln, wie sie in der „Relation der Visitatorum“ an Herzog Ludwig von Liegnitz vom 9. 12. 1654 für das Fürstentum Liegnitz erlassen wurde (G. Eberlein, Urkunden-Sammlung zur Geschichte der evang. Kirche Schlesiens, 2. Bd., die Generalkirchenvisitation im Fürstentume Liegnitz von 1654 und 1655, Liegnitz 1917, S. 6. Auch Walter Schwarz, Aus alten Kirchenbüchern, in: Jahrbuch XXV, 1935, S. 89.

⁷¹⁾ Maria Donat verh. mit Matthias Solnitz. Bis jetzt nicht nachweisbar, woher dieser vertriebene Pfarrer stammt.

⁷²⁾ Hilarius Prache, ihr Mann (der Vorname der (2. ?) Frau nur durch diesen Eintrag, ihr Geburtsname unbekannt), ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der schlesischen Pfarrergeschichte, dessen Lebenslauf ausführlich bei Ehrhardt II, S. 343–348 steht (mit eigenen Ergänzungen): geb. 1614 in Tentschel bei Parchwitz, Vater Michael P., Pfr., der ein Anhänger Valentin Weigels und Jacob Böhmes war. 1634 Univ. Altdorf, bis 1638 Leipzig (?). Febr. 1645 Präzeptor bei Melchior v. Zedlitz in Kauffung bei Schönau, ord. in Breslau 10. 5. 1651 für Dirsdorf; übersetzt rabbinische Schriften ins Lateinische. Febr. 1661 als „Fanatiker“ abgesetzt. Exaudi 1662 in Goldberg als Pro-Pastor (für den emeritierten Dekan M. Joh. Reimann, seinen Vetter) eingeführt. 24. 6. 1669 Amtsniederlegung wegen „höchster Abnahme seines Gedächtnisses“, bis 1674 in Goldberg wohnhaft in ständigem Umgang mit den Schwenckfeldern der Umgegend, zieht Juni 1674 nach Laubgrund bei Hockenu zu dem Schwenckfelder Martin John, dann nach Lauterseiffen, bis er mit der Familie nach England zu den Quäkern übersiedelt und in London lebt, wo er 1679 gestorben ist. Nach Ehrhardt S. 346 war er seit 1653 verh. mit Anna Müntzer, Tochter des Breslauer Arztes Dr. med. Paul M. Nach dem Goldberger Taufbuche sind ihm dort folgende Kinder getauft worden (der Name der Frau dabei nicht genannt): 28. 7. 1662 Mariana; 19. 10. 1664 Ephraim; 8. 5. 1667 Samuel; 9. 1. 1669 Michael (gest. 18. 3.). Zuletzt über Prache vgl. Horst Weigelt, Spiritualistische Tradition im Protestantismus, die Geschichte des Schwenckfeldertums in Schlesien, Berlin – New York 1973, S. 228–229.

⁷³⁾ Joh. Fiebing, aus Breslau, 26. 6. 1649 Student in Wittenberg, ord. in Liegnitz 15. 9. 1666 für Heidau bei Parchwitz, gest. (?) 2. 6. 1667. Ehrhardt IV (Fürstentum Liegnitz), 1789, S. 662.

1660 begegnen als Paten: am 8. 1. Hr. Fridrich Scribonius, Cantor in Nimptsch⁷⁴⁾, am 30. 4. Hr. Christophorus Steinmetz, Pfr. in Groß-Kniegnitz⁷⁵⁾, 20. 9. Fr. Judith Bayerin, Pfarrwittib in Siegroth.

1662 am 27. 6. getauft Anna Rosina, Pater Friedrich Scribonius, Cantor, Mutter Fr. Susanna geb. Merckin. Paten sind u. a.: Hr. Tobias Junge, Pfarrer zu Bankau, die Pfarrin Fischerin und Fr. Rosina Lampertin, Pfarrin aus Prauß.

1663 am 19. 6. steht Jungfrau Rosina, Melchior Fischers Pfarrers eheliche Tochter, Pate. Am 17. 7. tauft in Abwesenheit des ordentlichen Pfarrers Herr Benjamin Bartsch, Pfarrer in Dirsdorf⁷⁶⁾, ebenso am 19. 7. Am 26. 8. hat Pastor Fischer die letzte Taufe gehalten.

Ein schöner Fund ist folgender Eintrag:

1664 gemellae Catharina und Sabina, geb. am 30. 1. und getauft am 3. 2. Vater H. Tobias Laurentius, p. t. Vicarius bei der Kirchen alhier, Mutter Fr. Sabina geb. Richterin. Ehrhardt wußte nichts von seiner Tätigkeit in Nimptsch⁷⁷⁾, und Rademacher hat nur seinen Namen⁷⁸⁾, so daß sich nun für Laurentius folgende Personalangaben bieten lassen: Geb. um 1605 in Freiburg (sein Bruder Johann war seit 1634 Pastor in Salzbrunn und seit 1649 in Freiburg), um 1630 Rektor in Auras und am 13. 2. 1634 in Breslau für Henningsdorf bei Auras ordiniert, am 21. 12. 1653 vertrieben, seit 1663/64 in Nimptsch als Pfarrsubstitut; wie lange er hier war, wissen wir nicht, da sich über seine weiteren Lebensschicksale noch nichts ermitteln ließ. Unter den Paten der Zwillinge sind die

⁷⁴⁾ Friedrich Scribonius, geb. vor 1630 in Strehlen, 1660 Kantor, 1665 Rektor in Nimptsch, 1683 P., in Groß-Wilkau, 1684 zugleich Senitz, gest. 28. 2. 1696, während einer Trauung, vom Schlag getroffen (Rademacher, S. 5).

⁷⁵⁾ Christoph Steinmetz, aus Breslau, seit 1647 P. in Groß-Kniegnitz, gest. 1679. Sein Sohn und Nachfolger Joh. Christoph St. (1679–1701) ist der Vater des 1689 in Gr.-Kniegnitz geborenen späteren Abtes Joh. Adam St. von Kloster Bergen bei Magdeburg (Ehrhardt II, S. 437).

⁷⁶⁾ Benjamin Bartsch, geb. 22. 8. 1629 in Seiferschau Kr. Hirschberg, Vater Balthasar B., Pastor, Mutter Ursula Opitz aus Hirschberg. 1649 Univ. Frankfurt, 28. 5. 1652 Wittenberg. Ord. in Liegnitz 27. 10. 1653 für Konradsdorf bei Haynau, 1661 Dirsdorf, dort gest. 21. 3. 1683. Leichenpr. von Gottfried Burghart, Pfr. in Prauß, Jena 1683 (Stolberg I, 103). 2 mal verh.: 1. Konradsdorf 7. 9. 1655 Regina Hedwig Ende, To. des P. Matthäus Ende in Ulbersdorf bei Goldberg (vorher in Jannowitz), 4 S., 1 T.; sie starb 20. 1. 1674 in Dirsdorf. 2. Dirsdorf 26. 11. 1675 Anna Eichhorn, Pfr.-T. aus Nimptsch (Ehrhardt II, S. 348–349, Rademacher, S. 19).

⁷⁷⁾ Teil I, Stadt und Fürstentum Breslau (1780/81), S. 554.

⁷⁸⁾ Rademacher, Nimptsch, S. 17. Personalien bei Rademacher, Predigergeschichte von Wohlau (Wohlau 1932), S. 29 ohne Erwähnung seines Nimptscher Aufenthalts.

Pfarrerstochter Rosina Fischerin, die Frau Susanna des Kantors Scribonius und Hr. Melchior Minor, p. t. Substitut in Zülzendorf ⁷⁹⁾).

1665 ist Hr. Wolf Dietrich von Lucke, Herr auf Guhlau, des öfteren als Pate verzeichnet in Nimptscher Bürgerfamilien.

Am 17. 4. Fr. Rosina Fischerin, gew. Pastoris nachgelassene Wittib, am 20. 7. Fr. Magdalena Eichornin, Pfarrfrau, und am 27. 8. Fr. Maria Tit. Hr. Eliae Hilscheri, Pfarrers in Panthen Hausfrau ⁸⁰⁾), als Paten.

Die am 23. 8. 1665 geborene Tochter Martha, getauft am 27. Vater: „Ich, Melchior Eichorn, Pastor und Senior, Mutter Magdalena geb. Butschkin“. Die ausführlichen Personalien folgen aus dem Begräbnisregister. Die Taufe verrichtete Hr. Godofredus Tilesius, Pfarr in Jordansmühl ⁸¹⁾).

Nach einem Sprung über 3 Jahrzehnte ist noch diese Eintragung von Bedeutung:

1695 am 6. 9. geboren und am 8. getauft Carl Friedrich, Vater M. Jeremias Ulmann, Pfarr. alhier, Mutter Fr. Eva Elisabeth geb. Marschnerin. Paten sind Adelige: Hr. Hanß Siegmund v. Steinsdorff, Hr. Hanß Christoph v. Burgsdorff, Hr. Heinrich Gottlieb von Seeherr, Hr. Chr. v. Houwald, Jgfr. Charlotta v. Brauchitsch, Fr. Panwiczin.

M. Jeremias Ulmann ist der letzte für uns greifbare Sproß in der Generationsfolge dieses alten schlesischen Pfarrergeschlechts ⁸²⁾. Sein 1606 in Bolkenhain geborener gleichnamiger Vater wurde in Dresden am 12. 11. 1640 zum Pastor in Reußendorf bei Landeshut ordiniert, dort muß unser Jeremias um 1650 geboren worden sein. Bei seiner

⁷⁹⁾ Melchior Minor, geb. 14. 2. 1636 in Breslau, wo sein Vater sich als Pfr. von Markt Bohrau des Krieges wegen aufhielt, Mutter Anna Heinrich, To. des P. Martin Henrici in Wangern, 1656 Univ. Wittenberg, ord. in Brieg 19. 8. 1658 zum Pfarrsubstituten in Zülzendorf, 1680 Pfr. dort, gest. 14. 9. 1702. Verh. 4. 2. 1659 Katharina Judith Burghardt, To. des verst. Erbsassen Martin B. in Kühnelshof in Böhmen, 12 Kinder (Ehrhardt II, S. 357, Rademacher, S. 27. Über seinen Vater und dessen Amtszeit in Markt Bohrau vgl. Jahrbuch XXVIII, 1938, S. 61–62).

⁸⁰⁾ Elias Hilschers Personalien in Jahrbuch 1971, S. 35. Wiontzek, Oberpanthenau, S. 93.

⁸¹⁾ Gottfried Tilesius, geb. um 1618 in Haselbach bei Landeshut, Vater Friedrich T., dort Pfr. 1612–1627, dann in Landeshut, Exul 1635 nach Jordansmühl. 20. 4. 1638 Univ. Wittenberg, 1644 Nachfolger des Vaters in Jordansmühl, gest. 26. 11. 1674. Verh. mit Maria Zucher, Witwe des Bürgers u. Schuhmachers Christoph Z. in Nimptsch, die am 14. 2. 1677 starb. Ehrhardt II, S. 387, Rademacher, S. 8. Über den Vater vgl. Grünewald, Predigergeschichte von Landeshut (Breslau 1940), S. 8 u. 14. E. Rauch, Geschichte der Schuhmacherinnung zu Nimptsch, in: Landsmannkalender Nimptsch, Jg. 1932 (ohne Seitenzählung).

⁸²⁾ Vgl. meine beiden Aufsätze im Jahrbuch 35/1956, S. 44–59 und 36/1957, S. 88–91. Josef H. Biller, Die Ullmann, ein schlesisch-pfälzisches Geschlecht und seine Erforschung, in: Zeitschrift Genealogie Bd. 12, 23. Jg. 1974, S. 193–210.

Immatrikulation in Wittenberg am 6. 10. 1671 wird er „Strelensis Silesius“ genannt: sein Vater hatte nach seiner Vertreibung aus Reußendorf bis 1663 ohne Amt in Groß-Wilkau zugebracht und in diesem Jahre die Pfarrei Rosen erlangt, von wo er 1665 nach Schreibendorf bei Strehlen ging, wo er am 2. 1. 1674 gestorben ist. Den Familiennamen seiner Frau Eva kennen wir nicht ⁸³). Seit 1691 war M. Ulmann Kollaborator oder Vikar des Pastors M. Samuel Grosser in Nimptsch, am 10. 11. 1694 wurde er mit Jungf. Eva Elisabetha Marschner getraut. Nach Grossers Tode wurde die Kirche für den evangelischen Gottesdienst geschlossen, Ulmann konnte aber Gottesdienst mit Kommunion und Taufen erst im Kaplanhaus, dann auf dem Pfarrhofe, den er bezogen hatte, verrichten, Begräbnisse hielt er seit 1695 in der St.-Georgenkirche auf dem Kirchhofe. Was in dieser Zeit in Ulmann vorgegangen sein mag, ist nicht zu ergründen. Den Kommissarien des Oberamtes und des Breslauer Bischofs händigte er am 11. 9. 1697 die Schlüssel zur St.-Georgenkirche aus, in welcher er bis dahin auch die Gottesdienste gehalten hatte, fuhr am nächsten Tage mit dem katholischen Pfarrer von Peilau auf dessen Wagen nach Breslau und legte am folgenden Sonntag im Dom das katholische Glaubensbekenntnis ab. 1697 kam er nach Nimptsch zurück und wurde Ratsherr, 1699 Bürgermeister und starb im Mai 1701 ⁸⁴).

Das Taufregister in diesem ersten Band des Kirchenbuches geht bis 1706. Die von Oktober 1701 bis Februar 1706 nach katholischem Ritus vollzogenen Taufen sind am Schluß des Kirchenbuches verzeichnet.

II. Aus dem Trauregister

Die Eintragungen sind an einigen Stellen durcheinander geraten, vielleicht durch den Buchbinder bei der Herstellung eines neuen Einbands, da der jetzige nicht der ursprüngliche zu sein scheint.

Zuerst eine ‚ortsfremde‘ Trauung:

1636 (Freitag) post Sexages. Adam Emmerich, weyl. Paul Emmerichs zu Helmstadt in der Pfaltz (Unterfranken) nachgel. Sohn, ein Satler und Jungesell alhier, mit Jungfer Anna, Caspar Klipisches, Bürgers alhier ehel. Tochter ⁸⁵).

⁸³) Ehrhardt II, S. 291; Beiträge zur Kirchen- u. Pfarrergeschichte von Schreibendorf (Strehlen-Ohlauer Heimatblatt 1960, Nr. 9); Biller, Die Ullmann, S. 206.

⁸⁴) Ehrhardt II, S. 327 und ausführlich bei E. Rauch, Nimptsch, S. 71–73.

⁸⁵) Familienangehörige Klippisch 1588 ff bei Schultze-Brocksien, Kaufbriefe, S. 7.

1637 (Freitag) post 20. Trin. Hr. Nicol Göbel, Ludimoderator zur Landshut Wittiber ⁸⁶⁾, mit Jungfr. Maria, weyl. Christoph Zuchers Schusters alhier Ehl. Tochter ⁸⁷⁾.

Im nächsten Jahre, 1638, hat Pastor Scribonius seiner ältesten Tochter, Jungfrau Anna Maria, die Hochzeit ausgerichtet, die am Freitag 6. p. Trin. mit dem Bäcker und Witwer Georg Augsten getraut wurde.

1638 (Freitag) post 7. Trin. Peter Plaschke, Kirschner vnd junger geselle, Johannis Paschkens Kirschners zu Braun(au?) ehl. Sohn, mit Jungfrau Maria, (titul) H. Nicolai Romani Pastoris zu Dirßdorff ⁸⁸⁾ sehl. Tochter.

1641 (Freitag) post Septuag. Hr. Tobias Jungius Habelschwerd., Theol. Studiosus, Ludimoderator alhier ein Junggesell, mit Jungfr. Susanna, Hr. Jacobi Scribonij Pastoris und Senioris alhier geliebte Eheleibl. Tochter ⁸⁹⁾.

1644 Dom. Sept. Andreas Kranich ein Milscher (Müller), Georg Kranichens zur Neiß nachgel. Sohn, mit Jungfr. Angelina, weiland Martini Geßlers Schreibers zu Heydersdorff nachgelassene Tochter.

1645 17. 10. Herr Zacharias Lamperus, Theol. Stud, Schullmeister, des Ehrw., Achtb. wolgelahrten Herrn Caspar Lamperti, volverdienten Seelsorgers zu Reichstein ⁹⁰⁾ Eheleiblicher Sohn, ein Junggeselle, mit Jungfrauen Rosina (titul) Herrn Jacobi Scribonii P. vnd Senioris allhier Eheleiblicher Tochter. Das Eheglück dauerte nur knapp 2 Jahre.

⁸⁶⁾ In der von John, Karge, Falk und Monse 1809 herausgegebenen „Geschichte der evang. Gemeinde zu Landeshut vor und seit Erbauung der jetzigen Kirche und Schule“ (Landeshut) S. 79 sind die Namen der Schullehrer nach 1629 unbekannt, so auch Nikolaus Göbel. Er studierte als Habelschwerdter seit 1612 in Wittenberg.

⁸⁷⁾ Familienglieder Zucher auch Kaufbriefe, S. 11.

⁸⁸⁾ Nicolaus Romanus, Römer, aus Glogau, Studium nicht nachweisbar; ein Nic. Romanus aus Mittweida WS 1596 Univ. Leipzig. 1608 P. in Klein-Kniegnitz, seit 1619 in Dirsdorf, gest. in Nimptsch an der Pest am 8. 9. 1633. Rademacher, S. 12 u. 19 – W. Gerhard, Erlebnisse der Kirchengemeinde Klein-Kniegnitz (1925), S. 52.

⁸⁹⁾ Vgl. Anm. 54.

⁹⁰⁾ Caspar Lampert, geb. 1580 in Wittstock 4. 9. 1604 Univ. Wittenberg. 1614 Diak. in Römerstadt (Mähren), 1615 Pfr. in Littau, 1620/21 in Nieder-Mohrau (Herrschaft Eulenburg/Mähren), 1624 vertrieben. Seit 1629 in Reichenstein als Exulant, 1630 dort. Diak., 1635 Pfr., begr. 10. 1. 1647. 2. mal verh.: 1. Margareta, gest. 1632. 2. Dorothea, Witwe des Reichensteiner Pfarrers M. Matthias Kheil, gest. 1. 6. 1647. Ehrhardt II, S. 445. Rademacher, Predigergeschichte von Glatz (Glogau 1937), S. 14. Alfred Blaschke, Die Pfarreien der ehemaligen Herrschaften Sternberg, Eulenberg und Rabenstein zur Zeit des Protestantismus in Nord-Mähren (Olmütz 1937, Maschinenschrift), S. 76 u. 86.

1648 am 13. 10. ging Hr. Zacharias Lampertus mit Jungfr. Anna Herrn Tobiae Linckens Pfarrherrns zu Peterwitz Tochter, die zweite Ehe ein, wurden zu Peterwitz getraut ⁹¹⁾).

Der folgende Eintrag ermöglicht die Berichtigung früherer Angaben über die beiden Pastoren Zencker:

1649 am 23. Febr. Herr Johannes Zencker, Pastor zu Klein Knignitz ⁹²⁾, weiland Herrn Georgii Zenckers, Pastoris zu Graben im Großglogauischen Fürstenthum Seligen ⁹³⁾ nachgelassenen Sohn, mit Jungfrau Anna Marianna, tit. Herrn Johann Jeckels Bürgers u. der Kayserl. Zohl – u. gebührenden Bier- Gefehle- Einnehmers zu Münsterberg ⁹⁴⁾ geliebten Tochter.

Im folgenden Jahr lesen wir von des Pastors dritten Verheiratung:

1650 am 29. 11. Jac. Scribonius getraut mit Jungfrau Rosina, nachgelassene Tochter des Med. et Phil. Doctoris und Physici Abraham Fuchs zu Reichenbach Tochter. Sie ging 6 Jahre nach ihres Mannes Tod eine zweite Ehe ein und wurde am 17. 10. 1661 mit dem Münsterberger Bürger Georg Frölich, einem Witwer, in Nimptsch getraut.

1652 am 4. 6. heiratet Heinrich Koch, Amtmann zu Tepliwuda, ein Witwer, Jungfr. Maria, die Tochter weil. Hrn. Esaias Wagners Pfarrers zu Stolz ⁹⁵⁾, die sich bei H. Martin Simon, Bürgermeister, ihrem Schwager, aufhielt.

⁹¹⁾ Tobias Lincke, 1634–1653 P. in Peterwitz bei Frankenstein, gest. 23. 6. 1659 in Wohrlau (vgl. Jahrbuch 1967, S. 54 Anm. 129).

⁹²⁾ Joh. Zencker, aus Graben Kr. Guhrau (nicht aus Zindel), Vater Pfr., als Guhra-Sil. am 30. 4. 1643 in Frankfurt immatrikuliert. Ehrhardt II, S. 165 und Scholz, Brieg, S. 29 irren, wenn sie Joh. Zencker für einen Sohn des Pf. Matthäus Zenkner (oder Zenker) halten, der von 1598–1636 Pf. in Zindel bei Brieg war. Dieser Matthäus Z. ist möglicherweise der Vater von Georg Z., da dieser als Strehlemer in Wittenberg immatrikuliert ist.

⁹³⁾ Georg Zencker, aus Strehlen, 1617 Univ. Wittenberg. 1620 P. in Graben, exul 1628. Weiteres ließ sich über ihn nicht feststellen.

⁹⁴⁾ Joh. Jäckel, als „intimus consilarius“ des Bäckers Jakob Wolfart, widersetzte sich als Stadtschöppe einem 1644 verkündeten kaiserlichen Amtspatent: er ließe sich nicht in die kath. Kirche zu gehen zwingen, auch nicht verbieten, durch das Stadttor hinaus (in eine benachbarte evangelische Kirche) zu gehen (Franz Hartmann, Geschichte der Stadt Münsterberg, Münsterberg 1907, S. 195).

⁹⁵⁾ Esaias Wagner, aus Neurode, 1614 Univ. Frankfurt, ord. in Liegnitz 11. 8. 1616 für Landeck. Exul 1623. 1623 nach Stolz, gest. 31. 12. 1633. Vöhr. Anna (Rose). Wahrscheinlich war sie es, die als Witwe an der deutschen Schule in Frankenstein unterrichtete (Paul Klemenz, Kurze Geschichte des Schulwesens der Stadt Frankenstein bis Ende des 17. Jh., in: Unsere Heimat, Beilage zur Frankenstein-Münsterberger Zeitung, 11. Jg., 1938, S. 69). Wagner ist Verfasser eines Hochzeitsgedichtes für Leonhart-Georg Hamperger in Strehlen (1627), das er unterschreibt: G. W., Neorhada Glac. Expastor Landecc. p. t. Stolitianae Eccl. Minister. In Landeck wurde am 24. 4. 1621 sein Sohn Georg und am 22. 5. 1622 die Tochter Elisabeth getauft (Landecker Taufbuch).

1654 am 10. 2. werden getraut Paul Hentschel, Bürger und Seiler allhier, ein Witwer ⁹⁶⁾, mit Jungfr. Maria-Anna, weyl. H. Michaelis Neugebauer Pastoris zu Naselwitz und Wilschkowitz ⁹⁷⁾ nachgel. Tochter, izto bey ihrem Stieffvater alhier sich aufhaltende.

Von den zahlreichen in Nimptsch als Exulanten mit ihren Familien lebenden Pfarrern erfahren wir durch das Kirchenbuch verhältnismäßig wenig, im Trauregister nur von diesen beiden:

1655 am 3. 11. Lorentz Groman, Junggesell und Schmied, weyl. George Gromans Schneider zu Schönwaldau in Ober-Schlesien, mit der E. T. Jungfrau Rosina, weyl. des Ehrw. Wolgel. Herrn Tobiae Egenhoffers Pfarrers zu Böhmischem Peterwitz nachgel. ehel. Tochter ⁹⁸⁾, bishero bey dem Ehrw. Wolgelährten Herrn Matthiae Solnitz ⁹⁹⁾, gewe. Pfarrers zu Königshoffen in Böhmen, ihrem Stieffvater alhier sich ent(!)haltende.

Es schließen sich die Trauungen zweier Kinder des Pastors Scribonius an, die er freilich nicht mehr verrichten konnte:

1656 am 20. 2. Hr. Jacob Schmidt, Bürger vnd Reichkrämer alhier, Melchior Schmieds Bürgers vnd Schneiders in Breßlau nachgelassener ehel. Sohn, mit J. Helena, Hr. Jacobi Scribonii Seelig: Pastoris vnd Senioris nachgel. Ehel. Tochter,

und 1661 am 8. Febr. Hr. Friedrich Scribonius Cantor vnd Collega bey der Kirchen vnd Schulen mit Jungfr. Susanna (titul) Hrn. Johann Merkens vornehmen Bürgers in Franckenstein eheleibl. Tochter.

⁹⁶⁾ Über die Familie vgl. Kaufbriefe Nimptsch, S. 5. Georg Hentschel, Seiler, bei E. Rauch, S. 79.

⁹⁷⁾ Michael Neugebauer, aus Ohlau, SS 1626 Univ. Leipzig, 1627 P. in Schwentnig, 1634 in Naselwitz, gest. 21. (27). 7. 1652, begr. in der Kirche zu Naselwitz vor dem hohen Altar am 1. 8. (Ehrhardt II, 392, Rademacher, S. 13 u. 15).

⁹⁸⁾ Über Tobias Egenhoffer wissen wir nur, was er selbst in das Wittenberger Ordiniertenbuch geschrieben hat (aus dem bis jetzt nicht veröffentlichten Original in Mikrofilm bei der evang. Kirchenkanzlei in Berlin): „Tobias Egenhofer Habelschwerdensis Siles., piis et honestis parentibus natus, primo in patria deinde Wratislaviae per 2 annos et etiam Francofurtae ad Oderam literis incubui; Deinde per semestre paedagogiae Neurodae praefui. Tandem ab nobilissimo et praestantissimo viro Domino Praefecto Geysersbergk ad officium ecclesiasticum legitime vocatus sum et a Reverendo... Friderico Balduino... Anno 1619 1. Sept. in aedibus suis examinatus et ordinatus in templo publico“. Der Ort der Berufung ist nicht angegeben.

Nach dem Salzbrunner Kirchenbuche wurde dort am 13. 5. 1653 seine hinterlassene Tochter Anna Maria, Pflgetochter des aus Böhmen vertriebenen und in Salzbrunn sich aufhaltenden Pfarrers Wenceslaus Matthiae, mit Christoph Engler, Sohn des verst. Gärtners Michael E. aus Rogau getraut; dabei wird Egenhofer „gewesener Pfarrer zu Habelscherda in der Grafschaft Glatz“ genannt. Dort ist er aber (bis 1623) nicht nachweisbar.

⁹⁹⁾ Vgl. Anm. 71. Über ihn ist nichts festzustellen möglich gewesen – bis jetzt.

1664 H. Melchior Frübe Phil. et Med. Doct., Practicus in Landeshut, Witwer, mit Jungfr. Rosina, weil. Tit. H. Melchior Fischers gew. Pastoris alhier nachgel. Eheleibl. Jungfer Tochter. Wurden zu Hause aufm Pfarrhofe getrauet am 19. Febr.

Der Nachfolger des 1663 verstorbenen Pfarrers Fischer schreibt nach dem 11. November 1664: „Allhier endigte sich die Amtsverrichtungen sambs von erhaltener Gnadenzeit des (weyl. Wohl Ehrwürdigen, Vorachtbahren und wolgelärten Herren Melchioris Fischeri) gewesenem treufleißigen Pastoris und Senioris allhier in Nimptsch. Folget nu hierauff meine, als Melchioris Eichornii wohlverordneten Pfarrers und Senioris allhier zu Nimptsch Amtsverrichtung. Gott segne dieselbe.“ Trauungen waren durchschnittlich 13 bis 18 im Jahre.

1675 am 26. 11. hat Pastor Eichhorn seine älteste Tochter Jungfrau Anna mit dem wohlehrw. H. Benjamin Bartsch PfarEr in Dirßdorff, viduus copuliert¹⁰⁰⁾, am 16. 2. 1677 die letzte Trauung gehalten.

Von den in Nimptsch als Exulanten lebenden Pastoren haben einige als Vikare¹⁰¹⁾ den Ortspfarer unterstützt, so 1664 der oben genannte Tobias Laurentius und Jeremias Sonntag, der 1652/53 in Seitendorf bei Frankenstein¹⁰²⁾ war und 1674 als Vertriebener aus Rust am See in Nieder-Ungarn über Breslau nach Nimptsch kam, wo er 10 Jahre ohne Amt lebte. Im Kirchenbuch wird er nicht erwähnt. Da der 1677 berufene Pastor M. Samuel Grosser bei schlechtem Gesundheitszustand die Arbeit in der weiträumigen Parochie nicht schaffen konnte, so wurde noch im gleichen Jahr ein besonderer Collaborator angestellt, der uns bald darauf im Trauregister begegnet:

1679 am 17. 1. der Wohlehrwürdige, Achtb. u. Wohlgel. H. Samuel Mittmann, Jungeselle, mit der Wol Ehrbaren Jungfer Maria weyl. cum plen. Tit. Hrn. Melchior Eichhorns Past. und Senioris alhier nachgel. Tochter. Mittmann studierte als gebürtiger Nimptscher (1645) seit dem 1. 5. 1664 in Wittenberg. Den ausführlichen Lebenslauf von Pastor Eichhorn bietet das Sterberegister.

1680 am 3. 9. Hr. Joh. Adam Albinus, Bürger u. Barbirer alh., Tit. Hrn. Johann Albini weil. Pastoris in Löwen (?) hinterl. Sohn, mit Frauen

¹⁰⁰⁾ Vgl. Anm. 76.

¹⁰¹⁾ Der von Rademacher, Nimptsch, S. 17 für 1656 genannte Christian Beyer, Exulant von Peilau, ist weder dort noch sonst nachweisbar.

¹⁰²⁾ Vgl. Jahrbuch 46/1967, S. 56, wo natürlich die Jahreszahl 1642 als Amtsantritt in Seitendorf unzutreffend ist und in 1652 verbessert werden muß.

Rosina Fischerin, weyl. Tit. H. Eliae Hilschers Pastoris in Pantenauhinterl. Wittib ¹⁰³⁾.

1684 am 18. 1. Hr. Carl Jeckel Jungges. u. Organist, Hr. Carl Jeckels Organiste zu St. Barbara in Breßlau ehel. Sohn, mit Jungfer Anna Elisabeth Großerin, meiner ältesten Tochter.

1685 am 13. 11. Herr Augustin Panwitz, Jungges. u. Bürger alhier, Hr. Friedrich Panwiczes ¹⁰⁴⁾ Rathmanns u. Kais. Gränz-Zoll- und Biergefäl-Einnehmers alhier eheleibl. Sohn, mit Frauen Susanna Maria, weyl. H. M. Jeremiae Hilschers gew. Pastoris zur Jordansmühl ¹⁰⁵⁾ nachgel. Wittib.

1687 am 18. 11. Meister Gottfried Kraßel, Wittiber, Bürger u. Küchler alh., mit Frauen Maria des Ehrw. Herrn Samuel Mittmanns hinterl. Wittib.

1690 am 17. 10. H. Samuel Sartorius, Bürger u. Barbirer alh., tit. Hr. Samuel Sartorii Pfarrherrns zu Siegroth und Reichau ¹⁰⁶⁾ nachgel. Sohn. mit Jungfr. Rosina, George Rothers, Pauers und Gerichts Mannes in Töpliwoda ehel. Tochter.

Mit dem 12. 2. 1692 beginnt eine andere Hand zu schreiben. Die folgenden Eintragungen, jede nur eine Zeile lang, beschränken sich auf Namen und Traudatum. Es interessiert uns nur noch diese eine:

1694 am 10. 11. Mag. Jeremias Ulman mit J. Eva Elisabetha Marschnerin.

¹⁰³⁾ Dieser Eintrag bereitet Schwierigkeiten: Einen Pastor Joh. Albinus hat es (nach Ehrhardt II, 127/128 und Scholz, Brieg, S. 22/23) in Löwen bei Brieg nicht gegeben (auch Lewin in der Grafschaft Glatz kommt nicht in Betracht). Sollte der gleichnamige Pastor gemeint sein, der 1650 bis zu seinem Tode 1670 in Mollwitz war (Ehrhardt II, S. 174, Scholz, Brieg, S. 59) ? Nach dem Pateneintrag vom 17. 4. 1665 (Anm. 80) hieß P. Hilschers Frau Maria. War Frau Rosina Fischer (nicht die Tochter des Pfarrers) Hilschers 2. Frau?

¹⁰⁴⁾ Über die Familie 1582–1608 vgl. Kaufbriefe Nimptsch, S. 8

¹⁰⁵⁾ M. Jeremias Hilscher, aus Breslau (nicht Brieg), 18. 5. 1674 Univ. Wittenberg, 14. 10. 1675 Magister, 1682 nach Jordansmühl berufen, gest. 1684. Ehrhardt II, S. 387, Rademacher, S. 8, H.-D. Loebner, Die Kirche zu Jordansmühl, in: „Hohe Eule“ 26. Jg. 1977, Nr. 299, S. 2 jeweils zu berichtigen bzw. zu ergänzen.

¹⁰⁶⁾ Samuel Sartorius, aus altem schlesischen Pfarrergeschlecht, geb. (1634) in Strehlen (nicht Prauß), Vater Samuel S., 1621 P. in Bertholdsdorf bei Reichenbach, 1634 Diak. in Strehlen, 1638 Klein-Kniegnitz, 1641 Karzen, 1649 Prauß, gest. 15. 4. 1659 (Leichenpr. mit ausführlichem Lebenslauf von M. Bartholomäus Heintze, Pfr. in Steinkirche, vorh. in der Deutschen Staatsbibliothek Berlin, Sign. E e 700–2988). In 2. Ehe hatte er 1634 in Schweidnitz Anna Jacob geheir., 4 T., 1 S. Dieser Sohn Samuel, 27. 4. 1656 in Wittenberg immatrikuliert – beim Tode des Vaters 1659 noch Student –, 1677 Substitut in Reichau, 1678 P. in Siegroth, gest. 16. 10. 1689. Ehrhardt II, S. 362, Rademacher, S. 26

Von 1697 bis August 1701 ist eine Lücke im Trauregister, die Stadtpfarrkirche für den evangelischen Gottesdienst gesperrt. Am 26. 8. 1701 fangen die Eintragungen der katholisch Getrauten an, die bis Anfang 1708 gehen (Rückgabe der Kirche an die evangelische Gemeinde).

III. Aus dem Begräbnisregister

Zu Anfang wird einiger Legate zum Wiederaufbau der Kirche gedacht.
Mortui 1633

„Begraben worden mit Pfarrer und Schulen“ (beginnend mit dem 31. 7. 1633).

1633 am 8. 9. Jgfr. Barbara, Hedwig und Anna Maria, Herrn Nicolai Romani Pastoris in Dirßdorff drey liebe Töchter,

am 11. 9. der Ehrw. Herr Nicol Romanus, treufleißiger Pastor zu Dirßdorff, ein wolverdienter Mann (vgl. Anm. 88).

Am 11. 9. Hr. Johannes Schürztuch, Pfarrherr zu Zülzendorff¹⁰⁷).

Am 11. 9. Wolffgang Cnodius, Schulmeister allhier. „Kamen alle Drey unter der Cantzel in ein Grab.“

An diesem 11. Sept. waren 18 Begräbnisse, 22 am 16. Oktober, darunter H. Johann Gloger Theol. Stud.

„Was nun weiter allhier mit Namen nicht eingezeichnet worden, das ist alles von dem Totengreber oder ja von andern Leuten ins geheim des Nachts auf den Kirchhof ohne Sang u. Klang oder gar in die Gärten begraben worden“, hat eine spätere Hand hinzugefügt. Für den Rest des schrecklichen Jahres fehlen die Eintragungen¹⁰⁸).

Anno MDCXXXIV. Es sind im ganzen Jahr nur 21 Begräbnisse verzeichnet, so entvölkert war die Stadt durch Brand und Pest.

1635 am 6. 8. trägt Pastor Scribonius mit bewegten Worten den Tod seines 10 Wochen und 5 Tage alten vielgeliebten jüngsten Söhnleins Jacobus ein. Das Kind wurde, nachdem es 8 Stunden zuvor noch frisch und gesund gewesen, in seinem Wieglein tot gefunden zur großen

¹⁰⁷⁾ Joh. Schürztuch, vielleicht aus Hertwigswaldau (nicht Herzogswalde) bei Jauer. Ord. in Brieg 14. 1. 1630 für Zülzendorf und Dittmannsdorf. Er floh nach schweren Mißhandlungen durch die Kroaten nach Nimptsch. Das Todesdatum ist bei Ehrhardt II, S. 356 und Rademacher, Nimptsch, S. 27 zu verbessern.

¹⁰⁸⁾ Nach dem von Rauch, S. 56, wiedergegebenen Bericht „Actum Nimptsch den 3. Monats-Tag Mai 1634“ waren von 103 Bürgern „nicht mehr als 10 und etliche Wittfrauen beim Leben geblieben“.

Betrübniß der erschreckten beyderseits Eltern. Nachmals den 9. wurde es in der Stadtkirche in die alte Kalckkammer, „so mir vnd den Meinigen zu unserm Erbbegräbnuß von E. E. Rath und Kirchväter vergünstiget, geleet. Die Leichenpredigt hat H. Johann Wirth, Pfr. zu Kartzen, gehalten ¹⁰⁹⁾. Gott behütt für so schnellen Hertzleid alle fromme Christliche Eltern vnd tröste vnß in Gnaden. Amen“.

1636 waren 17, 1637 18 Begräbnisse, darunter am 9. 11. das von H. Christoph Sembschky, Schullmeister u. Stadtschreiber alhier ¹¹⁰⁾, 1638 21, 1639 13.

1640 11. Sept. „Ist bei mir gestorben Gottfried Schneider, Ein Jüngling ohngefähr im 19. Jahr seines Alters, Weyland des Ehrw. H. Georgij Schneiders zu Cunradswaldaw Sehl. nachgelassener Sohn, der den folgenden Tag zur Erden bestattet“. Georg Sartorius, 1593 in Landeck geboren, studierte gleichzeitig mit Scribonius seit 1616 in Wittenberg, 1619 zum Pastor nach Neugersdorf bei Landeck berufen ¹¹¹⁾, von dort vertrieben, kam er 1626/27 als Diakonus nach Konradswaldau bei Brieg, wo er 1633 noch gelebt hat ¹¹²⁾. Nach seinem Tode hatte den verwaisten jungen Mann der Freund seines Vaters zu sich genommen.

Mit dem nächsten Eintrag setzt der Kirchenbuchschreiber einem anderen Intimus ein Denkmal, das man an dieser Stelle nicht erwartet:

1640 „Ist zu Polckenhayn den 26. May selig entschlaffen der weyland Ehrwürdige, Achtbare vnd Wolgelahrte Herr Valentinus Alberti,

¹⁰⁹⁾ Vgl. Anm. 25. Wirth ist aus Reichenstein gebürtig, nicht aus Löwenberg (wie Ehrhardt II, 379 und Rademacher, S. 11 angeben), SS 1619 Univ. Frankfurt. Ein Joh. Wirt, Schuenizensis (aus Schweidnitz?) ist 1590 auf der Hohen Schule in Herborn und 1592 in Marburg immatrikuliert.

¹¹⁰⁾ Rauch, S. 61. – Ein Johann Semtzki (Semtzi) aus Nimptsch studierte im WS 1617 in Leipzig.

¹¹¹⁾ Die Angabe bei Bach, Kirchengeschichte Glatz, S. 469, Sartorius sei am 1. Mai dorthin ordiniert worden, ist nicht zu belegen (Rademacher, Glatz, S. 27, Scholz, Brieg S. 39). Am 9. 2. 1633 lebte Sartorius noch als Diakonus in Konradswaldau. Scribonius hatte mit ihm seit 1616 in Wittenberg studiert, so fühlte er sich für den Sohn des Freundes nach dessen Tode verantwortlich.

¹¹²⁾ Georg Sartorius, Landeccio-Glac., ejusdem Comitatus Expastor Gersdorpian., befindet sich unter den Gratulanten für den Strehlemer Konrektor und Kantor Leonhart-Georg Hamperger zu dessen Hochzeit 1627 (Correspondenzblatt XIX, 1914, S. 96 Anm. und Original in der Univ.-Bibl. Breslau; Jahrbuch XXIII, 1932, S. 61). Gleichzeitig mit ihm auch der andere Georg Sartorius, der Pastor von Senitz, geb. 1593 in Dirsdorf (Vater Georg S., 1578–1608 dort Pfr.), 4. 1. 1614 Univ. Wittenberg, ord. das. 16. 5. 1615 zum Diak. in Peterswaldau, noch 1615 nach Floriansdorf, vor 1620 Giersdorf bei Frankenstein, 1621 Senitz, 1632 Karzen, 1633 Strehlen, gest. 4. 8. 1634. So dürfte die Amtsfolge in Berichtigung von Rademacher, S. 25. – entsprechend Jahrbuch 1960, S. 36 – in Ordnung sein.

Pfarrherr zu Falckenhayn, vormal zum Lähn vnd nachmals zu Dirßdorff Prediger, Mein Lieber Nachbar, Gevatter vnd mein Hertzfreund, vnd sehr gelehrter Mann, vnd ist den 29. hernach von Polckenhayn nach Kauffungen geführt vnd begraben worden: Cujus memoria sit in benedictione“.

Damit ist klar, daß Alberti in Bolkenhain gestorben ist, nicht am 23., sondern am 26. Mai! Auf seinem beschädigten und heut nicht mehr vorhandenen Grabstein in Kauffung wäre auch die Lesart ‚Falkenhain‘ als Todesort möglich gewesen ¹¹³⁾.

1640 „Ist zu Griegersdorf selig entschlaffen den 15 Junii zu Nacht der Ehrw. Herr Johann Wirthius, Pfarrer zu Kartzen vnd Senitz, vnd donnerstags zu Kartzen begraben worden. Ist mein Schulgesell zum Brieg, Collega zu Nimptsch, getrewer vnd lieber Freund gewesen. Requiescat in pace“.

Kurz hintereinander verlor der Pastor 2 kleine Kinder durch den Tod: 1642, ohne Angabe des Tages, das geliebte Söhnlein Samuel, 2 Jahr und 36 Wochen alt, und 1644 am 27. Juli Juditha, sein jüngstes Töchterlein, 15 Tage alt „sanfft entschlaffen, ist am 31. Juli neben seine beiden Brüderlein Jacob und Samuel auff den Kirchhoff in sein Schlaffkämmerlein begraben worden“.

Dazwischen gedenkt er 1644 der Frau Margaretha geb. Kümerin, Witwe des Hofpredigers und Superintendenten Joh. Neomenius, die am 11. 2. in Brieg begraben wurde, aet. 71, 22 Wo. u. 3 Tge. ¹¹⁴⁾.

1644 am 25. 7. H. Martini Bavari Pastoris zur Peila geliebtes Söhnlein ¾ Jahr alt.

Zu den bekannten Personalien Bayers ¹¹⁵⁾, kommt seine bis jetzt unbekannt gewesene Amtstätigkeit in Peilau als wertvolle Ergänzung hinzu.

1647 am 10. 1. ist in Reichenstein begraben Casparus Lampertus, treuffleißiger Pastor aldar in die 15 Jahr und sonst an andern Orten wolverdienter Seelsorger in die 40 Jahr, aet. 67 J. ¹¹⁶⁾

¹¹³⁾ Vgl. meinen Beitrag „Die ersten evang. Pastoren von Kauffung“, in: Goldberg-Haynauer Heimat-Nachrichten 24. Jg., Wolfenbüttel 1974, S. 50. Auch Anm. 52.

¹¹⁴⁾ Sie war eine geb. Kinner, To. des Bürgers u. Bäckers Cyprian K. in Brieg, die Neomenius am 22. 2. 1592 als berufener Kantor nach Nimptsch geheiratet hatte (Ehrhardt II, S. 62, R. Scholz, Brieg, S. 8 ist das Todesdatum der Frau Margareta nachzutragen. Vgl. auch Jahrbuch XX, 1929, S. 142).

¹¹⁵⁾ Martin Bavarus, aus Reichenbach, WS 1634 Univ. Leipzig, ord. Breslau 28. 10. 1636 für Briesnitz bei Frankenstein, exul. 1644 nach Steinkunzendorf, 1646 Peilau (ob Mittel- oder Ober-Peilau kann noch nicht bestimmt werden), 1652/53 Stolz (?). Im Jahrbuch 1960, S. 44 wird er 1649 noch als Pfr. von Steinkunzendorf genannt, vielleicht verwaltet er von dort Peilau mit.

¹¹⁶⁾ Vgl. Anm. 90. Rademacher, Glatz, S. 14.

Die letzten Lebensjahre des Pastors Scribonius waren durch schmerzliche Todesfälle in seiner Familie getrübt. Nachdem er am 18. April 1647 den Tod von Elisabeth Lampertin, Witwe des Reichensteiner Schulmeisters Caspar Hoppe ¹¹⁷), „meines H. Eydams H. Zachariae Lamperti geliebte Schwester“, eingetragen hat, schreibt er weiter:

1647 am 19. Mai (begraben) „Fr. Rosina, H. Zachariae Lamperti Schulmeisters allhier geliebte Haußfrau, meine hertzgeliebte Tochter, welche den 15. May früh umb 6 Uhr sanfft vnd selig entschlaffen ihres Alters 20 Jahr 4 Woch.“

1648 am 16. 4. „Die weyland Erbar Vieltugendreiche Fraw Rosina geb. Thüßlerin, H. Jacobi Scribonij Pastoris vnd Senioris alhier in den 16½ Jahr hertzgeliebte treue Haußfrau, welche den Tag vor Ostern zwischen 3 vnd 4 Uhr morgens sanfft v. selig entschlaffen, Jhres Alters 45 Jahr, des Ehestandes 22 Jahr. Requiescat in pace“. Der Todestag war der 11. April ¹¹⁸).

1651 am 26. 12. Jgfr. Anna Elisabetha H. Jacobi Scribonij Pastoris allhier Eheleibl. Tochter, starb am Tage S. Stephani vnd ward den 3. Januar des folgenden 1652. Jahres begraben, ihres Alters 21 Jahr, „war ein frommes, gehorsames gottsfürchtiges Mensch. Requiescat in pace!“

Auch das einzige Kind der 3. Ehe, Johann-Abraham, ging dem Vater am 25. 10. 1654 – seines Alters 2 Jahr 3 Wochen, Mittwochs danach begraben – im Tode voran.

Dazwischen findet sich noch dieser wichtige Eintrag:

1649 am 11 Juli ward der selige Tod der Witwe Herrn Friedrichs von Logau auf Brockguth Fr. Anna geb. Regiburgin ¹¹⁹) (abgekündigt), die den 29. Junii zu Brieg bey Ihrem hertzgeliebten Herrn Sohn entschlaffen und den 7. Julii zur Erden bestattet worden.

Endlich vollendete der „treufleißige Seelsorger dieses Orths wie auch

¹¹⁷) Caspar Hoppe, aus Habelschwerdt (sein Vater Wenzel H.-Sohn des Diakonus Caspar H. in Goldberg, gest. 1600 – erst Schulmeister in Habelschwerdt, dann Pfr. in Ullersdorf bei Glatz bis 1623, zuletzt als Exulant in Reichenstein; Bach, Glatz, S. 511, Rademacher, Glatz, S. 31), 8. 5. 1623 Univ. Wittenberg, auch SS 1623 in Leipzig immatr., 1628 Rektor in Reichenstein, gest. 15. 7. 1646, 46 Jahre alt. 2 mal verh. 1. Dorothea Hoffmann, gest. 1637, 41 Jahre alt, 2. Elisabeth Lampert, T. des P. Caspar L. in Reichenstein. Ehrhardt II, S. 453 entsprechend zu berichtigen, der Vater und Sohn Hoppe miteinander zu einer Person zusammenzieht!

¹¹⁸) Vgl. Anm. 32 und 41.

¹¹⁹) Der richtige Name ist Reideburg. Sie ist die Mutter des Dichters Friedrich von Logau, die in 2. Ehe einen v. Hohberg geheiratet hatte. Literatur vgl. Anm. 51.

desselben Weichbildes wolbestellter Senior in die 24 Jahr“ seinen Lebenslauf, „welcher 1655 am Tage Nicolai (6. Dez.) nach Mittage sanfft und seelig entschlaffen Seines Alters 60 Jahr. Cujus memoria sit in benedictione“¹²⁰⁾.

In mehrfacher Hinsicht aufschlußreich ist die nachstehende Eintragung von Tod und Begräbnis eines alten Exulantenpfarrers:

1661 2. Nov. ist begraben worden der weyl. Wohlehrw. H. Joachim Tanckius, gewesener Diaconus in Freyburg unter Fürstenstein¹²¹⁾ vnd bißhero in seinem Exilio sich auffm Pfarrhoff bey seinem Eydam Melchior Fischer Pfarrern u. Seniore sich auffhaltend, nachdem er den 15. Octobris nacher Freyburg verreiset, seine andere Kindes Kinder noch einst (einmal) zu sehen, den 19. früh aldar mit einem plötzlichen Schlagfluß überfallen und verschieden, den 22. Octobris früh nacher Nimptsch gebracht worden, alß zuvor von dem Catholischen Priester in

¹²⁰⁾ Die Altersangabe ist im Kirchenbuch mit Betonung dick geschrieben. Es steht also fest, daß Scribonius nicht 1591, sondern 1595/96 geboren sein muß. Eine gedruckte Leichenpredigt ließ sich nicht nachweisen.

¹²¹⁾ Joachim T(h)anck, über seine Herkunft und Vorbildung war nichts festzustellen. Nach dem Waldenburger Kirchenbuch lebte er dort seit 1623 als „gewesener Pfarrer zu Krainsdorf“ bei Neurode (die dortigen Pfarrerverzeichnisse kennen ihn nicht) und hat in Abwesenheit des P. Jeremias Ulmann Amtshandlungen vorgenommen. Sein Sohn Joachim wird am 8. p. Trin 1625 in Waldenburg getauft. 1626 ist er P. in Seitendorf bei Salzbrunn; nach dem Bruchstück eines dortigen Kirchenbuchs (1628–1634, im Diözesanarchiv Breslau) tauft er dort am 13. 5. 1631 seinen Sohn Tobias. Verheiratet war er mit Ursula Lentner, To. des P. Georg L. in Wüstegiersdorf. 1634 flieht er „propter militum rabiem“ (die Sparre’sche Reiter hatten ihn mißhandelt u. mit Daumenschrauben gemartert) nach Freiburg, wo er seit Michaelis 1634 Diaconus war bis zur Vertreibung 1653. Beim Eintreffen der Reduktionskommission war er und der Pastor Joh. Laurentius noch anwesend; es kam zu einem großen Tumult der Bürgerschaft, wofür die Kommissarien die „Prädikanten“ verantwortlich machten (J. Berg, Wegnahme Schweidnitz-Jauer, S. 153; O. Schultze, Predigergeschichte von Striegau, 1938, S. 6 spricht fälschlich von ‚katholischen‘ Prädikanten, deren Einführung die Unruhe veranlaßt haben soll!). Nach dem gleichen Bericht der Kommission (Berg, S. 167) war der ‚prädikantische Kaplan‘ am 17. 1. 1654 noch immer in Freiburg bei dem Fleischer Reitknecht anwesend, und sein Sohn, ein Student, der vor ‚Abschaffung‘ der Pastoren in Kunzendorf (bei Freiburg) zu predigen pflegte, verwahrte in einem anderen Hause des Vaters Sachen. Die Angaben in der spärlich vorhandenen Literatur über Tanck werden durch diese Zusammenstellung wesentlich ergänzt (vgl. Joh. Würfel und Gustav Rieck, Chronik der Stadt Freiburg, mit Ergänzungen von Bruno Lungmus 1937; Heinrich Schubert, Evang. Geistliche und Lehrer der Stadt Freiburg in Schl. bis zum Jahre 1840, in: Correspondenzblatt XVIII, 1, 1925, S. 143; O. Schultze, Predigergesch. von Striegau, S. 4).

Freiburg¹²²⁾ der Körper ausgelöst worden mit 10 Rthlrn. (!). Seines Alters 73 Jahr, im Ehestande gesessen 43 Jahr, im Predig Amt gewesen 42 Jahr, in beständigem exilio 8 Jahr. Gott verleihe ihm eine sanffte Ruhe und fröliche Aufferstehung zum ewigen Leben.

Den seine Witwe betreffenden Eintrag schließen wir gleich an:

1666 den 3. 2. Fr. Ursula Tanckin Tit. H. Joachimi Tanckij gew. Diaconi zu Freyburg nachgel. Wittib gestorben und begraben bey der großen Kirche den 10. ejusdem. Im 48j. Ehestand gezeuget 6 Kinder, davon 3 tod u. 3 noch lebend¹²³⁾. Jhres ganzen Alters 76 Jahr, hat alters halber lange Zeit nicht fortgekonnt, ist endlichen an der Lungsucht gestorben.

Dazwischen lesen wir vom Tode des Schwiegersöhnes, des Nachfolgers von Pastor Scribonius:

1663 am 11. 9. zwischen 11 u. 12 Uhr zu Mittag ist der Ehrwürdige Herr Melchior Fischer, treuflößiger Pfarrer und Seelsorger allhier zu Nimptsch und einer Ehrwürdigen Priesterschaft selbigen Weichbildes Senior zu Wilckau gestorben, als derselbe wegen einfallende große Furcht des Erbfeindes sich nach Breßlau führen lassen wollen. Begraben den 19. October mit einer Leichpredigt bey der Stadtkirch. Seines Alters 61 Jahr, 17 Wochen, 2 Tage. Im Ministerio gelebet 29 Jahr, im Ehestande 24, gezeuget 1 Tochter. Kranck worden den 28. Augusti grossen Frost und Hitze wie auch Verstopffung der Luftröhren und Brustdrücken empfunden. Lagerhaftig gewesen 14 Tage, u. also sanfft und still entschlaffen.

Fischers Lebenslauf kann erfreulicherweise erheblich ergänzt und verbessert werden aus einer Anzahl von gesammelten Gelegenheits-

¹²²⁾ Er hieß Joh. Franz Kirchbitter, aus Neisse, und war 1666 bei der Visitation 32 Jahre alt; nach der Präsentation durch den Grafen Hohberg am 31. 5. 1660 investiert und am 23. 11. 1661 durch den Erzpriester von Landeshut installiert (J. Jungnitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau, Archidiakonat Breslau, Breslau 1902, S. 682). Bei der Reduktion der Freiburger Pfarrkirche war der Franziskanerguardian Melchior Bock aus Jauer als Pfarrer eingeführt worden, den Anfang 1654 der bisherige Kaplan P. Martin Austenius — vorher Kaplan in Grottkau — ablöste (Berg, Wegnahme, S. 155 u. 167).

¹²³⁾ Außer den in Anm. 121 genannten Kindern ist noch der Sohn Johannes Tanck bekannt, für den Geburtsort und Studium nicht nachgewiesen werden können. Er wurde 1647 Rektor in Reichenstein und war 1649—1654 Pfr. in Langhelwigsdorf; er ist noch vor den Eltern am 13. 6. 1660, nachdem er als Exulant in Goldberg gelebt hatte, dort begraben worden (Predigergeschichte von Bolkenhain, 1938, S. 14 zu verbessern. Vgl. auch Jahrbuch 1953, S. 35 und 1974, S. 117).

Bewegend sind die Worte, mit denen er den Tod seiner Frau eingeschrieben hat:

1671 „Frau Magdalena Eichornin gebohrene Butschkin ¹²⁹⁾, Meine Melchioris Eichorns Pfarrers u. Senioris allhier hertzfrome liebe und treue Haußfrau, Eine Frau ohne Ruhm, mit lobwürdigen Tugenden begabet, Starb, nachdem sie ihr Häußlein wohlbestället und fast ein ganzes Jahr immerzu gesiechet und gekrancket, den 28. Martij am H. Osterabende halb 7 Uhr, nachdeme das fromme Hertze Gott, der Welt und ihr selbstem wohlgelebet 38 Jahr 33 Wochen. Gott, der ein Tröster ist der Betrübten und ein Vater der Waysen, halte nun seine Augen über mir und meinen armen Kindern offen!“

Die beiden nächsten Einträge könnten auch die Literaturhistoriker interessieren:

1672 am 28. 1. gestorben H. Johann Caspar v. Lohenstein, Ratßverwandter Allhier, begraben den 7. Febr. bey hiesiger Kirche, hat daß rühmende Zeugnüß hinterlassen, daß er gewesen ein Beförderer des Boni Publici. Ist alt worden 70 Jahr. Hat eine geraume Zeit zuvor gesiechet ¹³⁰⁾.

1672 Fr. Maria Lohenstein Tit. Hrn. Johann Caspar v. L. sel. des Rathß allhier nachgelassene Witfrau, ist an dem 11. Dec. alhier mit gewöhnlichen Ceremonien beerdigt worden, ihres Alters in die 70 Jahre. Sie war seine 2. Frau, also des Dichters Stiefmutter.

1675 hatte Pastor Eichhorn seine Tochter Anna dem Dirsdorfer Pastor Benjamin Bartsch zu Frau gegeben, im nächsten Jahr,

1676, am 11. Martij Morgens Glock 9 Uhr, ist Johannes Eichorn, „Mein noch einzig gewesener Sohn, ein Studiosus Theol., im Herrn selig entschlaffen, Seines Alters 23 Jahr 23 Wochen, hatt fast sieder vom Advent immer an Lungensucht gekrancket. Gott gebe uns in Gnaden eine Fröliche Wiederzusammenkunfft“.

¹²⁹⁾ Ihr Vater Elias Butschky aus Eckersdorf bei Namslau (Vater Matthäus B., Pfr. dort, vorher in Reichen, dann in Namslau, gest. 1619), 1620 Substitut in Großburg, 1621 P. in Wangern, dann bis 1625 in Wiltschau, 1625 nach Markt Bohrau. Er flieht 1633 mit seiner Familie nach Breslau, wo er mit dem Sohn Elias u. der Tochter Elisabeth 14 Tage vor Michaelis gestorben ist. Nach dem Kirchenbuch von Markt Bohrau (im Diözesanarchiv Breslau, vgl. auch H. Hoffmann, „Reduzierte“ Kirchenbücher, in: Jahrbuch XXVIII, 1938, S. 58) war die Tochter Magdalena am 13. 7. 1631 getauft, mithin stimmt die obige Altersangabe 38 Jahre 33 Wochen nicht!

¹³⁰⁾ Das Todesdatum war bis jetzt nicht genau bekannt (Rauch, S. 84 sagt, er lebte bis „um“ das Jahr 1670).

Dieser Wunsch ging dem Pfarrer, nachdem er 1677 nur noch ein Begräbnis eingeschrieben hatte, in Erfüllung:

1677 „Cum plenissimo titulo Herr Melchior Eichhorn“, so ist der folgende lange Lebenslauf überschrieben: „Den 26. Martii hor. 11. pomerid. ist auff vorgesehene praeparation durch Genießung des wahren Leibs und Bluttes Jesu Christi, Sein und der Seinen fleißiges Singen und Beten mit Empfangung des Priesterlichen Seegens an einem Brustflusse verschieden der Wohl-Ehrwürdige Großachtbare und hochgelahrte Herr Melchior Eichorn, Pfarrer in Nimptsch u. Senior des Weichbildes, Welcher aus einem uralten und berühmten Geschlechte entsprossen, wie die Genealogie ab anno 1471 außweiset; dessen Herr Vater gewesen Herr Melchior Eichorn¹³¹⁾ Pastor zu Jordansmühl, der ao. 1634 den 20. Nov. zu S. Elisabeth (in Breslau) auf der Cantzel, als er zu bevorstehender Berufung zu selbiger Kirchen die Probepredigt gethan, durch einen Schlagfluß getroffen, deßselben abends umb 6 Uhr seinen Geist aufgegeben. Die Frau Mutter ist gewesen Fr. Marta geb. Schrammin, Weyl. Tit. H. Matthiae Schrammij¹³²⁾, Diaconi zu Franckenstein, eheliche Tochter, ab hic anno 1620 in coniugio prognatur¹³³⁾ et post regenerationem pie educatus; Nachdem er bey den Eltern durch Praeceptores fleissig informiret worden, ist er anno 1632 nach Breßlaw in das Gymnasium Elisabeth gebracht, da er biß anno 1637 commoriret, hernach auf die Academiam Francofurt gezogen¹³⁴⁾, 5 Jahr daselbst studiret, von dannen er zum Rectore scholae im Churfürstlichen Ambt Lebus beruffen; anno 1646 aber ist er in Patria nach Rudelsdorff zum Pfarrer beruffen worden¹³⁵⁾, wobei er zugleich andere Vocationes zur

¹³¹⁾ Über ihn vgl. Jahrbuch 58/1979, S. 203. Ein Zusammenhang mit der aus Groß-Tschirnau stammenden Pfarrerrfamilie Eichhorn läßt sich nicht herstellen (vgl. Ehrhardt III, 1. S. 292 u. 310). Die im Lebenslauf genannte Genealogie scheint nicht mehr zu existieren, an keiner Stelle ist sonst ein Hinweis in der Literatur zu finden.

¹³²⁾ Schramms Vorname lautet sonst übereinstimmend Jakob (vgl. P. Heinzelmann, Beiträge zur Predigergeschichte des Fürstentums Münsterberg und des Weichbildes Frankenstein, in: Correspondenzblatt XV, 1, 1916, S. 47; Rademacher, Glatz, S. 4).

¹³³⁾ Geburts- bzw. Taufdatum nicht überliefert.

¹³⁴⁾ Immatrikuliert SS 1640. 1642 Rektor in Lebus.

¹³⁵⁾ Ord. in Brieg 10. 4. 1646.

Kirchen in Schlaupitz ¹³⁶⁾ und Panthenau empfangen und denen selbst wolvorgestanden. Endlich ist er ao. 1664 den 10. Julij nach Nimptsch vociret worden, nicht allein das Pastorat daselbst, sondern auch das Seniorat zu verwalten, so er auch bis in dreyzehnte Jahr mit großer Müh und Sorgfalt verrichtete; da er von einer confitentica ¹³⁷⁾ einen Eckel empfunden, hat er nach 6 Tagen sein Leben geschlossen. Im h. Ehestande hat er gelebet 25 Jahr mit Titul Fr. Magdalena geb. Butschky, Pfarrers zu Bohrau hinterlassenen ehelichen Tochter, mit selbiger gezeuget 9 Kinder, als 3 Söhne und 6 Töchter, davon annoch 4 Töchter, zwey verheyrathet und 2 Jungfern hinterbleiben, die andern sind samt der Frau Mutter selig vorangegangen. Er hat sein Alter bracht inß 57. Jahr, ist den 5. Aprilis priesterlichem Brauche nach mit einer Leichenpredigt und Parentation ehrlich bestattet worden ¹³⁸⁾.

Bis zum 17. Oktober hat Pastor Benjamin Bartsch von Dirsdorf, Eichorns Schwiegersohn, in seiner schönen Handschrift die Eintragungen in die Kirchenbücher gemacht. Der neue Pfarrer, M. Samuel Großer, hatte bereits am 17. Mai 1677 die Vokation durch den Magistrat erhalten; da diesem jedoch durch das Kaiserliche Oberamt in Breslau das Berufsrecht streitig gemacht wurde, verzögerte sich die Investitur bis zum 14. August 1678, da Grosser seinen Anzug hielt.

1677 am 12. 9. starb Frau Susanna geb. Megkin, Tochter Herrn Johann Meggkens und Fr. Susanna geb. Kirchnerin, die mit H. Friedrich Scribonius, Rector scholae in Nimptsch, 16 Jahr, 30 Wochen und 5 Tage

¹³⁶⁾ Von Schlaupitzer Pastoren sind bekannt:

vor 1565 Melchior Greb(n)er (vgl. Jahrbuch 1979, S. 182)

1565–68 Adam Raußendorf (vgl. Rademacher, Nimptsch, S. 7)

1568–77 wieder Melchior Grebner (geht nach Reichenbach)

1577 M. Caspar Elegius (vgl. Rademacher, Glatz, S. 9)

1584–1616 Valentin Matern, geb. 13. 2. 1547 in Klein-Kniegnitz, Juni 1567 Univ. Wittenberg, 1581 P. in Waldenburg. Gest. 31. 8. 1616 (vgl. Joh. Cunrad, Silesia Togata, 1706, S. 184; K. Pflug, Regesten zur Geschichte der Stadt Waldenburg – Programm des städt. Gymnasiums –, 1878, S. 8; E. Tschersich, Aus Weißsteins geschichtlicher Vergangenheit, 1930, S. 27).

ca. 1624 Johann Vetter, aus Brieg. 1614–16 (?) P. in Krummendorf, 1616 (?) nach Schönbrunn bei Stehlen; 1624 als Schlaupitzer Pfr. Pate in Schweidnitz (vgl. Schimmelpfennig, in: „Rübezahl“, Schles. Provinzialblätter neue Folge 12. Bd., 1873, S. 528, ohne bestimmte Datierung, sein Name steht auf der 1614 gegossenen Krummendorfer Glocke; O. Schultze, Strehlen, S. 14, unzutreffende Zeitangabe für Krummendorf 1604–32).

Bis 1654 Melchior Eichorn.

¹³⁷⁾ Eine Confitentin im Beichtstuhl ist gemeint.

¹³⁸⁾ Kurzer Lebenslauf bei Ehrhardt II, S. 332, auch im Nimptscher Landsmannkalender 26. Jg., 1941 (ohne Seitenangabe).

im Ehestande gelebt und 6 Kinder, 4 Töchter und 2 Söhne geboren, davon 1 Sohn und 3 Töchter samt dem Vater hinterblieben. Sie schloß im Krank- und Kindbette ihr Leben, 33 Jahr, 15 W. u. 1. Tag alt, und wurde den 17. mit einer Leichpredigt beerdigt.

1679 am 2. 1. ist Hr. George Launerus ¹³⁹⁾, gewesener Pfarrer in Ödenburg zu St. Wolff, p. t. Exul allhier gestorben, begraben mit einer Leichpredigt u. Parentation den 6. Jan. festo Trium Regum bey der Stadtkirchen aetatis 39 Jahr ¹⁴⁰⁾.

Die Eintragung des Todes seiner Frau gibt Gelegenheit, kurz den Lebenslauf Pastor Großers zu betrachten mit einigen Zusätzen und Berichtigungen seiner bisherigen Biographen ¹⁴¹⁾. Er schreibt:

1679 am 23. Sept. ist „meine liebe Ehewirthin Frau Anna Elisabeth geb. Friemelin unter andächtigem Gebet der Umbstehenden und nach erhaltenem priesterl. Segen in ihren Sechswochen sanfft u. selig entschlaffen und den 26. mit einer Leichpredigt u. Parentation ehrlich bestattet, nachdem wir beysammen im Ehestande friedl. gelebet 16 Jahr 2 Wochen u. 4 Tage und durch Gottes Segen gezeugt 7 Kinder, davon 2 der sel. Fr. Mutter vorangegangen. Ihr Leben hat sie gebracht auf 34 Jahr, 23 W. 5 Tge“.

M. Samuel Großer ist Breslauer, das Geburtsdatum nirgends überliefert und auch nicht zu errechnen, da im Totenregister die Altersangabe fehlt. In Leipzig hat er nicht studiert, wie Ehrhardt behauptet, auch dort nicht den Magistergrad erlangt ¹⁴²⁾. Er steht am 9. 9. 1658 immatrikuliert in Altdorf und am 9. 5. 1659 in Straßburg, beidemal bereits als Magister, so daß er vorher schon auf einer anderen Universität

¹³⁹⁾ Rademacher, Nimptsch, S. 17 nennt ihn Lanner.

¹⁴⁰⁾ Bei Joh. Samuel Klein, Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften Evang. Prediger in allen Gemeinden des Königreiches Ungarn (Leipzig u. Ofen 1789, werden in Teil 2, S. 170 Anm. 112 alle Ödenburger Pfarrer von 1564–1584 und von 1608–1684 angeführt, dort fehlt Launer wie auch ebenda Teil 2, S. 499 im Verzeichnis der als Exulanten Verstorbenen. – Wolfs-Balf liegt südöstlich von Ödenburg; nach der aus dem Mittelalter stammenden, dem heiligen Wolfgang geweihten Pfarrkirche wurde der Ort auch St. Wolfs genannt. Die in der Reformationszeit protestantisch gewordene Kirche kam 1673 an die Katholiken zurück. In diesem Jahre wird der junge Pfr. Launer, über den sich keine weitere Nachricht finden ließ, seine Zuflucht nach Nimptsch genommen haben. Über Wolfs-Balf vgl. Eugen Schusteritsch, Oedenburg und Umgebung, ein Heimatbuch (Bad Wimpfen 1964), S. 151–161, mit Abbildungen der Kirchen.

¹⁴¹⁾ Ehrhardt II, S. 333; Rademacher, Trebnitz (Wohlau 1928), S. 23, Nimptsch S. 16.

¹⁴²⁾ Anscheinend Verwechslung mit seinem am 18. 2. 1664 in Pascherwitz geborenen Sohne Samuel, der als Olsna-Sil.WS 1683 in Leipzig sein Studium begann, 1687 Magister wurde und am 24. 6. 1736 als Rektor in Görlitz starb.

gewesen sein muß (nicht in Frankfurt, Jena, Königsberg). 1663 wurde er Pastor in Paschkerwitz bei Trebnitz im Fürstentum Oels, im selben Jahr muß er auch geheiratet haben. Seine Frau ist wahrscheinlich eine Tochter des Ekklesiasten an St. Elisabeth in Breslau M. Johann Frimel¹⁴³). Der in Nimptsch ständig kränkliche Pastor starb am 9. 6. 1692, im Begräbisregister steht in nur einer Zeile die kurze Notiz: 10. Juny H. Mag. Samuel Grosser in der Stille beygesetzt, am Rande der Vermerk: „Letzter Pastor“. Die Gegenreformation entzog die Kirche dem evangelischen Gottesdienst¹⁴⁴).

Der Hilfe durch seinen 1677 berufenen Kollaborator konnte M. Großer sich nicht lange erfreuen:

1681 am 8. 8. starb der Wohl Ehrw. Herr Sanuel Mittman alhier an einem Schlagfluß, begr. 12. 8. bey hiesiger Stadt Kirchen, seines Alters 36 J. 3 Mon.¹⁴⁵).

Noch einmal zurück zu den Schrecken von Plünderung und Brand des Jahres 1633 läßt dieser Eintrag blicken:

1684 am 24. 4. ward Barbara, Christoph Keils weiland Bürgers und Schusters alhier nachgel. Wittib begr. mit einer Leich Predigt, hat ihren Witwenstand geführet 51 Jahr. NB: Jhr Mann ist in hiesigem Brande Ao. 1633 von den Soldaten übel gehauen u. hierauff im Keller nebenst einem Schuhknecht vom großen Rauch erbärmlich ersticket. Jhres Alters 79 Jahr.

1685 am 2. 3. wird Frau Anna, die Ehefrau des H. Rektors George Tannenberger, nachdem sie alt u. lebenssatt im Herrn verschieden, begraben und am 14. 5. der wohlmeritierte Rektor H. George

¹⁴³) M. Johann Frimel, geb 2. 11. 1606 in Breslau, 1619 Gymn. Maria Magdalena, 1621 Gymn. Thorn, um die polnische Sprache zu erlernen, bis 1626 Köllnisches Gymnasium Berlin, 1626 Univ. Königsberg u. Frankfurt, 1628 Wittenberg, 1629 dort Magister, 1631 Diak. in Wittenberg, 1645 nach Breslau gereist und 1647 an St. Elisabeth Ekklesiast, gest. 28. 1. 1660. Verh. Wittenberg 12. 2. 1632 Dorothea Clanner, To. des Bürgermeisters u. Rechtsgelehrten Burkhard C. Von 7 S. u. 7 T. blieben 3 S. u. 3 T. am Leben (vgl. Ehrhardt I, S. 245–246; O. Schultze, Predigergeschichte der Stadt Breslau, 1938, S. 49; G. Kliesch, Der Einfluß der Univ. Frankfurt, 1961, S. 123–124).

¹⁴⁴) Einzelheiten darüber bei Dorothee v. Velsen, Die Gegenreformation in den Fürstentümern Liegnitz-Brieg-Wohlau (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte Bd. XV), Leipzig 1931, S. 173–174.

¹⁴⁵) Vgl. oben das Trauregister zum Jahre 1679. Mittmann war zur Pfarrei Naselwitz-Wilschkowitz ordiniert worden, konnte aber das Amt nicht antreten und mußte nach Nimptsch gehen, weil höhere Gewalt den Amtsantritt P. Großers verzögerte (Ehrhardt II, S. 333).

Tannenberger selber bei der Stadt Kirchen mit Leich-Predigt u. Parentation, der am 11. 5. ganz abgezehret eingeschlaffen ¹⁴⁶⁾).

Seines Nachfolgers Hr. Christoph Bittners Söhnlein Hans Christoph wird am 11. 4. 1686 zur Erden bestattet.

1690 am 30. 5. stirbt der hinterlassene Sohn H. Benjamin Bartsches, Pfarrers zu Dirschdorff, an einem Lungenfieber, seines Alters 8 J. 26 W., begr. 2. 6. bey der Pfarrkirchen.

Nach der letzten evangelischen Eintragung am 21. 12. 1696 folgt ab 19. 9. 1701 das „Register der nach Eröffnung allhiesiger Kirchen und einsetzung eines katholischen Geistlichen Gestorbenen und Begrabenen“.

1704 am 5. 7. wird H. Ludovici Güntters (kath.) Rector. Scholae sein jüngstes allerliebstes Töchterlein Anna Ludomilla zur Erden bestattet, das am 2. 7. gestorben war.

Am 4. 12. 1707 war das letzte Begräbnis nach katholischem Ritus. Weiter schreibt der Kirchschreiber unter neuer Überschrift: „Register der Verst: u. Begr. in Nimptsch nach Restituierung der Kirchen an die Augspurgs Confessions Verwandten geheiligten Kinder Gottes den XI. Decembr: A. 1707“.

Der erste Band des Nimptscher Kirchenbuchs schließt Ende 1765.

Johannes Grünewald

¹⁴⁶⁾ Danach Ehrhardt II, S. 340 zu verbessern.

Mitteilung des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V.

Am 25. Mai 1979 fand in Wertheim im Diakomissenmutterhaus Frankenstein die ordentliche Mitgliederversammlung des Vereins statt. Zu Beginn der Versammlung begrüßte der Vorsitzende Dr. Dr. Hultsch die zahlreich anwesenden Mitglieder. Dr. Hultsch erstattete über die Entwicklung des Vereins seit der letzten Mitgliederversammlung 1975 in Bergisch Gladbach Bericht. Das Jahrbuch des Vereins konnte trotz mancher finanzieller Engpässe wiederum jedes Jahr erscheinen. Die briefliche Verbindung mit vielen Mitgliedern erweist sich als ein tragendes Moment. Der Mitgliedstand konnte bei etwa 260 Mitgliedern gehalten werden. Allerdings sind in den allerletzten Jahren die Ausfälle durch Heimgang und Altersbeschwerden erheblich. Werbung tut not. Zum Gedächtnis der im letzten Jahr verstorbenen Mitglieder gaben die Mitglieder in stiller Verharrung Ihren Anteil kund. Unter den Verstorbenen befinden sich Mitarbeiter, deren Verlust besonders schmerzlich ist, wie Dr. Ehrenforth, D. Dr. Konrad, A. Wackwitz und R. Schönthür. Dr. Dr. Hultsch dankte allen Mitgliedern herzlich für Ihre Treue zum Verein, besonders Ehefrauen und Angehörigen, die für Ihren Verstorbenen die Mitgliedschaft übernommen haben. Die anstehenden Kassenabschlüsse von 1975 bis 1978 lagen zur Einsicht aller Mitglieder vor, ebenso der finanzielle Entwicklungsbericht. Nach Kassenprüfung wurde dem Vorstand einstimmig Entlastung erteilt. Da Prof. D. Dr. Konrad durch Tod und Amtsrat Quester wegen Arbeitsüberlastung aus dem Vorstand ausgeschieden waren, ergab sich, auch satzungsgemäß, eine Neuwahl des Vorstandes. Das einstimmige Ergebnis ergab: 1. Vorsitzender: Oberstudienrat i. R. Kirchenrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch, Sonthofen (Wiederwahl); 2. Vorsitzender: Univ.-Professor D. Georg Kretschmar, Ottobrunn (Wiederwahl); Schriftführer und Schatzmeister: Pfarrer Heinz Pregel, Wertheim (Neuwahl); Beisitzer: Pfarrer Johannes Grünewald Selters, (Wiederwahl); Beisitzer: Pfarrer i. R. Dr. Werner Laug, Krefeld (Neuwahl). Da inzwischen die Herstellungskosten des Jahrbuches bei weitem den Mitgliedsbeitrag überstiegen haben, mußte leider eine Neufestsetzung des Jahresbeitrages vorgenommen werden. Die Mitgliederversammlung entschied sich einstimmig für einen neuen Jahresbeitrag ab 1. 1. 1980 von DM 30,—, wofür weiterhin das Jahrbuch

kostenlos geliefert wird. Das Interesse ausländischer wissenschaftlicher Einrichtungen an unserem Jahrbuch darf dankend erwähnt werden.

Für den 19. 9. (Anreisetag) bis 21. 9. 1980 (nachmittags Abreise) ist in Wertheim/Main im Frankensteiner Mutterhaus, Frankensteinerstraße 4 (im Rundbrief irrtümlich 20.–22. 9. angegeben) eine Arbeitstagung für schlesische Kirchen- und Kulturgeschichte vorgesehen. Ich bitte dieses Datum vorzumerken. Mitglieder des Vereins bekommen Fahrersatz 2. Klasse. Auf die Buchbesprechung von Dr. Laug über: Othmar Karzel: Die Reformation in Oberschlesien – Ausbreitung und Verlauf – und: Oskar Wagner: Mutterkirche vieler Länder – Geschichte der Evangelischen Kirche im Herzogtum Teschen 1545–1918/20 – darf ich besonders hinweisen. Vom letzteren Buch sind leider keine Geschenkexemplare mehr vorhanden.

Ich habe nun die traurige Pflicht das Ableben folgender Mitglieder bekannt zu geben:

Pastor i. R. Dr. Gerhard Ehrenforth in Wohltorf b. Hamburg (verstorben am 19. 3. 1979), in Schlesien Pfarrer in Waldenburg.

Pfarrer i. R. Helmut Engel in Steinfurt–Burgsteinfurt (verstorben am 15. 4. 1979), in Westfalen Pfarrer in Burgsteinfurt.

Universitätsprofessor i. R. D. Dr. Joachim Konrad in Bonn (verstorben am 15. 4. 1979), in Schlesien Stadtdekan von Breslau und Pfarrer an St. Elisabeth.

Verwaltungsjurist Karl Niedermeier in München (verstorben am 2. 5. 1979), in Schlesien Gerichtsreferendar in Ohlau.

Bundesbankdirektor i. R. Rudof Schönthür in Mühlheim/Ruhr (verstorben am 10. 6. 1979), in Schlesien Bankbeamter in Neusalz/Oder.

Dekan i. R. Alfred Fürle in Emskirchen (verstorben am 17. 7. 1979), in Schlesien Pfarrer in Tonhain (Tschirne), Krs. Bunzlau.

Oberkirchenrat i. R. Herbert Scholtyssek in Hamburg (verstorben am 17. 7. 1979), in Schlesien Pfarrer in Gleiwitz O/S.

Pfarrer i. R. Augustini in Rothenburg/Tauber (verstorben am 29. 7. 1979), in Schlesien Pfarrer in Koiskau Krs. Liegnitz.

Propst i. R. Andreas Wackwitz in Lörrach (verstorben am 14. 8. 1979), in Schlesien Pfarrer in Anhalt Ost/O/S.

Pfarrer i. R. Erich Krügler in Mainz (verstorben am 19. 10. 1979), in Schlesien Pfarrer an der Friedenskirche in Jauer.

Pfarrer i. R. Alfred Glatz in Frankfurt/Main (verstorben am 7. 12. 1979), in Schlesien Pfarrer in Zillerthal–Erdmannsdorf Krs. Hirschberg.

Pfarrer i. R. Walter Wendorf in Berlin 41 (verstorben am 23. 12. 1979), in Schlesien Pfarrer in Domslau Krs. Breslau.

Superintendent i. R. Johannes Schulz in Böblingen (verstorben am 17. 1. 1980), in Schlesien Superintendent und Pfarrer an der Friedenskirche in Schweidnitz, Krs. Schweidnitz.

Als neue Mitglieder des Vereins darf ich begrüßen:

1. Kaufmann Jürgen Anderie, Ginsterweg 13, 6450 Hanau 8 (Kl.-Auheim).
2. Pfarrer Ernst Fritze, Erzbergerstraße 18, 6700 Ludwigshafen/Rhein
3. Frau Christine Grzimek, Engelskirchenerstraße 56, 5250 Engelskirchen.
4. Pfarrer Dr. Hartmut Hilgenfeld, Koblenzer Straße 13, 5509 Thalfang.
5. Landeskirchliches Archiv, Veilhofstraße 28, 8500 Nürnberg.
6. Frau Maria Niedermeier, Römerstraße 23, 8000 München 40
7. Bibliotheksberrat Dr. Christoph Olearius, Schillerstraße 25, 8047 Karlsfeld.
8. Frau Dorothea Stodt, Schuckerstraße 16 5600 Wuppertal 1.
9. Lehrerin Dr. Beate Wolke, Im Kohlgarten 20, 7766 Gaienhofen 1.

Dr. Dr. Gerhard Hultsch

Anschriftenverzeichnis der Autoren in der Reihenfolge der in diesem Jahrbuch veröffentlichten Beiträge:

Studiendirektor Dr. Horst-Dieter Loebner
Herzog-Johann-Straße 14
4770 Soest

Oberstudienrat i. R. Dr. Leonhard Radler
Herzog-Wilhelm-Straße 27
3388 Bad Harzburg

Pfarrer i. R. Arno Büchner
Tile-Wardenberg-Straße 12
1000 Berlin 21

Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott
Eleonorenstraße 31
6500 Mainz-Gonsenheim

Dr. Peter Maser
Ostkirchen-Institut der Universität Münster
Kreuzstraße 2-4
44 Münster

Pfarrer Johannes Grünewald
6474 Ortenberg-Selters

Dr. Dr. Gerhard Hultsch
Siplingerstraße 5
8972 Sonthofen-Rieden

Bücherbericht

**Moritz Landwehr von Pragenau, Geschichte der Stadt Teschen,
bearbeitet von Walter Kuhn, Holzner Verlag Würzburg, 1976**

Die „Geschichte der Stadt Teschen“ ist die letzte aus dem Nachlaß herausgegebene Arbeit von Dr. Landwehr von Pragenau. Das 1976 gedruckte Werk ist von Walter Kuhn bearbeitet worden. Im Vorwort des Bearbeiters heißt es: „Es wäre bei der wissenschaftlichen Lage nicht zu verantworten gewesen, ein Unrecht auch gegen den Autor selbst, Landwehrs Werk unverändert in der Form zu veröffentlichen, in der es vor einem Menschenalter niedergeschrieben wurde. – Ich hoffe im Sinne des Verfassers gehandelt und eine möglichst sachliche, gerechte Darstellung der mitunter verwickelten und zwischen deutschen, polnischen und tschechischen Forschern umstrittenen Probleme gegeben zu haben.“

Die vorliegende Arbeit hat nur die Geschichte der Stadt Teschen zum Gegenstand. Da sie aber in die Geschichte des Landes Teschen und seines Herzogshauses eingebettet ist, mußte diese zunächst in einigen Strichen gezeichnet werden.

Teschen war ab 1315 einer der vielen schlesischen Zwergstaaten, denen jede Macht zu einer eigenständigen Politik fehlte. Es war deshalb von einschneidender Bedeutung auch für das Herzogtum Teschen, als der Polenkönig Kasimir der Große im Vertrage von Trentschin im Jahr 1335 auf alle schlesischen Ansprüche zugunsten Böhmens verzichtete. Karl IV., der Sohn Johanns v. Luxemburg, seit 1346 deutscher König und seit 1355 Kaiser, inkorporierte am 7. April 1348 die schlesischen Gebiete, unter ihnen auch Teschen, in die Krone Böhmen und damit in das Deutsche Reich.

Teschen verdient eine stärkere geschichtliche Betrachtung, als ihm nach seiner bescheidenen Größe zukäme. In seiner über siebenhundert-jährigen Geschichte liegen Höhepunkte, in denen es für Oberschlesien und darüber hinaus führend und wegweisend war; so im 13. Jahrhundert als Vorort des Löwenberger Rechtes, nach 1709 durch die evangelische Gnadenkirche und seit 1848 als Brennpunkt der nationalen Auseinandersetzung dreier Völker, der Deutschen, Polen und Tschechen.

Nach dem „Überblick über die Geschichte des Herzogtums Teschen“ wird über „Die Anfänge von Teschen“ berichtet. Den Ansatzpunkt für die spätere Stadt Teschen gab eine Burg ab, die das umliegende Gebiet gegen Mähren, also den böhmischen Staat, und zugleich gegen Süden, gegen Ungarn, zu schützen hatte.

Die „Geschichte der Stadt Teschen“ berichtet in weiteren Kapiteln über Teschen unter piastischen Herzogen“, „Die habsburgische Zeit von 1653

bis 1848“, „Die Zeit der Nationalitätenkämpfe in Österreich“ und „Das geteilte Teschen“.

Auf zwei Ereignisse in der „Geschichte der Stadt Teschen“ soll noch besonders hingewiesen werden.

Das erste Ereignis betrifft die Feststellung, daß im ganzen Teschener Lande die Reformation durchgeführt wurde mit Ausnahme weniger Dörfer, deren adlige Besitzer katholisch blieben. Auch in der Zeit der Gegenreformation, die an Teschen nicht spurlos vorüberging, blieben viele Menschen trotz aller Bekehrungsmaßnahmen, Überredungen, wirtschaftlichen Benachteiligungen, Körperstrafen, Gefängnis bis zur Landesverweisung ihrem evangelischen Glauben treu. „Twardy jak luter z pod Cieszyna“, „hart wie ein Lutheraner im Teschischen“ ist deshalb eine im Lande noch heute geläufige Wendung.

Das zweite Ereignis betrifft die Teilung Teschens. Während der Ersten Weltkriegen meldeten die tschechischen und polnischen Staatsmänner Ansprüche auf das Teschener Schlesien an. Die Tschechen beriefen sich auf das historische Recht der Zugehörigkeit Schlesiens zu den Ländern der Wenzelskrone und verlangten das ganze Herzogtum Teschen, die Polen stützten sich auf die sprachlichen Verhältnisse und forderten die polnischsprachigen Gebiete. Am 28. Juli 1920 verfügten die Alliierten die Teilung des Teschener Schlesiens.

„Teschen ist eines der ersten Beispiele für die Methode der Friedensmacher, die konkurrierenden Ansprüche zweier Nachbarn durch eine Teilung zu schlichten, die jedem Partner etwas gibt, das betroffene Objekt aber aufs Schwerste schädigt.“

Am 3. Mai 1945 wurde Teschen von den sowjetischen Truppen kampflos und unzerstört eingenommen. Die vertriebenen Deutschen gingen größtenteils nach Österreich und Westdeutschland.

Josef Joachim Menzel, Die schlesischen Lokationsurkunden des 13. Jahrhunderts, Holzner Verlag Würzburg, 1977

Die als 19. Band der „Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte“ im Auftrage der Historischen Kommission für Schlesien veröffentlichte Arbeit will dreierlei: erstens die noch nicht publizierten schlesischen Lokationsurkunden des 13. Jahrhunderts erstmals und die nur unzureichend oder an schwer zugänglichen Orten veröffentlichten neuerlich im vollen, möglichst verbesserten Wortlaut vorlegen, zweitens eine systematische Übersicht mit kritischer Bewertung sämtlicher schlesischer Lokationsurkunden des 13. Jahrhunderts bieten sowie drittens eine Typologie nebst formaler und inhaltlicher Textanalyse erstellen¹⁾.

Die große Masse, der uns heute bekannten schlesischen Lokations-

urkunden des 13. Jahrhunderts wurde bis zum Ende des zweiten Weltkrieges in den drei großen Breslauer Archiven, dem Staats-, Stadt- und Diözesanarchiv, aufbewahrt. Nur der kleine Teil dieser Lokationsurkunden war zu diesem Zeitpunkt noch im Original vorhanden, der größere lag nur mehr in unbeglaubigten, seltener in beglaubigten Abschriften bzw. in deutscher Übersetzung vor²⁾).

Die Beschränkung der Arbeit auf das 13. Jahrhundert ist durch die Tatsache gerechtfertigt, daß dieses Jahrhundert die entscheidende Phase der deutschen Siedlungsbewegung in Schlesien umschließt. Die Untersuchung macht die wirtschaftliche, soziale und rechtliche Strukturwandlung deutlich, die in Westeuropa begann und sich von hier aus als eine große Kulturwelle nach dem Osten bewegte und so weite Gebiete des Abendlandes ergriff. Die Auffassung, daß es sich dabei um einen aggressiven "deutschen Drang nach Osten" handelte, ist das Ergebnis einer „kleinräumig, isolierten Betrachtungsweise und übersieht die großen Zusammenhänge und entscheidenden Triebkräfte“³⁾.

„Durch die Verleihung des deutschen Siedlungsrechtes an die einwandernden Deutschen wie einheimischen Polen entstand bei den letzteren eine Inkongruenz von Recht und Volkstum, die nicht ohne Auswirkung blieb. Sie erfuhr freilich in der Praxis des Alltags eine Milderung dadurch, daß das deutsche Recht nicht schematisch und starr und stets in seinem ganzen Umfang angewendet, sondern den örtlichen Bedingungen angepaßt und gelegentlich wohl gar durch die Rezeption slawischer Rechtselemente verändert wurde“⁴⁾. Daß dabei auch die antike Vorstellung und Übung Anwendung fand, daß die Rodungskolonisten das von ihnen urbar gemachte Land als eine Art Eigentum, also in einer besonders vorteilhaften Besitzform behalten durften, darf nicht übersehen werden⁵⁾.

Bereits im sogenannten Aachener Kapitulare Karls des Großen, das zwischen 801 und 813 anzusetzen ist, erhalten die kaiserlichen Domänenverwalter die Anweisung, wo immer sie nützliche Leute fänden, ihnen Wald zur Rodung zuzuteilen, damit die kaiserlichen Einkünfte gemehrt würden⁶⁾. Ähnliche Motive spielen bei der Kolonisation im Mittelalter eine entscheidende Rolle. Da es nicht galt, etwas bereits

1) S. VIII;

2) S. 157;

3) S. 1/Anm. 2;

4) S. 2f.

5) S. 6;

6) S. 8;

Vorhandenes nur zu erhalten, sondern Neues unter Mühen zu schaffen, vermochten nur brauchbare, tüchtige Siedler die an sie gestellten Anforderungen und Erwartungen tatsächlich zu erfüllen. So erklärt es sich, daß diesen Siedlern zugestanden wurde, nach ihrem, sei es nun heimatlichen, sei es einem erwählten oder ausgehandelten vorteilhaften Rechte zu leben ⁷⁾.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts wurde Schlesien von den Spitzen der aus dem mittleren Elbraum ostwärts vordringenden deutschen Siedlungsbewegung erreicht. Schlesien wurde so zu einem der entscheidenden siedlerischen Tore zum Osten. Eine Untersuchung seiner Rechts- und Siedelformen in der siedlerischen Hochphase des 13. Jahrhunderts verspricht deshalb besonders aufschlußreiche und exemplarische Ergebnisse ⁸⁾.

Die in Schlesien im ausgehenden 12. Jahrhundert zunächst auf dem Lande einsetzende deutsche Siedlungsbewegung wurde seit Beginn des 13. Jahrhunderts durch eine wachsende Zahl deutscher Städte verstärkt und damit in einen neuen Wirtschafts- und Lebensbereich hinein ausgeweitet ⁹⁾.

Lokationsurkunden in dem in der vorliegenden Arbeit zur Diskussion stehenden Sinne sind nur solche Urkunden, die den Vorgang der locatio zum Gegenstand haben oder ihn als angestrebtes Ziel klar erkennen lassen ¹⁰⁾.

Die in der besprochenen Veröffentlichung geleistete gründliche Forschungsarbeit ist auch für eine Darstellung der Geschichte der Kirche in Schlesien im Hohen Mittelalter unentbehrlich.

Othmar Karzel, Die Reformation in Oberschlesien – Ausbreitung und Verlauf, Holzner – Verlag – Würzburg, 1979

O. Karzel stellt im Vorwort zu seinem interessanten und gut lesbaren Buch fest, daß die Reformation in Oberschlesien in den Gesamtdarstellungen zur schlesischen Reformationsgeschichte ein stiefmütterliches Dasein führt. Da große Teile Oberschlesiens durch die Gegenreformation völlig rekatholisiert wurden, erwecken viele Arbeiten den Eindruck, als sei die Reformation in Oberschlesien nie so recht zum Zuge gekommen. Das Werk Karzels berichtigt diesen Irrtum.

⁷⁾ S. 28;

⁸⁾ S. 99;

⁹⁾ S. 123;

¹⁰⁾ S. 136f.

Leider hat die Gegenreformation mit allen ihren Konsequenzen den größten Teil des reformatorischen Quellenmaterials vernichtet. Um ein abgerundetes Bild der oberschlesischen Reformation zu gewinnen, mußten deshalb die verschiedensten Einzelnachrichten mosaikartig zu einem Ganzen zusammengesetzt werden.

Der Begriff Reformation ist in der vorliegenden Arbeit bis zum Jahre 1621, dem Dresdner Akkord, gefaßt und der Terminus „Gegenreformation“ wird erst ungefähr seit diesem Zeitpunkt gebraucht.

Das Buch hat folgende Gliederung:

Voraussetzung der oberschlesischen Reformation – Verlauf der Reformation in Oberschlesien – Die Rolle der Brandenburg – Ansbacher Markgrafen – Die einzelnen Territorien und Orte – Sonderfragen – Zusammenfassung.

Zum Inhalt:

Die Reformation kann nur eingebettet in den allgemeinen Aufbruch zu neuen Ufern, die mit den großen Entdeckungen des ausgehenden 15. Jhs. sich ankündigen, gewertet werden. (3)

Unter dem ungarischen König Matthias Corvinus, der 1469 zum König von Böhmen gewählt wurde und 1479 im Olmützer Vertrag Mähren, Schlesien und die Lausitz in seine Hand bringen konnte, hatte es zeitweilig einen Landeshauptmann in Gesamtschlesien gegeben. Ansonsten war Schlesien in zwei streng getrennte Verwaltungsbezirke, Ober- und Niederschlesien, mit je einem Landeshauptmann geteilt. (5) Daneben zerfiel Schlesien noch in eine Reihe sehr unterschiedlicher kleinerer und größerer Territorien. Für Oberschlesien ergibt sich folgende Einteilung: Zu den Erbfürstentümern, die unmittelbar der Krone unterstanden, zählen die Herzogtümer Troppau und ab 1532 Oppeln-Ratibor. Die Herzogtümer, die nicht unmittelbar der Krone unterstanden, waren Jägerndorf und Teschen. (6) Die mittelalterliche deutsche Ostsiedlung hatte durch deutsches Recht und deutsche Siedlungsformen auch Oberschlesien in manigfaltiger Weise umgestaltet. Vorherrschend war das deutsche Element in den Herzogtümern Troppau-Jägerndorf und Teschen geworden, während im Herzogtum Oppeln es sich mit dem slawischen ungefähr die Waage hielt.

Da Oberschlesien keine territoriale Einheit bildete, war auch der Verlauf der oberschlesischen Reformation in den einzelnen Gebieten verschieden. Auf der Ebene der Landesfürsten war das Herzogtum Jägerndorf das erste, in welchem durch Markgraf Georg von Brandenburg lutherischer Gottesdienst institutionalisiert wurde. Im Herzogtum Teschen kam es 1545 zur organisierten evangelischen Kirche und etwas später (1563) in Pleß, in Beuthen zögernd seit 1551. (19)

Indem die Reformation das bestehende System des Patronatsrechtes, das sich im Zusammenhang der Stiftung von Kirchen und Kirchen-

vermögen entwickelt hatte, übernahm, wurden weite Gebiete auch in Oberschlesien dem Protestantismus erschlossen, vor allem wo der Landesherr katholisch war, die Grundherren aber weitgehend protestantisch.

Ein wesentliches Merkmal der Reformation war die Forderung, das Heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt zu spenden. Als weiteres Kennzeichen der Reformation kann man mit Vorsicht die Namensgebung der Kirchen mit einbeziehen, vor allem bei den in der Reformationszeit erbauten. (12)

Ihren Höhepunkt hatte die oberschlesische Reformation aufgrund der Erteilung eines Majestätsbriefes durch Rudolf II. (1576–1611) erreicht. Dieser Majestätsbrief vom 9. 7. 1609 war aber nicht das Produkt einer den Protestanten wohlgewogenen Gesinnung, sondern die Bankrotterklärung einer verfehlten Politik. In den durch die Herrschaftsinhaber erteilten Religionsprivilegien um die Jahrhundertwende wurde den Evangelischen Religionsfreiheit für „ewige Zeiten“ zugestanden. Allerdings dauerten diese „ewigen Zeiten“ nicht sehr lange, wie das Beispiel des Teschener Privilegs von 1598 zeigt, das der Herzog zwölf Jahre später wieder aufhob, indem er es symbolisch zerschnitt und auf einem silbernen Teller der Bürgerschaft überreichen ließ. (26) Im Jahr 1610 konvertierte im Herzogtum Teschen Fürst Adam Wenzel aus politischen Gründen zur katholischen Kirche und verbot daraufhin den Städten des Landes den lutherischen Gottesdienst. Mit der Entscheidung in der Schlacht am Weißen Berge in Böhmen 1620 begann die rücksichtslose Durchführung der Gegenreformation.

Eine Folge der Gegenreformation war, daß Pfarren verwaist waren, Kirchen zerfielen und das Kirchenvermögen sich dezimierte. Es lag in der Natur der Sache, daß die protestantischen Grundherren kein Interesse an der Erhaltung eines ihnen aufgezwungenen katholischen Kirchensystems hatten. Sie setzten dem äußeren Zwang passive Resistenz entgegen.

Nachrichten über Lehrstreitigkeiten innerhalb des Protestantismus tauchen in Oberschlesien erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf. Anlaß dazu war wohl das Hinneigen der Brandenburger zum Calvinismus (269). Interessant ist, daß die oberschlesische Theologenschaft dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach gegenüber die Unterschrift unter die Konkordienformel mit der Begründung verweigerte, daß die Streitfragen, die zur Konkordienformel führten, in Oberschlesien nie aktuell gewesen seien. (270) Sie befürchteten vielmehr, daß durch die Unterschrift der theologische Streit erst beginnen könnte, ganz abgesehen von der Angst vor einem kaiserlichen Eingreifen.

Während in Preußisch-Oberschlesien eine völlige, auch innerliche Rekatholisierung erfolgte, blieb im Inneren des Teschner Schlesien die

starke, geschlossene evangelische Minderheit trotz der Gegenreformation geprägt und in ihrem Glauben gestählt. „Hart wie ein Lutheraner um Teschen“ wurde zu einem geflügelten Wort. Heute stellt diese Gruppe trotz der geringen Zahl den einzigen konfessionell geschlossenen Block und die bestimmende Kraft in der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Polen dar. (306)

**Oskar Wagner, Mutterkirche vieler Länder – Geschichte der
Evangelischen Kirche im Herzogtum Teschen 1545–1918/20 –
H. Böhlau-Verlag, Wien–Köln–Graz, 1978**

Die Geschichte des Protestantismus im schlesischen Herzogtum Teschen ist als Modellfall für die evangelische Kirchengeschichte Altoesterreichs anzusehen. – Die Gemeinde der Teschener Gnadenkirche war die einzige in Oesterreich, die zum Zeitpunkt des „Toleranzpatentes“ von 1781 das Recht der freien öffentlichen Religionsausübung, eine eigene Kirche und Schule und ein eigenes „Konsistorium“ besaß. (S. 131) „Nach Gewährung der Duldung für Akatholiken wurde die evangelische Kirche Oesterreich–Schlesien durch die Gnadenkirche zu Teschen und die evangelisch gebliebene Stadt Bielitz zur Mutter- und Patenkirche der Evangelischen Kirche in den Ländern und Gebieten von der Bukowina bis Tirol und von Böhmen bis Triest“. (Vorwort)

Die aufgrund großer Sachkenntnis und Gründlichkeit geschriebene Arbeit beschäftigt sich im

Teil I mit dem Thema: „Von der Reformation bis zum Ende der Toleranzzeit“ (S. 9–226) und im

Teil II mit dem Thema: „Von der Gleichberechtigung bis zur politischen und kirchlichen Aufteilung des Herzogtums.“ (S. 227–486)

„Kulturell kreuzten sich in diesem südlichsten, an Mähren, Ungarn und Polen angrenzenden schlesischen Herzogtum deutsche, tschechische und – seit der Reformation – auch slowakisch–ungarische Einflüsse, während die Verbindung zu Polen seit Ende des 13. Jahrhunderts abgebrochen war. (S. 26) – Der deutsche Bevölkerungsteil des Herzogtums ging auf die von den Teschener Herzögen, der Kirche und dem Adel getragenen Kolonisation des Hohen Mittelalters zurück“. (S. 190) Beginn und Entfaltung der slawischen Frage in den Herzogtümern Teschen und Bielitz standen im Zusammenhang mit dem „Erwachen der slawischen Völker“ im Kaiserstaate der Habsburger.

Höhepunkt reformatorischer Entwicklung in Schlesien war der hart erkämpfte „Majestätsbrief“ Kaiser Rudolph II. für Schlesien vom 26. 8. 1609. „Der Übertritt Herzog Adam Wenzels zur katholischen Kirche im Jahr 1610 schließt den kurzen reformatorischen Abschnitt des Teschener Herzogtums ab“. (S. 27) „Politische Entscheidungen im Zusammenhang

mit dem Ringen der evangelischen Reichsstände und Ungarns mit der Gegenreformation und der europäischen Auseinandersetzung mit der Macht des Hauses Habsburg brachten auch dem Protestantismus bzw. der Laienkirche im Teschener Herzogtum und in der Herrschaft Bielitz eine Lockerung des ärgsten Druckes der Gegenreformation“ (S. 60)

Mit dem Abschluß der Altranstädter Konvention von 1707 begann auch in dem zu den kaiserlichen schlesischen Erbländen gehörenden Herzogtum Teschen und in der Herrschaft Bielitz ein neuer Abschnitt kirchlichen Lebens. (S. 63).

Was den Konfessionsstand in Teschen und Bielitz anbetrifft, so spiegeln die Agende von 1568 und die Kirchenordnung von 1584 buchstabengetreu den Geist des strengen Luthertums wider. (S. 23) Im Leben des der Gegenreformation erliegenden Protestantismus im Herzogtum Teschen bzw. der Herrschaft Bielitz bedeutet der Pietismus eine Wende. Die von den Hallenser Geistlichen und Lehrern in Teschen ausgehende Erweckungsbewegung erfaßte alle Kuratorien, die Mehrheit des evangelischen Adels, große Teile des ländlichen „Geheimprotestantismus“ und seit 1725 auch die Bielitzer Bürgerschaft. (S. 75) An der Teschener Schule wurde die polnische Sprache als Unterrichtsgegenstand aufgenommen. (S. 78) Nur ein Jahrzehnt dauerte die Blütezeit des Pietismus an der Gnadenkirche zu Teschen. Sie kam zum Erliegen durch die Auseinandersetzung und Feindseligkeit zwischen den Orthodoxen und den Pietisten in Teschen. Kaiser Karl VI. beendete diesen Streit durch ein Dekret vom 21. 1. 1730, das er in Übereinstimmung mit der Mehrheit der auf der Synode zu Rosenberg vertretenen lutherischen Kirche erließ. (S. 87)

„Einen tiefen Einschnitt in der Geschichte des Protestantismus des Herzogtums Teschen und der Herrschaft Bielitz bedeutete der Verlust der politischen und der kirchlichen Einheit des schlesischen Protestantismus.“ (1763) „Für Preußisch-Schlesien war mit dem Ende der Gegenreformation ein neuer Aufstieg der evangelischen Kirche im Zeichen der Religionsfreiheit und Gleichberechtigung gekommen. – Als einzige evangelische Kirche war demgegenüber die Gnadenkirche zu Teschen in Österreichisch-Schlesien verblieben“. (S. 97) In Österreichisch-Schlesien erlebte die Gegenreformation keine Unterbrechung.

Zerfall und Untergang der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, die territoriale Aufteilung des Kronlandes Schlesien unter die 1918 neu entstandenen Staaten der Tschechoslowakei und der Republik Polen führten zum Verlust der Einheit des österreichisch-schlesischen Protestantismus und leiteten einen neuen Abschnitt der Kirchengeschichte des ehemaligen Herzogtums Teschen ein. (S. 464)

Durch das reichhaltige im Text verarbeitete Quellenmaterial ist die gut

lesbare Arbeit von Oskar Wagner „Mutterkirche vieler Länder“ eine Fundgrube für das Studium der Kirchengeschichte Schlesiens.

Dr. W. Laug

Studia Śląskie (Schlesische Studien) Band 23/1978.

Der vorliegende Band des vom Schlesischen Institut in Oppeln herausgegebenen Jahrbuchs befaßt sich in der Hauptsache mit den Vorgängen in Preußisch-Oberschlesien und im Teschener Schlesien nach dem 1. Weltkrieg. Edmund Klein schreibt über „Die schlesischen separatistischen Konzeptionen November 1918 – April 1919“ im Zusammenhang mit dem drohenden Verlust Oberschlesiens. Andrzej Mikolajew behandelt das Anfang 1919 in Beuthen ins Leben gerufene Unterkommissariat des Obersten Polnischen Volksrates. Ferner erfahren wir etwas über die Beteiligung der polnischen akademischen Jugend am Kampf um Schlesien 1920/21, über die Organisation „Consul“ in Schlesien und die deutschen Freikorps, auch über die dreimaligen Reichstagswahlen in Deutsch-Oberschlesien im Jahre 1924 und die damit verbundenen Hoffnungen und Enttäuschungen im polnischen Lager. Wegen seiner im Abstimmungskampf gezeigten Sympathien für Polen hatte man gehofft, den Grafen Oppersdorf aus Oberglogau als Spitzenkandidaten für die polnische Liste gewinnen zu können. – In einem Aufsatz über die Propaganda der NSDAP in Oberschlesien 1932 wird die Vermutung ausgesprochen, daß auch ein Teil der polnischen Bevölkerung für diese Partei gestimmt habe, weil man sich als Ergebnis ihres Sieges einen Umsturz im Reich und damit die Möglichkeit eines raschen Anschlusses von ganz Oberschlesien an Polen erhofft habe.

Mit Zahlen geht man manchmal sehr großzügig um. So wird die Anzahl der Polen in der Zwischenkriegszeit in Deutsch-Oberschlesien mit 600 000–800 000, in Niederschlesien mit 60 000 angegeben, dagegen die Zahl der Deutschen in Polnisch-Oberschlesien mit Bielitz und Teschen mit „höchstens“ 170 000.

Die Auseinandersetzungen der Polen mit den Tschechen um das Olsagebiet werden ausführlich behandelt, und wir erfahren etwas über den „Sagan-Befehl“ nach der Flucht von 200 alliierten Fliegern aus dem Gefangenenlager Sagan im März 1944.

Studia Śląskie, Band 35/1979.

Im Mittelpunkt dieses Jahrbuches steht ein längerer Aufsatz von Karol Jonca, dem Chefredakteur des Jahrbuches: Die evangelische Kirche in Schlesien zur Rassenpolitik der NSDAP.

Im Mittelpunkt dieses in Oppeln erscheinenden Jahrbuches steht ein längerer Aufsatz von Karol Jonca, dem Chefredakteur des Jahrbuches: Die evangelische Kirche in Schlesien zur Rassenpolitik der NSDAP.

Edmund Klein berichtet über „Die deutschen separatistischen Konzeptionen in Schlesien zur Zeit der Versailler Konferenz“, und Alfred Konieczny versucht die polnische Widerstandsbewegung in Oberschlesien 1940–1944 zu entdecken, ein ziemlich vergeblicher Versuch, da von einem solchen Widerstand kaum etwas zu spüren war. – Jolanta Kwiatek bringt allerlei Statistiken über die Sprachverhältnisse in den Volksschulen Oberschlesiens 1902–1908, mit denen nachgewiesen werden soll, daß Oberschlesien eben doch schon immer ein polnisches Land gewesen ist.

Für uns besonders interessant ist eine Zusammenstellung von Briefen des damals im Prager Exil lebenden Wojciech Korfanty, geschrieben zwischen Mitte November 1938 und Mitte Februar 1939, an den Chefredakteur von Korfanty's Kattowitzer Tageszeitung „Polonia“. K. sieht die Folgen der Münchner Konferenz und beurteilt die Kurzsichtigkeit der Außenpolitik von Josef Beck, dem damaligen polnischen Außenminister.

W. Koderisch

Heinrich Bartsch: Die Städte Schlesiens (in den Grenzen des Jahres 1937), Leinen S. 372.

Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleuropa in Dortmund. Dortmund 1977, Postfach 380.

Heinrich Bartsch hat in diesem Werk den erfolgreichen Versuch unternommen, alle schlesischen Städte in den Grenzen von 1937, zusätzlich die Stadt Hultschin, jeweils in einer kurzen Übersicht darzustellen. Die jeweilige Übersicht teilt er wie folgt unter: Ortslage, Landesherrschaft (histor. Entwicklung), Stadtgründung und Stadtrecht, Siegel und Wappen, Einwohnerverzeichnisse, in Oberschlesien Stimmenabgabe bei der Volksabstimmung von 1921, Bauliches, Wirtschaftsstruktur, wichtige Behörden und Einrichtungen, Wehrwesen, Verkehrsverhältnisse, Kirchenwesen, Schulwesen, Presse, Literatur zur Stadtgeschichte, Kultureinrichtungen. In einem zweiten Abschnitt werden dann kurz die Ereignisse des Jahres 1945, die deutsche Presse nach 1945, die deutschen und polnischen Ortsbezeichnungen und Verwaltungszugehörigkeit, die Einwohnerzahl nach 1945 und die polnische Literatur über den betreffenden Ort angegeben. Ein deutsch-polnisches und ein polnisch-deutsches Städteverzeichnis mit Angabe der jeweiligen Verwaltungszugehörigkeit vervollständigen den Überblick. Er wird ergänzt durch ein Quellen- und Literaturverzeichnis und 16 Seiten farbige Bildwieder-

gaben der Stadtwappen. Eine Korrektur über 4 Städtewappen (Breslau, Friedland O/S, Guttentag und Landeshut) wurde ebenso nachgereicht wie eine Seite mit Berichtigungen. Das Buch ist ausgezeichnet geeignet, sich in kurzem über eine schlesische Stadt zu informieren. Auch dem Reisenden nach Schlesien ist es ein gutes Hilfsmittel. Es ist auch geeignet das wissenschaftliche Interesse zu wecken, um dann in eigener Arbeit bestimmten Forschungsfragen nachzugehen. Ein zweiter Band soll diese Arbeit vertiefen und vervollständigen. 3 Karten zeigen die Grenzen vor und nach 1945.

Frank Keitsch: Die sprachlichen Verhältnisse in Oberschlesien Teil der Wodjewodschaft Oberschlesien und das deutsche Minderheitsschulwesen in der Zwischenkriegszeit (15. Juli 1922 – 1. September 1939).

Broschur S. 224, Ratingen-Hösel, Bestelladresse: Stiftung Haus Oberschlesien, 403 Ratingen 6 – Hösel, 1977.

Dem Verfasser ist es zu danken, daß er ein heißes Eisen angefaßt hat: das Minderheitsschulwesen in Ostoberschlesien zwischen 1922 und 1939. In einem 1. Teil wird der Charakter der oberschlesischen Sprache, leider zu kurz, behandelt. Es folgt die Verbreitung der deutschen Sprache in Oberschlesien bis zum 1. Weltkrieg. Der hauptsächliche Teil 2 ist dem Minderheitsvertrage von 1919 und 1922 und seinen Auswirkungen auf das Minderheitsschulwesen gewidmet. Im folgenden Teil 3 ist die Arbeit der deutschen Minderheitsschulen bis 1937 dargestellt und der 4. Teil befaßt sich mit dem Sprachenkampf, der sich hier auf dem Boden der Schule abspielt und dem polnischen Standpunkt auf Grund einer polnischen Studie, die 1970 in Kattowitz erschien. Tabellen ergänzen das Bild und zeigen, wie das deutsche Schulwesen zusammenschrumpfte. Die Arbeit will der Gerechtigkeit dienen und damit, einen wichtigen Sektor der zwischenstaatlichen Beziehungen herausgreifend, zeigen, daß letzten Endes immer die Tatsachen sprechen und keine noch so gut gemeinten Vereinbarungen. Der gute Wille muß wachsen. Er allein fördert wirklich Versöhnung.

Jürgen Rainer Wolf: Steuerpolitik im schlesischen Ständestaat. Untersuchungen zur Sozial- und Wirtschaftsstruktur Schlesiens im 17. und 18. Jahrhundert.

J. G. Herder-Institut, Marburg/Lahn, 1978, Karton, S. 307.

Die Arbeit beginnt mit einem Quellen- und Literaturverzeichnis und Sigelverzeichnis. In 5 Hauptkapiteln werden 1. Zur Institutionsgeschichte des schlesischen Ständestaates. 2. Besteuerung und Arbeitskräftebedarf als entwicklungsgeschichtliches Moment der schlesischen

Agrarverfassung, die sich nun entfalten in den Gesinde- und Untertanen-Ordnungen; die gesetzliche Neuordnung der Agrarwirtschaft in den Jahren nach dem Westfälischen Frieden; in der Frage von: Bauernlegen und Bauernschutz; die Entwicklung der Bauernhufen im Fürstentum Breslau im Jahre 1683 (als ein Musterbeispiel); die weitere Entwicklung der Bauernschutzbestrebungen; die Auseinandersetzungen zwischen den schlesischen Ständen über den Bauernschutz und als Abschluß dieses Kapitels eine Zusammenfassung über diesen Teil schlesischer Agrargeschichte. Das 3. Hauptkapitel handelt über: Die Ansätze zur Reform der direkten Besteuerung bis zum Jahre 1705. Im einzelnen: Veränderungen der Besteuerung bis zum Jahre 1648; daran anschließend ein wichtiger Exkurs: Bevölkerungsbewegungen als Problem der schlesischen Wirtschaft. Weiter: Wiederaufnahme des Reformversuchs von 1648; vom: Übergang zur indirekten Besteuerung und sodann: die Rückkehr zur modifizierten Indiktion im Jahre 1671; schließlich: Auseinandersetzungen über die Revision 1686–1705. Im 4. Kapitel wird behandelt: Einführung und Scheitern der Akzise 1705–1720. Das Akzise-Experiment und Übergang zum gemischten Steuersystem; die Unruhen in Oberschlesien als Ergebnis dieser Steuerpolitik und oberschlesische Separationswünsche und Vermittlungsversuche kennzeichnen diese Zeit. Im 5. Kapitel wird dann die Umformung des Steuersystems 1721–1749 behandelt. Im einzelnen sind es die Beratungen der Wiener Konferenz von 1721; die zweite Revision 1730–1740 und schließlich die Durchführung der Steuerreform durch die preußischen Behörden. In 2 Schemata werden der Aufbau und die Gliederung der Ständeversammlungen und der Verwaltungsaufbau dargestellt. Ein Personen- und Ortsregister schließt die Arbeit ab. Der uns besonders interessierende Absatz über den Einfluß der Bevölkerungsbewegung auf die schlesische Wirtschaft zeigte verschiedene Gründe für die Auswanderung an. Aber der religiöse Grund: Die gegenreformatorischen Maßnahmen gegen die Protestanten darf nicht verkleinert werden, auch wenn Conrads in seiner Arbeit: Die Durchführung der Altranstädter Konvention (S. 201–206) meint, die Emigrantenzahlen seien zu hoch angesetzt. Conrads selbst (S. 206) zitiert einen Satz eines guten Sachkenners v. Krannichstädt: „Sicherm verlauth nach...“ sollen die über 50000 Webstühle in der Lausitz „mehrernteilß mit hisigen Webern (d. h. evangelischen schlesischen Webern) so emigrieret“ besetzt sein. Diese Zahl allein geht weit über 100000 Menschen hinaus, sodaß die von G. Eberlein in seiner Kirchengeschichte genannte Gesamtzahl von 200000 Emigranten (S. 86) eher zu niedrig als zu hoch angesetzt ist. Es wäre aber nötig, der Frage der Zahlen und Gründe der Emigration in und aus Schlesien genauer nachzugehen. Wolf stellt in seinem Exkurs ebenfalls sehr nüchtern diese Auswanderung fest, die natürlich auch auf die finanzielle steuerliche

Überbelastung für den einzelnen Bürger durch den finanziell schlecht dastehenden Habsburgerstaat zurückzuführen ist. Es war dem Habsburgerstaat auch in 100 Jahren nach dem Westfälischen Frieden nicht gelungen Dörfer und Städte, um mit Friedrich d. Gr. zu sprechen, zu „peuplieren“; viele Höfe in Stadt und Land waren noch wüst. Das hat Preußen unter Friedrich weitgehend verbessert. Auch war die preußische Steuergesetzgebung nach 1740 der habsburgischen überlegen.

Herbert Rister: Schlesische Biographie 1961–1963, Band 2. J. G. Herder-Institut Marburg/Lahn 1977, Karton S. 523–935. Großformat

Nachdem Herbert Rister im Jahre 1975 den 1. Band der Schlesischen Bibliographie für die Jahre 1961–1963 erarbeitet hatte, liegt aus seiner Hand im Auftrag der Historischen Kommission für Schlesien wie auch der 1. Band nun Band 2 vor. Es ist weiter vorgesehen, zunächst die noch fehlende Bibliographie für die Jahre 1958–1960 zu erarbeiten und dann einen gesonderten Registerband für das Titelmateriale von 1958–1963 herauszubringen. Herbert Rister hat allein in den nun vorliegenden 2 Bänden 11 774 Titel zusammengetragen und damit nicht nur eine Riesearbeit bewältigt sondern alle auch nur einigermaßen wichtigen Titel aus deutscher und polnischer Feder angezeigt, sodaß weiterer Forschung der Zugang ermöglicht worden ist. Die Hauptartikel in diesem Bande sind VI Wirtschaft mit vielen Untertiteln; VII Sozialgeschichte und Sozialpolitik; VIII Gesundheitswesen; IX Verfassung, Recht und Verwaltung; X Militaria; XI Geistiges und kulturelles Leben; XII Kirchliches Leben; XIII Sprache und Sprachgeschichte; XIV Literaturgeschichte und Literaturkritik. Auch die Titel VII bis XIV sind untergliedert. Ein Abkürzungsverzeichnis ist beigegeben. Hierbei zeigt sich wieder, wie sehr es nötig ist, daß bei uns die Kenntnis der polnischen Sprache mehr als bisher gepflegt werden muß. Über das Verdienstvolle dieser Arbeit ist kein Wort zu verlieren. Sie ist einfach ein überaus wichtiges Arbeitsmittel.

Deutsches Geschlechterbuch 4. Schlesischer Band, bearbeitet von Kurt Puschmann Verlag C. A. Starke Limburg/Lahn 1978

In diesem Band des deutschen Geschlechterbuches, also in seinem schlesischen Teil, hat Johannes Grünwald mit dem Stand von 1978 in seinem Aufsatz: Die noch vorhandenen Kirchenbücher Schlesiens und ihre derzeitigen Lagerorte – wichtige Hilfen besonders für die genealogisch und presbyterologische Forschung gegeben. Dem einleitenden Aufsatz folgt dann ein Abkürzungsverzeichnis für die Kirchenbuch-Lagerorte und dann ein alphabetisches Register nach evangelischen Kirchengemeinden. Die Kürzungen zeigen z. B. an, ob es sich um Tauf-,

Trau-, Beerdigungs- oder Konfirmationsregister handelt. Etwa 235 Kirchengemeinden (die verschiedenen städtischen Gemeinden wie etwa in Breslau und Liegnitz nicht mitgerechnet) sind noch mit Registern erfaßt. Das ist nur ein kleiner Teil aller schlesischer evangelischen Kirchengemeinden, von denen noch, und zwar keineswegs vollständig und alle Register umfassend, Kirchenbücher vorhanden sind. Im einleitenden Aufsatz weist auch Grünewald auf die vernichteten Bestände hin. Aber es werden sich auf der anderen Seite immer wieder nach Besuchen in Schlesien die eine oder andere Quelle noch auftun, und dies sollten diese Entdecker Herrn Pfarrer Johannes Grünewald (6471 Ortenberg-Selters) mitteilen. Ein folgender Abschnitt weist in Anmerkungen auf die Fundorte ebenso hin wie auf die Erlangung von Auskünften usw. In einem abschließenden Absatz werden die Register von schlesischen Militärkirchenbüchern nach Garnisonorten mitgeteilt. Wir weisen ausdrücklich auf diese verdienstvolle Arbeit hin.

Dr. Dr. G. Hultsch

